UC-NRLF
$B 41 344

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

1/4 BIND

NACH AMERIKA IN EINEM AUSWANDERER-SCHIFFE.

GRAF VAY DE VAYA.

ÜDER PAETEL
BERLIN·

40

Nach Amerika

in einem Auswandererschiffe.

—×—

Nach Amerika

in einem Auswandererschiffe.

Das innere Leben der Vereinigten Staaten.

Von

Mgr. Graf Vay von Vaya und zu Luskod.
Apostolischer Protonotar H. P. S. H., C. I. C., ꝛc.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1908.

Printed in Germany

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

E168
V38

Inhalt.

	Seite
Vorwort	7
Nach Amerika in einem Auswandererschiffe	11
Im Glanze und Elend von New York	30
a) In den Vorstädten New Yorks	30
b) Rund um Fifth Avenue	40
Die Gestaltung der Einwanderung in die Vereinigten Staaten	43
Die Eidesleistung des Präsidenten	70
Die Jugend und die Schulen	98
Arbeit	114
Geld und dessen Wert	124
Das geistige Leben	132
Die Stadt der Industrie (Chicago)	141
Quer über das Land (Agrikultur)	161
Die Stadt der Musen (Boston)	174
Bücher und Schriftsteller	189
Bilder und Maler	213
Die Schwarzen	235
Ein Besuch bei dem Präsidenten im Weißen Hause	246
Religiöses und kirchliches Leben	256
Der letzte Eindruck. (Im Jammertale der Monongahela)	272
Rückerinnerungen	283

M329998

Vorwort.

Der vorliegende Band enthält die Wiedergabe einiger Eindrücke und Beobachtungen, die ich bei meinen häufigen Besuchen in den Vereinigten Staaten von Amerika gesammelt habe.

Ich erhebe nicht den Anspruch, ein Buch über Amerika geschrieben zu haben. Meine Absicht war lediglich, einige der mir besonders auffallenden und für ein noch im Werden und Wachsen begriffenes Land charakteristischen Züge festzuhalten und ein paar von den Fragen, mit denen ich auf Grund meiner Beschäftigungen am besten vertraut bin, zu behandeln.

Daher habe ich mein Interesse mehr der abstrakten als der materiellen Seite der Dinge zugewendet. Die treibenden Kräfte selbst, weniger ihre Erzeugnisse sind — so gewaltig diese auch oft sind — Gegenstand meiner Aufmerksamkeit gewesen.

Die individuellen und vor allem die nationalen Eigenschaften haben mich am meisten interessiert.

Die Tatkraft und der Fleiß, der Erwerb und die Verwendung des Geldes, das Gedankenleben und die Intelligenz, die geistigen Bestrebungen und höheren Ideale in diesem Lande sind in erster Linie Gegenstand meiner Studien gewesen.

Kurzum, ich habe versucht, die geistigen Kräfte des Volkes und die Psychologie des Landes zu untersuchen.

Vom Augenblick meiner Einschiffung zu der langen, ereignisreichen Reise an lieferte mir die Gesellschaft von mehr als zweitausend Auswanderern eine in ihrer Art einzige Gelegenheit, die sittlichen und physischen Verhältnisse dieser unzusammenhängenden,

primitiven Menschenschar zu beobachten, die die Bevölkerung der Vereinigten Staaten vermehren und erneuern helfen sollte. Nachdem wir die Schranke am Ellis Island passiert und das gelobte Land betreten hatten, folgte ich den Einwanderern durch die einzelnen Stadien ihres neuen Daseins, wobei ich den außerordentlichen Vorteil hatte, mich unter all die verschiedenen sozialen Schichten mischen und an ihrem täglichen Leben teilnehmen zu können.

Was für ein Kontrast zwischen ihren bescheidenen Anfängen und späteren Fortschritten! Wie mußten sie zuerst kämpfen ums tägliche Brot, als Feld- oder Fabrikarbeiter oder Bergleute, bis es ihnen unter Umständen gelang, unabhängige Bürger zu werden, oder ihr höchstes Ziel zu erreichen — Millionäre zu werden! Ich gewann einen Einblick in die arbeitenden, wie in die unbeschäftigten Klassen — vom Dunkel der Hintergäßchen bis in die glanzvolle Pracht der Fifth Avenue.

Welch unbegrenztes Feld für die Untersuchung! Auf wieviel Überraschendes stößt man bei der Prüfung der Lebensbedingungen der einzelnen gesellschaftlichen Stufen! Es läßt sich schwer entscheiden, welche dieser Stufen die höchste individuelle Befriedigung und die größte soziale Sicherheit bietet; aber einerseits ist es klar, daß das Los der Arbeiter ohne Kapital oder andre Hilfsmittel sehr hart ist, und andrerseits, daß der Besitz eines Kolossalvermögens an sich noch weit entfernt ist, wirkliches Glück zu gewähren. Die soziale Evolution in den Vereinigten Staaten ist eine der fesselndsten Erscheinungen unsrer Zeit. Die Art und Weise, wie dieser Erdteil, der noch vor kurzer Zeit erst halbbevölkert war, sich entwickelt und zivilisiert, wird eins der wichtigsten Kapitel der Entwicklungsgeschichte der Menschheit füllen.

Seit der Unabhängigkeitserklärung sind viele Veränderungen vor sich gegangen! Aber man braucht gar nicht einmal so weit rückwärts zu blicken. Ich denke nur an die seit meinem ersten Besuch vor einem Jahrzehnt eingetretenen Umgestaltungen!

Amerika ist wohlgemerkt nicht nur eine Großmacht, sondern eine Vormacht geworden. Nach dem Kriege mit Spanien ist es in die Reihe der erobernden und kolonisierenden Mächte getreten, derart, daß seine Stellung längst über die Anwendung der Monroe-Doktrin von ehemals hinausgewachsen ist.

Seine gewerbliche Entwicklung ist noch bemerkenswerter, als die Zunahme seiner politischen und diplomatischen Bedeutung. Sein in den letzten paar Jahren erfolgtes Aufsteigen in die erste Reihe der Industriestaaten und zu seiner Berühmtheit als Land der Truste und Millionen ist um so erstaunlicher, wenn wir erwägen, daß es zu Beginn seines Aufschwungs eine ackerbautreibende Nation war.

Die inneren Umwandlungen sind nicht weniger wichtig als die Reihe äußerer Umwälzungen. Das Leben im allgemeinen wie im besonderen und die soziale Stellung des Landes und seiner Bürger beanspruchen unter den vielen bedeutsamen und neuen Erscheinungen das meiste Interesse. Man wird nie müde, die voneinander so abweichenden Lebenshaltungen der sich gegenseitig bekämpfenden Volksklassen zu studieren, sie in ihrem alltäglichen Leben, ihrer Arbeit und Erholung zu beobachten. Ferner wird man nicht versäumen dürfen, sich mit ihren Wünschen, Bestrebungen und Idealen vertraut zu machen.

Wie buntgewürfelte Scharen von Auswanderern, welche Mannigfaltigkeit von Volksstämmen hat seit der Landung der Mayflower dies gewaltige Land auf den täglich verkehrenden Passagierschiffen überschwemmt! Welche Fülle verschiedener Typen liegt zwischen den Pilgrim Fathers von ehedem und den Yankees unsrer Tage!

Wie diese alle ihre Abstammung und Bildung aus ganz verschiedenen Quellen ableiten, so stehen sie sich auch in Lebensweise und Weltanschauung ganz fremd gegenüber.

Haben frühere Verhältnisse das Volk höher befriedigt als die heutigen, oder umgekehrt? Die Frage wird immer unbeantwortet bleiben müssen, denn es läßt sich unmöglich feststellen, ob

der Einzelmensch in einer bescheidenen Lage oder im Streben nach märchenhaften Schätzen glücklicher ist.

Ich hatte den Wunsch, an Ort und Stelle und in naher Berührung mit ihnen die soziologischen Zustände in den Vereinigten Staaten zu studieren, Reich und Arm gleichermaßen persönlich kennen zu lernen, ihre tägliche Existenz mit ihnen zu teilen und ihre Bewertung des Lebens im besonderen und der Welt im allgemeinen zu erforschen.

In diesem Lande des Goldhungers und der Genußsucht ist mir zum Bewußtsein gekommen, daß Macht und Reichtum weder die Menschheit mit ihrem Lose auszusöhnen noch das soziale Gleichgewicht herzustellen vermögen.

Unstreitig sind die Amerikaner heute die reichsten Leute in der Welt — sind sie aber auch die glücklichsten?

Nach Amerika in einem Auswandererschiffe.

Ein langer und schriller Pfiff erschütterte die Luft des kalten Januarmorgens — ich habe niemals eine kältere oder trostlosere Dämmerung im Hafen von Fiume gesehen. Es war, als ob eine sonst so strahlende Natur Abschiedstränen vergieße. Sicherlich war ich niemals Zeuge einer traurigeren Abreise als die dieser verwahrlosten Auswanderer, die ihre alte Heimat verließen.

Als die Ketten aufgewunden wurden, ging ihr Gerassel einem durchs Herz, als ob alle früheren Bande zerrissen werden sollten. Alles Gedenken lang vergangener Tage, alle Erinnerungen der Kindheit schienen geschwunden zu sein, wie mit Gewalt zerstört. Alles, was man geliebt, versank — alle Wünsche, alle Hoffnungen, welche die Jugendzeit erleuchtet, schienen niedergezogen und ertränkt zu werden von den hungrigen Wogen, die das Schiff erbarmungslos hin- und herwarfen, als wir die Fahrt nach unsern neuen Zielen antraten.

Zweitausendvierhundert Arbeiter verließen ihr Vaterland, um in einer fremden Welt ihr tägliches Brot zu suchen. Wenn jeder Abschied schmerzlich ist, sei es auch nur ein solcher für kurze Zeit, um wie viel härter muß er denen sein, die ihr Alles zurücklassen, und oft auf immer. Im Hafen des Quarnero, der gewöhnlich einen so heiteren Anblick gewährt, als ob er nur für Feiertagsbesucher und glückliche Menschen geschaffen sei, machte dieses Schauspiel einen um so ergreifenderen Eindruck.

Fiume ist eine jener reizenden Städte, halb mittelalterlich,

halb modern, wo das Malerische der vergangenen und der Fortschritt der neueren Zeit sich vereinen, um mit ihren mannigfachen Kontrasten von Licht und Schatten ein wundervolles, ein leuchtendes Aquarellbild zu geben. Es ist erstaunlich, zu denken, wie dieser Teil des Adriatischen Meeres, ehemals so ganz unbekannt und verloren, in den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren einer der Mittelpunkte des Reichtums und der Mode geworden ist, wo prächtige Hotels, umgeben von Olivenwäldern, erstanden sind und Männer und Frauen von den verschiedensten Weltgegenden den Winter zubringen inmitten einer Bevölkerung von Fischern, die, unberührt von äußeren Veränderungen, ihr angestrengtes Leben wie vor hundert Jahren fortführen.

Während meines Aufenthaltes im Palaste des Gouverneurs — einer glänzenden Entfaltung von Marmor und Bronze und Heimstätte jeder Art von Luxus — benutzte ich, bis zur Abfahrt meines „Steamers", die Gelegenheit, mich in den Quartieren umzusehen, wo die größere Menge der Bevölkerung in einer elenden Lage lebt und die allgemeine Armut um so mehr von dem Pomp des offiziellen Stadtteils absticht. Aber ist es nicht ein seltsames Zusammentreffen, daß gewöhnlich in den Ländern, in denen die Zustände der arbeitenden Klassen am trübsten und düstersten sind, die Regierung einen um so größeren Aufwand zur Schau stellt?

Es war gerade die Zeit der Wahlen, so daß ich mich auch mit der Stimmung des Volkes bekannt machen konnte. Die Straßen waren gedrängt voll, und beständig kamen Tumulte vor wie in den Tagen, als die Frangipani ihr hochgetürmtes Schloß, das noch immer die Höhe krönt, gegen die unruhigen Bürger verteidigten. Jeder, der des Weges kam, brachte seine Beschwerden und seine Wünsche vor. Indessen, ich hatte nicht die Zeit, auf die Einzelheiten der Parteiinteressen und die Politik der freien Stadt Fiume einzugehen, die eine ganz ausnahmsweise eigene Verfassung hat, da sie wohl einen Teil des Königreichs Ungarn bildet und doch unter einem Generalgouverneur

autonom ist. Dies zu erklären, würde Bände erfordern und auch dann wahrscheinlich die Sache nicht klarer machen. Zum Glück habe ich mit Politik wenig zu tun. In diesem Falle war mein Beruf einzig, als Schiffskaplan eine Menge meiner armen Landsleute auf einer langen und kummervollen Reise zu begleiten.*)

Ich hatte mich freiwillig erboten, dieses Werk zu übernehmen, da ich gehört, wie groß die Not geistlicher Hilfe und moralischer Unterstützung auf Auswandererschiffen sei. Wenn wir bedenken, daß jede Stadt und jedes Dorf von geringerer Einwohnerzahl vielleicht, als eins dieser gewaltigen Fahrzeuge umfaßt, ja daß sogar die Kriegsschiffe der verschiedenen Flotten ihre Kirche oder ihren Kaplan haben, um wie viel nötiger ist es, daß hier für den Zuspruch des Geistlichen gesorgt werde, wo die Niedergeschlagenheit so groß und schließlich doch auch die Gefahr so nahe, wo alt und jung und beide Geschlechter so eng beisammen sind. Alle führenden Schiffahrtsgesellschaften verwenden die größte Sorgfalt darauf, ihren Passagieren jede materielle Annehmlichkeit zu sichern, gesunde Nahrung, ärztlichen Beistand und einen hinreichenden Vorrat von Medikamenten; aber sie scheinen noch nicht daran gedacht zu haben, wie wichtig es ist, in ähnlicher Weise auch für die moralischen Bedürfnisse zu sorgen.

Die Notwendigkeit einer solchen Hilfe zeigte sich in tragischer Weise sogleich beim Beginn unsrer Reise. Ein Matrose, der ein Segel reffen wollte, stürzte in den Schiffsraum hinunter und brach das Genick; er starb bald darauf mit Hinterlassung einer zahlreichen Familie. Ein noch traurigerer Fall ereignete

*) Obgleich eine Reihe von Jahren vergangen ist, seit der Auswanderertransport in Fiume begonnen hat, hat es doch die Ungarische Regierung bisher unterlassen, angemessene Vorkehrungen zum moralischen Schutze der auswandernden Arbeiter zu treffen. Daher schifft sich die Mehrzahl noch in den Häfen des Atlantischen Ozeans, besonders in Bremen ein, wo der Raffael-Verein und der Norddeutsche Lloyd verschiedene wohltätige und religiöse Anstalten für Bedürftige errichtet hat.

sich kurz danach und betraf ein armes Weib, das auf dem Wege war, sich mit ihrem in den Gruben von Westvirginia arbeitenden Ehemann wieder zu vereinigen. Sie hatte zwei Kinder, deren einem wegen seiner schwachen Gesundheit die Behörden nicht erlauben wollten, zu reisen, und das darum zu den mütterlichen Verwandten in Ungarn geschickt worden war. Es hatte jedoch zur Zeit unsrer Abfahrt seinen Bestimmungsort noch nicht erreicht, und die Unruhe der Mutter war so groß, daß sie beim Empfang eines von einer Dampfbarkasse gebrachten Telegramms: das Kind sei nicht angekommen, mit einem Schrei zu Boden fiel und in wenigen Minuten verschied. Ist es nicht natürlich in Augenblicken wie diesen, daß diejenigen, die zurückbleiben, eines moralischen Halts bedürfen und Trost in ihrem Glauben suchen?

Die Reise dauerte fast zwanzig Tage. Es waren endlose Stunden einförmigen Hin- und Herschaukelns auf einer traurigen Wasserwüste. Wie verschieden von meiner ersten Reise nach den Vereinigten Staaten in dem schwimmenden Palast „Kaiser Wilhelm der Große" im schönen Sommer 1900, als alles heiter und glücklich schien und das Schiff dicht gefüllt war mit Leuten, die Entbehrung und Sorge wohl niemals gekannt hatten, und zu deren vergnügtem Dasein das angeschaute Weltall einen fröhlichen Hintergrund bot.

Welchen Unterschied können zwei oder drei Generationen machen, und welcher Unterschied wird selbst im Leben eines einzelnen oft durch zielbewußte Tatkraft hervorgebracht! Wenn man die Biographie des einen oder andern Bürgers der neuen Welt liest, begreift man schwer, wodurch es Männern von reiferem Alter möglich ward, sich den ganz andern Bedingungen anzupassen und sich so zu entwickeln, um innerhalb weniger Jahre Leistungen von universeller Wichtigkeit vollbringen zu können.

Denjenigen, die den Vereinigten Staaten oder überhaupt neuen Ländern ihr Studium widmen, drängen sich vor allem zwei Fragen auf: 1. welche sind die für den Erfolg notwendigen Eigenschaften, und 2. welche Umstände und Faktoren bringen diese Eigenschaften zur Entwicklung?

Es ist ein unerschöpflicher Gegenstand der Untersuchung, woher die Masse der Bevölkerung kommt, die sich in neuen Kontinenten niedergelassen und sie besiedelt hat. Um dies festzustellen, müssen wir auf die Quelle zurückgehen, müssen wir die Auswanderer in ihren Heimatländern beobachten und bis zu einem gewissen Grade suchen, ihre Kindheit, das Richtmaß ihres Lebens und ihrer Arbeit, ihre sozialen Verhältnisse und moralische Existenz zu verstehen. Wir müssen eine Vorstellung von ihrer ganzen Geschichte haben.

Während der vielen Tage unsrer Fahrt hatte ich reichlich Zeit und Gelegenheit, meine Reisegefährten kennen zu lernen, und in den langen Unterhaltungen, in denen sie offen über ihre persönlichen Angelegenheiten sprachen, mich mit ihrer Denkungsart zu befreunden. Ich gewann einen Einblick in ihre Art zu denken. Es waren Leute aus den Ländern des östlichen Europa, meist Ungarn, einige Slawen und eine geringe Anzahl Deutscher. In ihrer äußeren Erscheinung zeigten sie natürlich eine große Verschiedenheit: die Ungarn waren dunkel, untersetzt, aber wohlgebaut; die Slawen hoch, schlank, hellfarbig und außerordentlich passiv; die Deutschen schienen, auch nach dem Temperament, die Mittelstufe zwischen beiden zu bilden: sie waren weniger feurig als die Ungarn, aber lebhafter als die Slawen — unzweifelhaft Menschen von ernsten Eigenschaften und praktischer Denkart. Je nach ihrer Abstammung drückten diese Leute ihre mannigfachen Klagen und Absichten in verschiedener Weise aus, blickten auf ihre Vergangenheit in verschiedenem Lichte und sahen auf die Verheißungen der Zukunft durch verschieden gefärbte Gläser. Aber ihre Beweggründe waren immer dieselben: das Motiv, weswegen sie ihr Land verlassen und mit der Vergangenheit

gebrochen hatten, war für alle das eine, die bittere Notwendigkeit.

Ich war besonders zu erfahren bestrebt, warum meine eigenen Landsleute in solchen Mengen aus ihrer Heimat fortwandern. Ungarn ist weit davon entfernt, übervölkert zu sein; es gibt dort ganze Distrikte, die der zwei- und dreifachen Anzahl ihrer gegenwärtigen Bewohner bedürftig wären. Heute noch sind weite Strecken unangebaut, während die natürlichen Bedingungen des Bodens und des Klimas sicher günstig und imstande sind, allen Anforderungen zu genügen. Und doch haben 100 000 Arbeiter vor zwei Jahren und 118 000 im letzten Jahre das Land verlassen. Wie dieser Zustand der Dinge zu verhüten und zu verbessern sei, ist eine von den brennenden Fragen des Tages.

Wir dürfen nicht vergessen, daß kein Volk sich gern und leicht von seiner Heimat trennt. Die Magyaren insbesondere sind eine patriotische, ihrem Vaterland ergebene Rasse: nur der Druck der unerbittlichen Not kann sie dazu bringen, von ihm zu scheiden. Zu gleicher Zeit wissen sie, daß sie in dem neuen Lande nicht willkommen sind. Die Gesetze für die Einwanderung werden mit jedem Jahre härter und richten sich alle gegen die Zulassung zu vieler Neuankommenden; Hunderte und Tausende werden unter mancherlei Gründen und Vorwänden in jedem Monat von den Behörden zurückgewiesen.

Es ist ganz verständlich, daß diejenigen, die im Besitze sind, das allzustarke Einströmen fremder Elemente und einen unliebsamen Wettbewerb nicht eben mit günstigen Augen ansehen. In der Tat besteht die Gefahr, daß diese in ganzen Schiffsladungen ankommenden Leute in der Hoffnung auf zweifelhafte Gelegenheitsarbeit in den Städten bleiben, anstatt weiter nach den dünner bevölkerten Distrikten zu reisen. Die amerikanische Regierung wünscht, so weit möglich, Anhäufung zu verhindern und die Inlandbesiedlung zu fördern. Aber die Anziehungskraft der Städte und die Möglichkeit allenfallsigen Erfolges in den

verkehrsreichen Mittelpunkten sind schwer durch ein Gegengewicht zu überwinden. Die großen Fabrik- und Handelsstädte zahlen dem geringsten Arbeiter Löhne von zwei bis drei Dollar den Tag, und dies ist eine zu mächtige Versuchung und hält die Einwanderer ab, weiter vorwärts zu blicken und tiefer ins Land zu gehen. Sie alle werden, wie ich bereits sagte, durch ursprüngliche Gründe getrieben. Sie brauchen zuerst ihr tägliches Brot, dann Kleidung, drittens ein Obdach; alle andern Bedürfnisse kommen erst später. Sie kämpfen um das Leben, und alle ihre Gedanken werden durch den Instinkt des Daseins und der Selbsterhaltung beherrscht.

Der erste Teil unsrer Reise ging längs der malerischen Küste von Apulien und Kalabrien. Eine der schönsten Landschaften lag vor uns ausgebreitet, mit dem Monte Gargano hoch emporragend über seinen immergrünen Abhängen — das Land, das nicht nur in der mittelalterlichen Geschichte, sondern in der der Zivilisation überhaupt eine so wichtige Rolle gespielt hat. Nun bot sich dem Blick eine prachtvolle Kathedrale, von den großen Päpsten ihrer Zeit erbaut; nun erschienen Festungswerke, Basteien mit Schießscharten und Wachttürmen, von den mächtigen Hohenstaufenkaisern errichtet; doch alles dies bedeutete meinen einfachen Reisegenossen nichts. Weder die Schönheit der Natur noch die glorreichen Erinnerungen der geschichtlichen Vergangenheit berührten sie. Nur einer oder zwei fragten mich, ob dies schon die Küsten von Amerika seien und nahmen, da sie eine verneinende Antwort erhielten, keine weitere Notiz davon, sondern wandten sich gleichgültig ab, wie von etwas, was ihnen nichts nützen könnte. Es ist schwer, den Gedankengang von Leuten zu begreifen, die niemals nach andern als nach elementaren Dingen getrachtet haben. Noch schwerer würde es sein, zu wissen, wie viel und in welcher Weise ihren Kenntnissen hinzugefügt werden müßte, um die Harmonie ihres inneren Lebens zu erhöhen.

Am dritten Morgen färbten die ersten Strahlen der Sonne den Gipfel des Ätna; mit einem rosigen Schimmer hob er sich ab von dem wolkenlosen Himmel, blau, wie er einzig in diesem herrlichsten Teile der Welt sein kann. Auch die See war blau. Zwischen Scylla und Charibdis, umgürtet von weißen Dörfern, die sich in den Wassern spiegelten, war die Natur so leuchtend, daß ein Empfinden von Liebe und Hoffnung sogar das Dunkel durchdrang, das auf den Gemütern dieser niedergedrückten Auswanderer lastete. Sie alle kamen an Deck, setzten sich mit ihrem Psalmbuch in einen Kreis und sangen diese schönen, alten Melodien, die sie zurückführten zu den Erinnerungen ihrer Heimat und Kindheit.

In Gibraltar sagten wir Europa Lebewohl. Wir hielten im Hafen einige Stunden, und ich hatte Zeit, an Land zu gehen und diesen einzigartigen Platz wieder zu besuchen. Einzigartig in der Tat, dieser Schlüssel des Mittelmeeres, wie man ihn nennt, eine der stärksten Festungen der Welt. Und doch sind diese unbesiegbaren Bollwerke, riesigen Kanonen und Pyramiden von Kugeln hinter Rasenplätzen, Bergspaziergängen und Blumengärten so kunstvoll versteckt, daß man auf ihre eigentliche Bestimmung gar nicht kommen könnte. Und ebenso sehen die Mannschaften, denen man begegnet, in ihrem frischen Segeltuch, ihren Scharlachjacken und andern glänzenden Uniformen so schmuck aus, wie sie hier, inmitten ihrer Familien, die Promenade auf- und abgehen, daß man sich schwer vorstellen kann, der Zweck ihres Lebens sei schließlich doch nur Krieg und Zerstörung. Doch wir wollen hoffen, daß der Ehrgeiz Gibraltars ein höherer sei: Verhinderung des Krieges und Erhaltung des Friedens.

Gibraltar gegenüber ist die afrikanische Küste sichtbar, die freilich unruhig genug ist, um beständig bewacht werden zu müssen. Wir passierten Tetuan, Ceuta und Tanger auf Kanonenschußweite. Tetuan ist sicherlich eine der charakteristischsten Städte des Orients, die ich kenne. Mit ihren weißgetünchten Straßen und ihrer Bevölkerung in weißen Burnussen erinnert sie

an eine der Feenstädte der arabischen Tausendundeine Nacht; sie ist auch bis jetzt noch unberührt von irgendeiner Art fremden Einflusses, und während meines Aufenthalts vor einigen Jahren trug es beträchtlich zur Erhöhung ihres Reizes bei, daß ich wußte, ich sei der einzige Ausländer innerhalb ihrer geschlossenen Tore. Gleich Fez und Marokko schien mir Tetuan die letzte Spur der Zivilisation der Kalifen und das letzte Überbleibsel des Ruhmes der Abencerragen. Mit welch andern Augen sieht man doch auf ein Land, in dem man die Städte, die Dörfer und das Volk kennt!

Den Rest unsrer Reise verbrachten wir auf der offenen See. Mehr als zehn Tage lang wurden wir von einer Seite zur andern geworfen, den größten Teil der Zeit über war das Wetter in der Tat sehr schlecht. Wir machten zwei regelrechte Orkane durch, trafen Eisberge und hatten Schneestürme. Arme Auswanderer! Ist es nicht natürlich, daß Leute, die nie zuvor auf See gewesen sind, den Mut verlieren und denken sollen, sie würden ertrinken!

Ich möchte nicht ein zu düsteres Bild vom Innern eines Auswandererschiffes geben; aber man kann sich leicht genug den Rumpf eines Dampfers vorstellen, in dem Tausende von menschlichen Wesen Tag und Nacht zusammengepackt sind. Selbst wenn es sich um zivilisiertere Menschen handelte, würde es nicht gerade wünschenswert sein, mit so vielen zusammengepfercht zu werden, wenigstens nicht, so weit angenehme Geselligkeit in Betracht kommt. Und doch muß ich von dem Betragen der Mannschaft mit hohem Lobe sprechen. Das Schiff hieß „Pannonia", eines der neuesten Typen der Doppelschraubendampfer, und alles war in Übereinstimmung mit den jüngsten Verbesserungen ausgestattet. Ein Teil des Schiffsrumpfes war für die Frauen und Kinder abgesondert. Die Mahlzeiten wurden gemeinsam genommen, die Kost war reichlich und die beste ärztliche Hilfe zur Hand. Aber wer, der an Qualen der Seekrankheit litt, konnte essen, oder was konnte Medizin ihm nützen?

Da war es merkwürdig zu sehen, wie diejenigen, die bei der Abfahrt am besorgtesten waren, sich zu vergewissern, ob ein guter Koch und ein erfahrener Arzt an Bord seien und nicht geglaubt hatten, daß ein Seelsorger von irgendwelchem Nutzen sein könne, nun, als das Essen ihnen nicht schmeckte und Arznei ihnen nicht half, zu mir kamen und am Gottesdienste teilzunehmen wünschten, um für gutes Wetter zu beten und daß der Allmächtige sie sicher an Land bringen möge. In solchen Augenblicken der Verzweiflung war nicht einer, wie alt oder abgehärtet er auch sein mochte, der seine Nichtigkeit und die Eitelkeit aller irdischen Dinge nicht ehrlich eingestand, den Willen des Höchsten anerkannte und sein Hoffen in die Hand Gottes legte.

Es war eine schwere Reise in jeder Hinsicht; sie war hart selbst für mich, der, wiewohl lang an Seefahrten gewöhnt, doch immer nur an all den Annehmlichkeiten der großen transatlantischen Dampfer teilgenommen hatte und den auch hier die Offiziere mit freundlicher Aufmerksamkeit behandelten. Sie waren sämtlich Männer von weltweiter Erfahrung, die das Leben und seine Leiden zu verstehen schienen und immer bereit waren, meiner Bitte um Beistand für irgendeinen der Zwischendeckspassagiere zu entsprechen. Lang, wie die Reise war, hatte ich doch keine Zeit, mich zu langweilen; denn mit einer so großen Anzahl von Pfarrkindern hatte ich alle Hände voll zu tun.

Mich verlangte, so tief wie möglich einzudringen in die psychologischen Gründe der Auswanderung, die in Ungarn so ungeheure Verhältnisse angenommen hat. Das einzige Mittel, das sich hierfür bot, war: viel mit den Leuten zu verkehren, die Meinung eines jeden der Reihe nach zu hören und so zu der allgemeinen Empfindung zu gelangen. Die Summe aller Beschwerden und Klagen, die mir vorgetragen wurden, immer in höchst lebhafter Sprache und zuweilen nicht ohne einen Anflug von Humor, gipfelten in drei hauptsächlichen Ursachen: erstens übermäßige Besteuerung; zweitens unzulängliche Lokalverwaltung; drittens die schwere Last einer langen Dienstzeit.

Hinsichtlich der Besteuerung waren die Klagen nur zu wohl begründet. Die Bürde der Steuern drückt schwer auf den Grund und Boden, während die großen Kapitalisten und Spekulanten fast abgabenfrei ausgehen. Dieses veraltete System, das aus Zeiten datiert, als Land der einzige Besitz war, kann von den großen Grundeigentümern noch getragen werden; aber da in Ungarn nahezu alle Kultivatoren des Bodens bäuerliche Besitzer sind, so genügen ein paar schlechte Jahre nacheinander, um sie zu ruinieren.

In Anbetracht der Lokalverwaltung und Rechtspflege gibt die gegenwärtige Methode einem Mißbrauch der Macht einen zu weiten Spielraum und wird, wie diese Leute mir erklärten, oft zu politischen und Parteizwecken gebraucht und nicht selten zur Erreichung rein persönlicher Vorteile.

Was den Militärdienst anbelangt, so waren sie damit etwas mehr ausgesöhnt. Einige betrachteten ihn sogar als eine gute Schule für ihre Kinder, und nur diejenigen schien er zu bedrücken, die von der Unterstützung ihrer erwachsenen Söhne abhingen.

Mit großer Teilnahme zuhörend, war ich erstaunt, welchen gesunden Menschenverstand und scharfes Urteil diese Leute entwickelten, und konnte ihren Auseinandersetzungen nichts entgegenstellen als die Hoffnung, daß die Zukunft bessere Dinge für mein armes Vaterland in Bereitschaft haben möge.

Endlich, an einem frostigen Februarmorgen, kamen wir in Sandy Hook an. Infolge eines heftigen Schneesturms, in dessen Schweifende wir gerieten, waren wir um zwei Tage verspätet. Ein prachtvolles Bild der Trostlosigkeit bot sich uns — alles war grau und weiß, ein silberner Nebel hing über der Küste, Flocken wirbelten durch die bitterkalte Luft, und der Seeschaum fror an den Schornsteinen des Dampfers; ganz bedeckt mit Schnee, muß es einem Geisterschiff geglichen haben, als wir langsam in den Hudsonstrom einliefen.

Plötzlich, wie durch einen Zauber, wurden die Umrißlinien der Riesenstadt sichtbar: Gebäude, irgendwo am Himmel hängend, Brücken, welche die Wolken überspannten und der majestätische Kopf der Kolossalstatue der Freiheit, welche die neu ankommenden Pilger begrüßte, schienen durch den Schleier von Dunst und Nebel zu brechen.

Die 2400 Seelen an Bord des Schiffes blickten mit Staunen; sie schienen auf das Bild vor sich ohne das geringste Verständnis zu starren. Welche können die Empfindungen dieser bescheidenen Menschen gewesen sein? Welche ersten Begriffe mögen sie sich gebildet und welche Eindrücke von ihrem lang erwarteten Lande der Verheißung empfangen haben?

Jede Ankunft ist bis zu einem gewissen Grade von Geheimnis erfüllt; jeder unbekannte Platz erregt unsre Einbildungskraft. Um wie viel mehr ist dies der Fall, wenn man eine sozusagen Neue Welt erreicht!

Aber zum Sinnen war nicht viel Zeit. Die Zoll- und Sanitätsbeamten kamen an Bord, um ihre Pflicht zu erfüllen, was sie mit der echt amerikanischen Schroffheit taten. Die in den Vereinigten Staaten übliche Art des Verfahrens ist von einheimischen, scharf beobachtenden Schriftstellern so oft beschrieben worden, daß ich nicht weiter darauf einzugehen brauche.

Wir warfen Anker in jenen riesigen Docks, die einen so charakteristischen Teil der Umgebungen von New York bilden. Aber wie verschieden war der Anblick heute von dem, den sie gewöhnlich dem Auge der Hereinkommenden oder der Hinausfahrenden bieten! Ankünfte und Abreisen sind in Amerika reich an Farben und Leben. Diese Docks zu sehen, wenn sie gedrängt voll von Menschen sind, wenn jeder Ankommende von irgend jemandem empfangen und jeder Abreisende von Verwandten und Freunden begleitet wird, wenn jede Hand Andenken und Blumen hält, wenn jedes Taschentuch grüßend winkt und Lebehochs sich mit den Klängen patriotischer Lieder mischen: das ist ein typisches, nie zu vergessendes Bild. Wie ganz anders heute! Die

Kais waren ſtumm und menſchenleer. Die ungeheuern, ſchuppenartigen Gebäude boten keinem ein Willkommen. Die verlorene Schar geringer Arbeiter erwartete niemand, außer den Dampfbarkaſſen, die bereit lagen, um ſie nach Ellis Eiland zu ſchaffen, wo ſie der Beſichtigung unterzogen werden ſollten.

Die Verordnungen über ankommende Schiffe ſind von den leitenden amerikaniſchen Blättern ſo oft beſprochen und noch öfter getadelt worden, die hervorragenden dortigen Politiker haben Gründe dafür und dagegen ſo mannigfach angegeben, daß es unnötig iſt, hier darauf einzugehen. Unſtreitig hat eine Nation das Recht, angemeſſene Vorſichtsmaßregeln zu treffen, um das Eindringen nicht wünſchenswerter Elemente zu verhindern. Kranke Weſen oder ſolche, die keinen Pfennig Geld haben oder nicht imſtande ſind, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, werden mit Recht zurückgewieſen. Aber wie bei allen Verordnungen iſt es auch hier ſchwer, Strenge, und feſte Regeln zu machen, ohne den Beamten einen großen Teil perſönlicher Verantwortlichkeit zu geben. In der Tat hängt der Geiſt, in dem die Vorſchriften ausgeführt werden, von den einzelnen Beamten ab und wechſelt daher ſehr. In einem Lande, das ſich ſo raſch entwickelt hat, iſt es doppelt ſchwer, einen idealen Maßſtab zu bewahren.

Meine eigene Erfahrung bei dieſer Gelegenheit war im ganzen ziemlich günſtig, und wir hatten keinen beſonderen Anlaß zur Klage. Die „Pannonia" hatte an Bord nur Leute, die in keiner Weiſe „unerwünſcht" ſein konnten: alle waren auf dem Lande geboren, an harte Arbeit gewöhnt und an Leib und Seele geſund. Sie alle beabſichtigten, in die Gruben- oder Ackerbaudiſtrikte zu gehen; denn die Ungarn ſind vornehmlich ein bäuerliches Volk, das in Städten zu leben nicht liebt; und nach der Beſichtigung brachen ſie ſämtlich auf zur neuen Tätigkeit in fernen Staaten.

Die Trennung fiel uns doch ſchwer. Wir hatten uns aneinander gewöhnt, und ich war für meine Bemühungen durch das mir geſchenkte Vertrauen reichlich belohnt worden. Wenn

ich auf die lange Reise zurückblickte, konnte ich mich nicht eines einzigen unangenehmen oder bedauerlichen Vorfalles entsinnen. Selbst diejenigen, die sich am meisten zurückgehalten hatten oder zu Anfang bis zu einem gewissen Grade gleichgültig gewesen waren, wurden allmählich mitteilsam. Und ich konnte nicht umhin, die bemerkenswerten Eigenschaften zu erkennen, die sich oft unter einer rauhen oder ungebildeten Außenseite verbargen.

Beim Abschiednehmen drückten diese einfachen Menschen ihre Gefühle in einer sehr rührenden Weise aus, indem sie eine Abordnung ihrer führenden Männer sandten, um mir für meinen geistlichen Dienst zu danken. In wenigen schlichten Worten äußerten sie ihre Dankbarkeit, und sie sagten das, was sie zumeist geschätzt hätten, wäre gewesen, daß ich sie mehr als Freunde, denn als niedriger Stehende behandelt hätte, und daß sie von der Aufrichtigkeit meines Wunsches für ihr Wohlergehen, meiner aufrichtigen Teilnahme für ihr künftiges Leben überzeugt seien.

Eines der tiefgehenden Probleme für jeden, der sich um die Lage der menschlichen Gesellschaft kümmert, ist: wie zu verhüten sei, daß die arbeitenden Klassen in sogenannten „Slums" untersinken und moralisch verkommen, wenn ein vollständiger Wechsel der Atmosphäre und Bedingungen ihres bisherigen Lebens Platz greift; wenn sie aus einem Dasein von fast archaischer Einfachheit kommen und in den Wirbel der Großstadt gezogen werden. Die Gefahren sind offenbar, und die Versuchung lockt, vielleicht noch mehr, wenn für die ersten Notwendigkeiten bereits gesorgt und Geld vorhanden ist, um es für sinnliche Vergnügungen, Spiel und Trunk auszugeben.

Für die neuen Ankömmlinge hören die alten hemmenden Einflüsse auf. Wir dürfen nicht vergessen, daß in seiner Heimat jeder von ihnen ein soziales Wesen war mit seinen eigenen Banden und Hindernissen, umgeben von Verwandten und Nachbarn, in deren Augen selbst der Ärmste wünscht, als ein ehr-

bares Mitglied der Gemeinschaft zu erscheinen; und wo die Kahlheit des täglichen Lebens durch die kleinen Interessen und den bescheidenen Ehrgeiz eines beschränkten Kreises weniger fühlbar gemacht wird. Bei der Niederlassung unter neuen Verhältnissen und verloren in einem wogenden Menschenmeer wird die Selbstachtung nur zu leicht eingebüßt und mag für immer dahin sein.

Die große Gefahr für solche Leute ist der Verlust des Glaubens. Wenn ihr religiöser Sinn schwindet, so bleibt ihnen kein höheres Ideal mehr, um dessen Platz einzunehmen, und sie fallen unter die Herrschaft ihrer niedrigeren Instinkte. Selbst in den Fällen, wo ihr materielles Leben nicht verdorben ist und das Pflichtgefühl sie abhält, mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten, reicht dies alles nicht hin, wofern ihnen die edleren Impulse und Antriebe, wie Familienliebe, Patriotismus und der Glaube an Gott fehlen.

Wenn in Amerika so häufig über die Neuankommenden geklagt wird, so sind dies immer solche der besseren Empfindungen ermangelnde Leute, die man als eine Quelle des Übels für die nationalen Bestrebungen ansieht.

Zuweilen auch wird der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß die Einwanderer nicht rasch genug mit dem Reste der Bevölkerung verschmelzen.

Die öffentliche Meinung geht manchmal sogar weiter, indem sie zu glauben scheint, daß fremde Länder versuchen, in den Vereinigten Staaten nationale Interessen zu entfachen. Ich weiß nicht, ob dem so ist oder nicht; aber aus Erfahrung sprechend, könnte ich nur sagen, daß es ein vergebliches Mühen sein würde. Daß erwachsene Einwanderer sich nicht so bald amalgamieren, ist kaum zu verwundern; denn für sie bestehen Schwierigkeiten der Anpassung an die fremden Charaktereigenschaften — Schwierigkeiten besonders der Sprache. Aber die Kinder, die auf dem Boden Amerikas geboren, sind so amerikanisch, wie wenn ihre Eltern mit den ersten Pilgern an Bord der „Mayflower" gekommen wären. Sie sind Yankees durch und durch, mit all dem

Überschwang der amerikanischen Jugend. Sie haben denselben Drang nach Arbeit und Tätigkeit und sehen, wenn sie in die Zukunft blicken, daß das Leben ihnen dieselben Gelegenheiten bietet, aus denen sie so vielen Nutzen zu ziehen hoffen, als sie durch eigene Begabung sich zu schaffen vermögen.

Der kommenden Generation kann es kaum eine zur Heimkehr lockende Versuchung sein, wenn ihre Eltern ihnen erzählen von dem Leben in den ungarischen Dörfern, an den bewaldeten Abhängen der Karpathen oder auf den Steppen des Flachlands und der Pußta mit all ihrer Melancholie und ihren zerbröckelnden Einrichtungen. Eine gewisse Anzahl derer, die, um Arbeit zu suchen, hinausgegangen sind, aber in einem fremden Lande keine Ruhe finden können, kehren heim, wenn sie eine bescheidene Summe zurückgelegt haben. Für die zweite Generation jedoch ist es eine Ausnahme, wenn es überhaupt vorkommt, daß sie, die in Amerika geboren und erzogen und mit den demokratischen Ideen der Gleichheit erfüllt sind, in das Land ihrer Väter zurückzukehren wünschen.

Während meines Aufenthaltes in den verschiedenen Teilen der Union war ich erstaunt, zu bemerken, welch kurze Zeit erforderlich, um die Nachkommen der Einwanderer aus den Ländern Europas — sei es aus dem skandinavischen Norden oder dem sonnigen Süden, aus Deutschland oder Polen — in ein neues Geschlecht zu verwandeln, das ein wenig von all den andern hat, zugleich aber unabhängig und eigenartig ist sowohl in seiner äußeren Erscheinung wie seinen inneren Eigenschaften.

Die Bevölkerung Amerikas bildet eine der merkwürdigsten Züge der modernen Zeit. Es ist nicht wenig interessant zu beobachten, wie der Überschuß Europas sich in diese neuen Länder ergossen hat und noch immer ergießt. Und noch lehrreicher ist es, zu verfolgen, wie diese Welle der Emigration sich bewegt hat; sie begann auf den britischen Inseln, ging von dort nach

dem Norden Europas, besonders Deutschland, erstreckte sich dann gen Osten und ist jetzt nach Österreich-Ungarn gelangt, von wo mehr als 200 000 jährlich auswandern. Dabei scheint eine regelmäßige Ebbe und Flut zu herrschen, in Anbetracht der Tatsache z. B., daß, während die Zahl der Auswanderer aus Deutschland vor zehn oder fünfzehn Jahren noch über 100 000 betrug, sie sich jetzt nur auf viel mehr als ein Fünftel derselben beläuft. Dürfte man demnach einen Vorausblick in die Zukunft wagen, wenn die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe der Doppelmonarchie zu irgendeinem Abschluß gelangt sein werden, so würde man erwarten, daß der Auswandererstrom, der jetzt am stärksten in der Karpathengegend ist, seinen indirekten Weg südostwärts fortsetzen und seine beträchtlichste Ergänzung in den Balkanländern finden wird.

Der ununterbrochene Bevölkerungszufluß nach den Vereinigten Staaten im 18. und 19. Jahrhundert kann, in Ansehung seines Umfanges und seiner Bedeutung, nur mit der Wanderung der Menschheit in der Dämmerung der Zivilisation verglichen werden. Millionen und Abermillionen haben ihr Vaterland in Europa verlassen und sich eine neue Heimat auf der andern Seite der Weltkugel gegründet. Es ist nicht zu ändern, daß diese Wanderungen zuweilen dem betreffenden Lande oder Individuum zum Schaden gereichen. Aber man kann der Freiheit des menschlichen Willens keine Fesseln anlegen. Und wer weiß, ob es nicht in Befolgung eines höheren Gesetzes geschieht, ob wir nicht die alles beherrschende Hand der Vorsehung darin erblicken dürfen, daß Länder, die nur von Wilden und Heiden bewohnt waren, in zivilisierte und christliche Staaten verwandelt worden sind.

Diese Überzeugung, die man in den ersten Zeiten der Kolonisation gehegt haben muß, ist neuerdings von Staatsmännern bei öffentlichen Anlässen noch entschiedener betont worden. Präsident Roosevelt legt in seinen Reden, die einen hohen ethischen Charakter haben, stets besonderes Gewicht auf einfaches Leben und gesunde soziale Verhältnisse, auf enge Familienbande und

Entwicklung des religiösen Gefühls als wesentlichste Pflichten des Bürgers und stärkste Garantien für die Wohlfahrt des Landes.

Aber ob Präsident oder Arbeiter — weder der, der den Staatswagen lenkt noch der, der ihn zieht, kann sich der Erkenntnis verschließen, daß, je größer und mächtiger ein Land wird, um so notwendiger sein inneres Leben sich im Verhältnis zu seinem äußeren Wachstum heben sollte.

Wenn der erste Ehrgeiz war, reich, und der zweite, mächtig zu sein, so sollte der dritte sicherlich sein: edler zu werden. Auf dem Auswandererschiff, mit dem ich gereist bin, hatte ich vorzügliche Gelegenheit, die Klasse kennen zu lernen, die den größeren Teil der Bevölkerung Amerikas bildet und beständig Millionen neuer Ankömmlinge liefert. Es leuchtet ein, daß für die ungeheuren Massen, denen es an allem gebricht, was zum Dasein erforderlich, die erste Notwendigkeit ist, sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen. Alle höheren Ansprüche, deren Entwicklung das vereinte Werk des Heims, der Schule und der Kirche ist, kommen später.

Diejenigen, die über Amerika geschrieben, sowohl Ausländer wie Amerikaner, und diese sogar noch mehr als jene, sind oftmals zu hart gewesen; sie haben die Rauheit der Sitten und die unfreien Manieren in den Vereinigten Staaten vielfach allzu scharf kritisiert, indem sie die primitive Natur der Verhältnisse, aus denen so viele Angehörige dieses Gemeinwesens hervorgegangen sind, in Anschlag zu bringen versäumten.

Wenn ich — fünf Jahre früher — bei meinem ersten Besuch mit allem bekannt geworden war, was der Eifer und Reichtum Amerikas hervorzubringen vermochten, im Glanze der New Yorker Gesellschaft, in der Feinheit literarischer und künstlerischer Bildung zu Boston, so war es nicht minder interessant, diesmal die Verhältnisse der unteren Klassen und das Leben der Arbeiter zu beobachten. Schließlich sind die letzteren die Nation und die ersteren nur die Ausnahmen. Es hat mir nicht an Gelegenheit gefehlt, die Eigenschaften derer zu bewundern, die noch nicht

zum Wohlstand gelangt sind, die der äußeren Politur ermangeln mögen, nicht aber des inneren Gehalts und der Tüchtigkeit.

Man ist nur zu sehr geneigt, die Menschen nach ihrem Äußeren zu beurteilen, ohne die Umstände ihres Lebens zu kennen, und wie oft hört man sie mit Beiwörtern bezeichnen, die sicherlich nicht passen. Wie häufig gebraucht man den Ausdruck „gemein", wo man „rauh" sagen sollte, oder „Sich-Vordrängen", wo doch „Energie" richtiger wäre. Wir bedenken nicht, daß die frischen Elemente, die durch ihre eigenen Anstrengungen emporgestiegen sind, viele der überlieferten Gewohnheiten, den Rest vergangener Tage, nicht verstehen und noch weniger schätzen — jene Lässigkeit und Trägheit, die noch immer den Anspruch erheben, für hochgebildet und vornehm zu gelten.

Doch ich hoffe, in späteren Aufsätzen alles hier nur Berührte weiter auszuführen. Nur so viel will ich noch sagen, daß das, was den tiefsten Eindruck vom Augenblick meiner Ankunft an auf mich machte, die Leistungsfähigkeit der Arbeit war, die vom Volk und vom Land verrichtet wird. Arbeit in ihrem Wesen an und für sich — Arbeit als abstrakte Kraft — kurz alles, was das Wort ausdrückt — Arbeit sowohl des Einzelnen wie der Gesamtheit. Es ist dieses offene und unbegrenzte Feld, diese Achtung vor der Arbeit, die nicht nur die tätigen Geister, sondern auch die Geringsten aus der alten Welt zu den Gestaden der neuen hinzieht. Die Arbeit, die da herrscht und als treibendes Motiv bewundert wird — die den niedrigsten der Bürger zu der höchsten Staffel der gesellschaftlichen Leiter erheben kann — die unermüdliche Arbeit, welche die Vereinigten Staaten zu einer der führenden Mächte der Gegenwart gemacht hat.

Im Glanze und Elend New Yorks.

a) In den Vorstädten von New York.

Wie verschieden uns doch ein Land erscheint, wenn wir nicht nur vorbeifahrende Reisende, sondern durch Arbeit und Pflichten daran geknüpft sind! Äußerlichkeiten beginnen eine andre Bedeutung anzunehmen und einen andern Wert zu haben. Was anfänglich eine bloße Sehenswürdigkeit war, entwickelt sich zu einer ernsteren Gestalt; was wir als eine Bühne ansahen, auf der „alle Männer und Frauen nur Schauspieler" sind, wie Shakespeare sagt, wird, von dem Augenblick an, in dem wir selbst teil daran nehmen, zu der Wirklichkeit, die wir Leben nennen.

Licht und Schatten, Tränen und Lächeln, Kummer und Hoffnung wechseln ab, jeder Augenblick ist ausgefüllt, und die Zeit wird eine Reihenfolge von Stimmungen und Gefühlen. Die geringste Kleinigkeit gewinnt für diejenigen, die sie angeht, durch die Umstände und deren Zusammenhang Wichtigkeit. Vorstellungen und Begriffe erhalten in hohem Grade erst infolge von zufälligen Ereignissen Bedeutung, und das ganze menschliche Dasein wird nur zu oft durch solche Faktoren beeinflußt und gestaltet, die wir selbst geschaffen haben.

In einem neuen Lande springen alle diese Tatsachen und Erscheinungen noch mehr in die Augen, und das lehrreichste Gebiet des Studiums ist die Entwicklung der sozialen Zustände, die Wohlfahrt der Menschheit, mit einem Wort die Kristallisation des Lebens.

Der Ursprung der Vereinigten Staaten und ihre innere Entfaltung bieten sicherlich ein Feld der Beobachtung und Untersuchung von unerschöpflicher Neuheit. Man wende sich in welche Richtung man will, nach rasch wachsenden Städten oder den stillen Farmen der fernen Prärien — man mag mit den Niedrigsten arbeiten oder sich unter die Reichsten mischen, immer wird man durch tausend neue Züge überrascht.

Was meinem jüngsten Besuch das meiste Interesse lieh, war die Mannigfaltigkeit der Umgebungen, in denen ich mich befand. Außer in den großen Städten verweilte ich auch auf dem Lande und hatte also Gelegenheit, sowohl mit all den berühmten Metropolen wie den ländlichen Distrikten des Westens bekannt zu werden.

Ich begann mit einem längeren Aufenthalt in New York, das die Schwelle der gesamten Neuen Welt ist. In New York hat der Neuankommende Gelegenheit, alles kennen zu lernen, was dies wunderbare Land hervorbringt, von all seinem Reichtum geblendet zu werden und eine Ahnung all seiner künftigen Möglichkeiten zu erhalten. Zu gleicher Zeit ist es New York, wo die Schatten am dunkelsten und Elend jeder Art am größten ist.

In der Tat war mein Aufenthalt in New York ein Wechsel von Licht und Schatten, der oft ohne jeden Übergang Wirkungen hervorbrachte wie ein sehr stark aufgetragenes Helldunkel. Des Morgens hatte ich Arbeit in den verschiedenen Vorstädten, in den ärmsten Teilen nahe dem East River, während ich am Nachmittag mit Leuten von Bildung zusammentraf.

Welch ungeheurer Abstand ist zwischen First und Fifth Avenue, wiewohl es nur einer sehr kurzen Zeit bedarf, um von der einen zur andern Straße zu gelangen. Rings um die erstere finden wir die niedrigsten Lebensbedingungen, in der letzteren die höchsten. In der ersteren begegnen wir, neben den Ärmsten des Volkes, den primitivsten Wesen, die soeben aus ihrer ehemaligen Existenz in weit entfernten Ländern gekommen sind; in der

andern allem Überfluß des Luxus. Beide Seiten sind gleich interessant, und beide zeigen gleich typische Züge. Mein Tagewerk lag hauptsächlich in den „Slums“ rund um Fourth Avenue nahe bei Brooklyn Bridge. Niemals habe ich ein elenderes Quartier gesehen, und doch ist Elend nicht das entsprechende Wort, wenigstens soweit das Äußere in Betracht kommt; denn alle Häuser sind mehrere Stockwerke hoch und mögen selbst Anspruch auf eine gewisse architektonische Schönheit gehabt haben, obwohl das jetzt wegen ihres baufälligen Zustandes und dicken Überzugs von Rauch und Schmutz schwer wahrzunehmen ist. Was das Pflaster anlangt, so glaube ich nicht, daß jemals eins dagewesen ist; die Straßen gleichen jetzt den Betten seichter Flüsse oder Rinnsteinen.

Die Bewohner scheinen von allen Seiten des Erdballs gekommen zu sein und jeden bekannten Typus darzustellen. Die Straßen, so breit sie sind, erscheinen zu eng, um die Masse der Bevölkerung zu fassen, die in ihnen ab- und zuströmt. Alles ist geschäftig; jeder trägt ein Paket, das Kleidungsstücke oder Nahrungsmittel enthält. Und wenn es sich auch nicht auf mehr als ein paar Lumpen oder verfaulte Früchte beläuft, so versuchen sie es zu verkaufen oder zu kaufen. Der Inhalt der Läden, die sich in langen Linien erstrecken, ist unbeschreiblich; alles, was man sich in einem solchen Trödelgeschäft nur denken kann, aller Abfall und Kehricht einer großen Stadt sind darin aufgehäuft. Diejenigen, die nicht einmal so viel haben, um eine von diesen Höhlen mieten zu können, schlagen ihre Buden längs der Straßen auf. Gefeilscht wird in allen erdenklichen Sprachen; man hört einen Italiener seine Apfelsinen anpreisen wie in St. Lucia, einen Deutschen mit einem französischen Knirps verhandeln, der in der Rolle eines Chefs an der Straßenecke Würste von zweifelhaftem Ursprung feilbietet, und sieht russische Auswanderer ihren „Wutka“ als ein Zeichen der Freundschaft mit polnischen Juden teilen.

Kinder dieser gemischten Abkunft tauchen wie Pilze aus

diesem Schmutz auf. Sie schwärmen überall umher, füllen die Straßen, die von ihrem Lärm und Geschrei widerhallen; auf jeder Türschwelle spielen ein paar von ihnen, und sie hängen aus jedem Fenster, als ob die Häuser wie Sardinenbüchsen schon bis zum äußersten Rande voll wären. Wenn die Armenviertel großer Städte immer traurig und finster sind, so sind es die von New York noch viel mehr, und wenn nicht tragisch, sind alle doch pathetisch.

Der traurigste Zug dieser unzusammenhängenden Bevölkerung ist, daß sie noch als Eindringlinge betrachtet und wie Parias behandelt werden. Sie haben noch nicht Zeit gehabt, sich mit den Übrigen zu amalgamieren, sie stehen auf der untersten Sprosse der bürgerlichen Leiter. Aber trotzdem ist es eben doch nur eine Frage der Zeit für jeden, den geeigneten Kreis der Tätigkeit zu finden und sich dann wie der Frosch aus der Kaulquappe zu einem neuen Wesen zu entwickeln. Es hängt von seinen Fähigkeiten ab, nach welcher Richtung er streben will und zu welchem Umfang seine Bemühungen erwachsen werden. Gering sehen sie aus, unverständlich mögen sie denen sein, die sie in diesem ungeordneten Zustand erblicken; aber wir dürfen nicht vergessen, daß nicht einer unter ihnen ist, der nicht ein Ziel vor Augen hätte, und nicht wenige sind, welche auch die Eigenschaften besitzen, um es zu erreichen.

Je besser ich dieses Viertel kennen lernte, und je öfter ich dahin zurückkehrte, desto mehr verschwand diese widrige Decke von Schmutz und Unrat, und die abstoßende Maske von Hunger und Blässe ward gelüftet. Und selbst dieser Schlupfwinkel eines dantesken Dunkels bekam etwas Fesselndes, und die gespensterhaften Gestalten erweckten Sympathie von dem Augenblick an, wo der Verkehr mit ihnen begann. Es war schließlich doch mehr als ein erschreckendes Bild und ernster als eine Empfindung, die schaudern macht und auf unsre Lippen, indem wir vorübergehen, Ausrufe des Entsetzens und des Mitleids bringt. Es ist immer noch Leben und Menschheit, wenn auch Leben in

seinem traurigsten und Menschheit in ihrem melancholischsten Anblick.

Die beiden kleinen Kirchen von St. Stephan und St. Elisabeth liegen in der Mitte dieses verlorenen Distrikts. Es sind anspruchslose Gebäude, von unansehnlichem Äußern und bescheidenem Innern. Hierher, an den Sonntagen, kommen meine Landsleute. Eben angelangt und gänzlich verloren, ist es für sie solch ein Trost, daß sie im Hause Gottes auf einen warmen, gastlichen Empfang rechnen dürfen. Wenn sie die ganze Woche gearbeitet haben und von den Fabriken wie verschlungen sind, tut es ihnen um so wohler, sich einmal wieder daheim zu fühlen und zu empfinden, daß sie mehr als Räder in einer riesigen Maschine sind.

Wie schwer muß es denen werden, die sich in solch niedrigen Verhältnissen befinden, fern von ihren Familien, mit wenig Freunden und in gar keiner Gesellschaft, gleich Wassertropfen in der See — wie schwer muß es ihnen werden, die Gleichheit des menschlichen Lebens zu erkennen! Ist es nicht einleuchtend, daß sie, die so wenig von dem empfangen haben, was die Welt zu bieten hat, und die stets, bis zu einem gewissen Grade, wie Stiefkinder behandelt worden sind, reichlicher Gelegenheit haben müssen, ihre religiösen Gefühle zu entwickeln und an der Kraft teilzunehmen, die der Glaube, und an dem Trost, den die Hoffnung gewährt.

Ein nicht weniger anziehendes Feld für die Missionsarbeit liegt in den Vorstädten, welche die große Stadt rings umgeben. New York zählt viele solcher Orte, von denen einige selbst Städte und Mittelpunkte der Fabriktätigkeit sind. Einige sind berühmt wegen ihrer Eisengießereien, andre wegen ihrer Fabriken von Wollen- oder Baumwollenwaren, andre wegen ihrer Ziegeleien oder Töpferwerkstätten, alle aber sind gleicherweise bevölkert von Tausenden von Arbeitern. Dies sind Leute, die auf einer höheren Stufe als die Bewohner der „Slums" stehen und mit den ersten Notwendigkeiten des Lebens versorgt sind. Einige von ihnen sind verhältnismäßig reich, verglichen mit dem, was sie bei ihrer

Ankunft waren, und die unverheirateten Männer haben im allgemeinen mehr, als sie gebrauchen. Man darf nicht übersehen, daß diese Leute dazu erzogen waren, wenig Bedürfnisse zu haben, und daß der Umfang ihrer Ansprüche gering ist. Einer ihrer höchsten Wünsche ist erfüllt, wenn sie jeden Tag Fleisch haben; ja, sie sind weiter gegangen, denn viele von ihnen haben innerhalb der vierundzwanzig Stunden ihre drei kräftigen Mahlzeiten. Die meisten haben auch ganz bequeme Wohnungen und können sich an Sonn- und Festtagen, oder wenn sie nicht an ihren Arbeitsplätzen sind, wie die Wohlhabenden kleiden. Sogar ein Überschuß an Geld bleibt ihnen, um es für Vergnügungen und Zerstreuungen auszugeben.

Ich spreche hier nicht von solchen, die große Familien haben, deren Anforderungen an ihre Mittel komplizierter werden, je höher sie in der sozialen Leiter emporkommen; aber auch nicht von solchen ausnahmsweise unverheirateten Männern, die geistig von Stufe zu Stufe steigen, wenn sie an materiellem Wohlstand zunehmen. Ich spreche von einem Durchschnittsarbeiter, dessen Versuchungen, seinen Erwerb in einer nutzlosen und zuweilen schädlichen Weise zu vergeuden, allzu groß sind. Seine freien Stunden werden gewöhnlich im Schankraum eines Wirtshauses verbracht; seine gebräuchlichsten Erholungen sind Kartenspiel und Trinken. Dieser Umstand allein erklärt die vielen Fälle des Niederganges und selbst des Ruins. Deshalb sind diese Arbeitszentren der Nährboden so vieler ungesunder Ideen und gefährlicher Agitation geworden. So viele verdorbene Gedanken und unheilvolle soziale und politische Bewegungen gären in dem gelben Blendlicht der Schnapspaläste. Anarchie, Fenianismus und alle Arten von Doktrinen, welche die Zerstörung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung einschärfen und eine beständige Drohung für den Staat und das Volk sind, werden hier gezüchtet. Brandstifter, Bombenwerfer und Mörder gekrönter Häupter sind hier ausgebrütet worden, und der Wahnsinn hat solch eine Höhe erreicht, daß sich wirklich ein menschliches Wesen gefunden hat,

das eine Höllenmaschine im Schiffsraum eines der großen atlantischen Dampfer verbarg, um ihn mit all seinen Insassen zu vernichten.

Alle diese Orte habe ich besucht; jeder Sonntag ward in einem derselben verbracht — in Passaic, Patterson, Hoboken, Hawerstraw, Yonkers — in allen diesen war ich aufgefordert worden, Predigten oder Vorlesungen zu halten. Um die Wahrheit zu sagen, so war ich zuerst neugierig, wie diese Leute mich empfangen und das aufnehmen würden, was ich zu sagen hatte. Nach allem, was man davon hörte, und allen Warnungen, die ich erhalten hatte, ist es leicht verständlich, daß ich auf das Ärgste gefaßt war. Zunächst zweifelt man, ob die besten Absichten nicht mißverstanden werden, oder ob es auf jeden Fall nicht eine Verschwendung von Zeit und Mühe ist.

Um so dankbarer bin ich der Vorsehung, daß ich, mit sehr wenigen Ausnahmen, nichts als angenehme Erinnerungen und die Genugtuung habe, zu wissen, daß meine Arbeit von einigem Nutzen für meine Mitmenschen gewesen ist.

Um damit zu beginnen: ich hatte höchst aufmerksame Zuhörer, die bei mehr als einer Gelegenheit mir dadurch zeigten, welch lebhaften Anteil sie an meinem Vortrage nahmen, daß sie nach dessen Schluß zu mir kamen und sich weitere Erklärungen ausbaten. In der Tat, ich war überrascht durch ihre bemerkenswerten geistigen Fähigkeiten. Sie entwickeln sich sehr rasch, die konzentrierte Arbeit scheint sie ungewöhnlich gewandt und klar zu machen. Der amerikanische Scharfsinn ist allgemein anerkannt, und von den höheren Kreisen weiß man in Europa, wie außerordentlich findig sie sind; in den unteren Klassen aber, wenn man mit ihnen in Berührung kommt, sind diese Eigenschaften sogar noch wahrnehmbarer.

Unter so vielen Vorstadt-Sonntagen ist nur einer mit einem Anflug unangenehmer Erinnerung verbunden, um — im Vorübergehen — eines Unfalls nicht zu gedenken, der bei einer andern Gelegenheit sich ereignete, als der Zug auf dem Wege

nach College Point entgleiſte und beinahe den Abhang hinabgeſtürzt wäre.

Was ich erzählen will, trug ſich in Paſſaic zu, der berühmten Stadt der Baumwollmanufaktur. Als ich früh am Morgen auf der Station anlangte, traf ich eine kleine Gruppe von Leuten, von denen ich anfangs glaubte, ſie ſeien gekommen, um mich zu empfangen, die jedoch im Gegenteil ganz niedergeſchlagen zu ſein ſchienen und mir erklärten, daß die vor der Kirche ſchon verſammelte Gemeinde über irgend eine Lokalangelegenheit in Streit geraten ſei, daß es einen allgemeinen Tumult und ſogar eine Schlägerei gegeben habe. Um eine lange Geſchichte kurz zu machen: Die Arbeiter waren gegen die kirchliche Obrigkeit aufſäſſig geworden und ſetzten hier ihre Beſchwerden fort, in denen bürgerliche mit kirchlichen Dingen vermiſcht waren. Das Ende davon war, als der Sonntag kam, daß die eine Partei die Kirche ſchließen, die andre dagegen ihren regelmäßigen Gottesdienſt haben wollte, und daß beide Faktionen vor der Türe handgemein miteinander wurden. In Anbetracht der Erregung der Menge ward ich gebeten, daß ich nicht verſuchen möge, näher zu kommen. Zu gleicher Zeit aber würde ich es nicht gern aufgegeben haben, meine Sonntagspflichten zu erfüllen, und alſo, nach kurzem Überlegen, entſchloß ich mich, es zu wagen.

Es war das erſtemal, daß ich einem amerikaniſchen Pöbel gegenüberſtand. Schon ehe wir die Kirche erreichten, konnte man ein Geſchrei vernehmen, das an Stärke wuchs, als wir unſerm Ziel nahten. Als wir an die Kirchtür kamen, drängte ſich dort eine ungeheure Menſchenmenge zuſammen, die offenbar die friedlicher Geſinnten abzuhalten ſuchte. Beim erſten Blick auf ſie konnte ich leicht die verſchiedenen Abſichten der ſtreitenden Parteien erkennen. Indeſſen, als ob ich nichts geſehen hätte, ging ich gradeswegs zur Tür und, wiewohl ſehr überraſcht, ließen ſie mich ohne eine einzige Bemerkung vorbeigehen. Die Meſſe begann wie gewöhnlich; nur die Muſik fehlte, da der Organiſt eines der Opfer des Kampfes war. Das tödliche Schweigen

innerhalb der großen und leeren Kirche erhöhte die Feierlichkeit des Augenblickes. Als die Glocken zu läuten begannen, kamen die Leute hereingeströmt und nahmen in immer größerer Zahl ihre Sitze ein, bis das ganze Schiff von einer dichten Menge gefüllt war. In meiner Ermahnung vermied ich sorgfältig jede Anspielung auf die Unerfreulichkeit des Morgens, zog es vielmehr vor, bei dem Gefühl der Vergebung und den Pflichten christlicher Liebe zu verweilen.

Sie schienen zu verstehen, meine Absichten zu würdigen, und waren sichtlich aufrichtig gerührt. Als ich die Kirche verließ, drängten sich alle um mich her, drückten ihren Dank, daß ich schließlich doch gekommen sei, in einfachen, impulsiven Worten aus und hofften, wenn sie es auch nicht verdient hätten, daß ich ihnen ein freundliches Erinnern in meinem Herzen bewahren werde.

Bemerkenswert war der Unterschied in ihrem Benehmen. Das Dunkel des Morgens war von Heiterkeit verscheucht; es war in der Tat jetzt „Sonnenschein nach Regen".

Ich schreibe all dies, da die ganze Szene so wesentlich charakteristisch für die Neue Welt ist: der Platz und seine Umgebung, die wachsende Stadt mit ihrer hölzernen Kirche, ihre aus verschiedenen Elementen gemischte Bevölkerung und vor allem die Heftigkeit der Leidenschaft, die sich in so widerspruchsvoller Weise kund gab.

Sind aber nicht Gegensätze einer der stärksten Züge der Vereinigten Staaten? Gegensätze überall — in den Werken der Natur und denen der Menschen, geographische, klimatische und ethnologische Gegensätze, allesamt gleich überraschend. Und die Kontraste, die das menschliche Leben zeigt, sind die größten von allen. Meine Erfahrungen von diesem Sonntagmorgen sind mir von beträchtlichem Nutzen gewesen: sie haben mich größere Konflikte und traurigere Kundgebungen der sozialen Umwälzung verstehen gelehrt. Das kleine Geplänkel in Passaic war einer der täglichen Ausbrüche gegen die hergebrachte Ordnung. Es war eine jener Auflehnungen, die unter verschiedenen Vorwänden und

verschiedenen Namen eine beständige Bewegung, gleich den Wogen des Meeres, verursachen.

Während meines Aufenthaltes in Chicago befand sich die ganze Stadt in einem Streik. Die Hälfte der Fabriken war geschlossen, und die Arbeiter kämpften in den Hauptstraßen der Stadt, wo jeder Mann, der sein Brot verdienen wollte, von einem oder zwei bewaffneten Schutzleuten begleitet ward und in jedem Augenblick Pistolenschüsse die Luft durchschnitten. — Ich hatte Gelegenheit, Zeuge der Gewälttätigkeiten während des großen Konfliktes in Pittsburg zu sein, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich offen befehdeten, wo Schlachten mit den traurigsten Folgen geschlagen wurden und diese Werkstatt kolossalen Reichtums das traurigste Bild des Elends darbot. Alle diese und viele andre dunkle Seiten des Lebens berechtigen uns zu denken, daß die Herstellung der sozialen Ordnung eine Frage ist, die von künftigen Geschlechtern ihre Lösung erwartet. Die großen Unterschiede, die durch die mannigfaltigen individuellen Fähigkeiten geschaffen werden, und die schrankenlose Gewalt des Starken über den Schwachen müssen sogar zu größerem Gegenstoß führen. Das Werk der Ausgleichung ist sicher eine sehr schwierige Aufgabe und kann nur durch Zeit und moralische Kultur vollbracht werden. Stets, so lange ich in Beziehung zu den unteren Klassen war, und während ich versuchte, die Klagen der amerikanischen Arbeiter zu verstehen, konnte ich nicht umhin zu bemerken, daß die hauptsächlichen Gründe der allgemeinen Unzufriedenheit eher einen abstrakten als einen materiellen Charakter hatten, trotzdem in den Vereinigten Staaten, wie in allen neuen Ländern, einzig dem materiellen Leben Wichtigkeit zugeschrieben wird. Alle Wünsche sind irgend einem greifbaren Gewinn untergeordnet und alle Bestrebungen auf den Besitz von Reichtum gerichtet.

Für den Neugekommenen, der nicht genug hatte, seine täglichen Bedürfnisse zu befriedigen, war dies ein natürliches Gefühl und durchaus berechtigt; es war wenig getan, um, sobald diese ersten Notwendigkeiten erreicht waren, sie durch höhere Bestre-

bungen zu ersetzen. Das Erwerben wird ein Instinkt, und zu gewinnen scheint der eigentliche Zweck des Lebens.

So, wenn das physische Dasein der einzige Faktor wird, identifiziert sich die Bedeutung des Lebens mit animalischer Energie und Kraft. Nur zu oft werden die feineren Empfindungen als scheinbar nutzlos, ja, zuweilen als Hindernisse für den Kampf um das Dasein geopfert. Etwas muß erreicht, ein greifbarer Lohn erfaßt werden, wenn die Flut des Lebens in ihren Ufern eingedämmt werden soll.

Auch scheinen materielle Interessen und Gewinn den einzigen Trost in den Wechselfällen des Tages zu gewähren. Für Schläge des Schicksals, wenn die menschliche Natur der Hilfe bedarf, ist wenig vorgesorgt, als ob in dieser tollen Jagd nach dem Erfolg das innere Leben völlig außer Betracht gelassen wäre. Der Begriff von Glück ist mit dem von Reichtum gleich gesetzt, und man hat nicht Zeit, die Eitelkeit dieser falschen Vorstellung in den Stürmen des Lebens sich zu vergegenwärtigen. Ein Glück, daß keine Zeit dafür ist, und daß das Anhäufen immer weiter geht; denn im Falle des Zusammenbruchs ist die Verzweiflung zu groß. Wie oft habe ich Menschen, auf dem Gipfel einer scheinbar erfolgreichen Laufbahn, und wenn sie alles erreicht hatten, wonach sie in der Kindheit getrachtet, klagen hören, daß ihr Leben in Wirklichkeit vergeudet sei. Ihre Jugend war hart, damit verbracht, dem Moloch zu opfern; später, als sie älter geworden, war jedes feinere Gefühl erstickt und jede edlere Regung ertötet, noch bevor sie zur Reife gelangt.

Wenn ich mich auf das verlassen darf, was ich gehört habe, so hat die Klasse derer, die Erfolg gehabt haben und nun ihre Muße genießen könnten, keinen Grund, von denen beneidet zu werden, die noch gezwungen sind, zu arbeiten.

b) Rund um Fifth Avenue.

An einem sonnigen und heiteren Winternachmittag entfaltet die vornehme Welt von Fifth Avenue in erstaunlichem Umfang

alles, was Gold kaufen kann. Die Häuser auf beiden Seiten strotzen von Marmor und gemeißelten Steinornamenten. Equipagen und Motorwagen von allen Arten rollen auf und nieder, und Fußgänger in kostbaren Pelzen drängen sich auf den Bürgersteigen. Es ist ein Anblick, so glänzend wie belebt. Es ist Leben in seiner höchsten Steigerung. Es ist „Vanity faire“ in seiner verführerischsten Gestalt, wenigstens wie es denen scheint, die glauben, Glückseligkeit darin zu finden.

Die amerikanische Gesellschaft ist von so vielen Federn geschildert worden, und die „oberen Vierhundert“ sind in der Alten Welt so wohl bekannt, daß ich nichts Charakteristisches über sie hinzuzufügen wüßte, das man nicht schon kennt. Wenn ich etwas Derartiges versuchen wollte, würde ich ausschalten, anstatt hinzuzufügen, weil ich die Züge, die von den Autoren gewöhnlich „wesentlich amerikanisch“ genannt werden, vielmehr als „wesentlich menschlich“ bezeichnen würde.

Man hört nur zu oft von der Prahlerei und Oberflächlichkeit dieser kleinen Welt; aber ist es nicht in allen Ländern ebenso? Es ist vielfach, besonders von amerikanischen Schriftstellern gesagt worden, daß ihre Millionäre die Nachbarn zu blenden suchten, und daß sie ihr Geld achtlos zum Fenster hinauswerfen, nur um Sensation zu machen. Aber geschieht dies nicht anderwärts auch, und finden wir die gleiche Vulgarität nicht in den aristokratischen Hauptstädten Europas?

Was so mannigfach als „amerikanische Vulgarität“ verurteilt wird, sollte angemessener „die Rauheit der Neuen Welt“ genannt werden. Wenn die Amerikaner überschwenglicher in ihren Kundgebungen, lauter in ihren Ausrufen und überströmender in allen ihren Äußerungen sind, so erklärt das ihre Jugend.

Kurz, Vergleiche sind „odiös“. Das Leben der Amerikaner kann mit dem unsren nicht in Vergleich gestellt werden. Sie sind unter andern Bedingungen geboren, haben sich in andrer Richtung entwickelt; alle diese Einzelheiten jedoch beschäftigten mich weniger als die wesentlichen Züge, die am Ende doch allein

von wirklicher Wichtigkeit sind. Eine solche kann ich dem Mobiliar und den Schmuckgegenständen amerikanischer Häuser, die in so manchen Reiseschilderungen genau und mit so vielem Humor beschrieben worden sind, nicht beimessen. Die Zurschaustellung von wirklichen und zweifelhaften Schätzen der Kunstsammler, die vergoldeten Zimmer mit ihren echten oder nachgemachten Wandteppichen: all diese glitzernde oder prunkhafte Szenerie ist von keiner Bedeutung und wechselt beständig je nach dem Grade der Entwicklung des Geschmacks und des Kunstverständnisses. Von Leuten, die ihr Leben in der harten Arbeit der Kontors zugebracht haben, kann man nicht erwarten, daß sie viel Gelegenheit gehabt haben sollen, die feinen Unterscheidungen von Kunst und Handwerk des achtzehnten Jahrhunderts zu studieren.

Mit gleicher Berechtigung könnten alle diese Bemerkungen auf das angewandt werden, was von den Manieren des Yankees gesagt worden ist. Wenn ich mich recht erinnere, war es der „New York Herald", in dem ich vor einigen Jahren eine sehr witzige Beschreibung, eine Art „Sittenstudie" amerikanischer Drawing-Rooms las, welche die kleinen Kunstgriffe, die übertriebene Strebsamkeit und die von Morgen bis Abend nicht ruhende Geschäftigkeit darstellte: wie jede freie Bewegung aus Furcht, man möge seine Rolle vergessen, unterdrückt und welche außerordentliche Sorgfalt von jedem angewandt ward, in einer einstudiert vornehmen Weise zu gehen, zu sitzen und zu sprechen.

Soweit ich in Betracht komme, konnte ich nicht mehr Manieriertheit als in jeder andern sogenannten „Gesellschaft" entdecken. Was ich an einer großen Zahl meiner Bekannten und Freunde zumeist bewunderte, war ihre Spontaneität. Aber, wie gesagt, was mich interessierte, waren nicht sowohl Formen und Äußerlichkeiten, als tüchtige Eigenschaften und metaphysische Kräfte. Um Leben und Menschen in den Vereinigten Staaten mit all ihren Möglichkeiten, Vorzügen und Schattenseiten zu verstehen, muß man vor allem begreifen, bis zu welchem Grade dieses künstlich gesteigerte Dasein zum allgemeinen Glück beiträgt.

Die Gestaltung der Einwanderung in die Vereinigten Staaten.

In einem früheren Abschnitt meiner „amerikanischen Notizen und Studien“ habe ich das Einwanderungsthema hauptsächlich von der abstrakten Seite behandelt und mich vorzugsweise auf einen allgemeinen Überblick über dies Gebiet beschränkt. Mein Bestreben war, die psychologischen Seiten dieses Problems zu untersuchen, die geistigen Zustände der Nation etwas zu beleuchten.

Beim Skizzieren der Leistungen, Gedanken und Fähigkeiten des Volkes war es mein Hauptziel, eine richtigere Vorstellung von den nationalen Bestrebungen zu geben und die geistigen Hilfsquellen, sowie die sittlichen Kräfte, die die Amerikaner zur Verfügung haben, in helles Licht zu rücken.

In nachstehendem wird es meine Aufgabe sein, tatsächliche Dinge und Ziffern aufzuzählen, um eine umfassendere und klarere Anschauung von der Lage zu ermöglichen. Hierbei kamen mir die fortlaufend veröffentlichten statistischen Werke, die die verschiedenen kommerziellen, sozialen und politischen Seiten des Lebens behandeln, sehr zu Hilfe. Darunter möchte ich besonders den großen und inhaltreichen, gewöhnlich als „Zensus“ bezeichneten Band erwähnen, der alle zehn Jahre von Staatswegen veröffentlicht wird und statistische Tabellen über jede Art von Dingen bringt.

Er ist so zusammengestellt, daß er es einem leicht macht, die mannigfachen Verzweigungen im Leben und Wachsen der

Nation miteinander zu vergleichen. So wird man in den Stand gesetzt, einen allgemeinen Überblick über die gegenwärtige Lage zu gewinnen, und sind unsre Betrachtungen über die vorliegende Frage bisher analytischer Natur gewesen, so müssen sie jetzt notwendigerweise synthetisch werden.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika bedecken, mit Ausschluß von Alaska und dem Indianergebiet, eine Fläche von 2 991 880 englischen Quadratmeilen und sind von beinahe 77 000 000 Seelen bewohnt. Diese staunenerregenden Zahlen gewinnen an Bedeutung, wenn wir daran denken, daß die Nation im eigentlichen Sinne erst ein Jahrhundert alt ist; daß Anfang 1800 nur etwa der vierte Teil des Landes bewohnt war und sich die Gesamtzahl der Bevölkerung auf ein paar Millionen belief. Die schnelle Eroberung des Bodens ist in der Tat überraschend, aber noch weit bemerkenswerter ist das ungeheure Anwachsen der Bevölkerung. Der „Zensus" gibt uns nicht nur einen Einblick in die gegenwärtigen Verhältnisse und Ziffern, mit seiner Hilfe überblicken wir auch die Entwicklung der Nation. Wir sehen z. B. daß, während die Zahl der Bewohner der Vereinigten Staaten im Jahre 1800 4 306 446 betrug, sie ein Jahrhundert später 66 990 788 erreicht hatte und zwar ausschließlich der Neger, die mehr als 10 Millionen ausmachen.

Diese Tatsache steht einzig da in der Weltgeschichte, und es wird von Interesse sein, einen Blick auf die einzelnen Stufen dieses wunderbaren Wachstums zu werfen und sich so einen Begriff von der gegenwärtigen Lage zu machen. Es steht fest, daß die bedeutende Bevölkerungszunahme in Amerika nicht auf den gewöhnlichen Naturgesetzen beruht, daß die Geburten nicht im Verhältnis zur Zahl der Erwachsenen stehen und daß der außerordentliche Reichtum des Landes die Ursache dieser abnorm hohen Ziffern ist.

Abgesehen jedoch von dem Zuströmen von Bewohnern durch Einwanderung, kann man durch vergleichsweise Betrachtung lokaler Geburtsstatistiken feststellen, daß das Anwachsen der Be-

völkerung in Amerika ganz gewaltig gewesen ist, und daß man sie ohne Übertreibung auf mindestens 25 Prozent in zehn Jahren schätzen darf. Zwischen 1860 und 70 blieb sie unter diesem Satze, indem die Register nur 23 Prozent aufwiesen, während des ersten Abschnittes der zweiten Hälfte des Jahrhunderts (1850—60) aber ging sie beträchtlich darüber hinaus, denn der Zuwachs hielt sich auf 30 Prozent und mehr. Um die Sachlage noch besser zu verstehen, ziehe ich einige Zahlen aus vorangehenden Zensusberichten heran. Da sehen wir denn, daß die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten, die sich 1810 auf 7 239 891 belief, 1820 auf 9 633 822, 1830 auf 12 866 020, 1840 auf 17 069 453 und endlich 1850 auf 23 191 876 Seelen angewachsen war.

Die erste Periode der Entstehung und Entwicklung des amerikanischen Volkes ist nicht nur reich an fesselnden und überraschenden Einzelheiten, sie zeigt auch das stärkste Anwachsen an positiven Zahlen. Danach tritt eine Abschwächung ein, aber im Jahre 1860 weist der Zensus 31 444 321, im Jahre 1870 38 558 371 Einwohner auf. Der Prozentsatz steigt dann wieder während der Jahre 1877—79 und das Jahrzehnt 1880—90 schließt mit 50 155 783 ab. Der verhältnismäßige Rückgang während der beiden letzten Dekaden — 1890 schloß mit 63 069 756, 1900 mit 46 303 487 ab — rief große Bestürzung hervor, und man forderte unverzügliche Maßnahmen zum Schutze gegen die Gefahr des Rassenselbstmordes, wobei Herr Roosevelt einer der beredtesten Anwälte der Bewegung war.

Es wurde berechnet, daß die Bevölkerungsziffer der Vereinigten Staaten 1900 mindestens 80 000 000 erreicht haben müsse. Diese riesige Zahl verblüfft schon an und für sich, noch überraschender aber wird sie, wenn man erwägt, aus wieviel verschiedenen Nationalitäten sie sich zusammensetzt. Seit die ersten Ansiedler — spanische, skandinavische, holländische, portugiesische, französische und englische Seeleute — den Schauplatz betreten haben, sind die Neuankömmlinge ununterbrochen von

allen Teilen der Welt herbeigeströmt. Die Auswanderungsbewegung nach Nordamerika ist sicherlich einer der bedeutsamsten Vorgänge der Zeitgeschichte. Sowohl hinsichtlich ihres riesenhaften Umfanges, als ihrer moralischen Folgen kann man sie nur mit der Völkerwanderung im Mittelalter vergleichen.

Die Frage der Einwanderung hat mich immer außerordentlich gefesselt, und mein Interesse wuchs noch, nachdem ich selbst die Überfahrt nach Amerika als Kaplan an Bord eines Auswandererschiffes gemacht hatte, auf dem 2400 Landarbeiter aus meiner Heimat Ungarn hinauszogen, um in den Bergwerken von Virginien eine Existenz zu suchen.

Allein aus Österreich-Ungarn betrug die Zahl der Auswanderer in der letzten Zeit jährlich 100 000 Köpfe.

Es ist interessant, den Ursprung und die allgemeine Richtung der von Europa nach Amerika flutenden Auswanderungswege zu verfolgen. Am Anfang des 19. Jahrhunderts stammten die Ankömmlinge hauptsächlich aus Großbritannien, besonders aus Irland. Gegen die Mitte des Jahrhunderts lieferten Deutschland und Skandinavien den Hauptanteil. Neuerdings und vornehmlich während der letzten Jahre ist der Bereich der Karpathen, darunter vor allem Galizien, Ungarn und einzelne Slawenstämme, der eigentliche Mittelpunkt der Auswanderung gewesen.

Aus Transsylvanien verbreitete sich die Bewegung nach Rumänien und über die weite ungarische Ebene nach Süden, nach Slawonien und Kroatien. In der nächsten Zeit werden zweifellos die Balkanstaaten ihren vollen Kontingent dazu stellen, wenn anders die Strömung ihren bisherigen Kurs, nämlich in südöstlicher Richtung beibehält.

Teilt man Europa in eine nordwestliche und eine südöstliche Hälfte, so bemerkt man, daß der Strom bei einer Abnahme im Nordwesten im Südosten wächst und mit geringen Unterbrechungen einen regelmäßigen Verlauf nimmt, nach den unerforschlichen Regeln eines ungeschriebenen Gesetzes. Um die Lage besser zu

veranschaulichen, will ich einige Daten aus den amtlichen Einwanderungsberichten geben. Zunächst werde ich auf die allgemeine Zunahme, sodann auf die Staatszugehörigkeit der Neuankömmlinge hinweisen.

Während des ersten Jahrzehnts der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, also zwischen 1850—60, beträgt die Gesamtzahl der aus den verschiedensten Gegenden in den Vereinigten Staaten landenden Einwanderer beinahe 2 000 000. Das folgende Jahrzehnt zeigt eine Steigerung um 25 Prozent, und die amtlichen Ziffern übersteigen die Zahl von 2 500 000. Zwischen 1860—70 nahm die Einwanderung beträchtlich ab, wenn sie sich auch immer noch auf über 2 Millionen hielt. Die Jahre 1870 bis 1880 verzeichnen wieder eine stärkere Landungsziffer von Fremden in den verschiedenen Häfen von Nordamerika als jemals vorher. 1880—90 erreichen die Einwanderungstabellen die Höchstzahl von 6 Millionen — mithin einen Jahreszuwachs von über 50 000 Seelen. Im letzten Jahrzehnt, 1890—1900, endlich, sind die Zahlen, wahrscheinlich infolge der neuen vom Kongreß zur Einschränkung der Einwanderung getroffenen gesetzlichen Bestimmungen merklich gefallen, wenngleich sie noch die gewaltige Zahl von 5 000 000 überschreiten.

So stellt sich in großen Umrissen das Bild der allgemeinen Bewegung während der letzten fünfzig Jahre dar; wir wollen nun einen kurzen Blick auf die Herkunft dieser verschiedenartigen neuen Bürger werfen. Da werden wir finden, daß die Ankömmlinge 1850—60 hauptsächlich dem Nordwesten von Europa angehörten und mehr als 2 000 000 stark waren, während Südeuropa nur mit ein paar tausend Seelen vertreten war. 1860 bis 1870 hat sich, wenn auch eine geringe, allgemeine Abnahme eintrat, die Zahl der von Mitteleuropa Kommenden nahezu verdoppelt. 1870—80 hob sich die Einwanderung aus dem Südosten derart, daß man die sechsfache Anzahl der im vorangegangenen Jahrzehnt Zugewanderten zählte, und 1880—1890 endlich überschritt die Zahl der Auswanderer aus Südeuropa

1 000 000. Fünfzig Jahre vorher hatte es eine Einwanderung von dort praktisch noch gar nicht gegeben, während des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts aber entwickelte sie sich so schnell, daß sie die aus dem übrigen Europa überholte: 1890—1900 entsendet der Südosten 1 842 000, während aus dem Nordosten nur annähernd 1 660 000 kommen.

Der nordwestliche Zustrom zeigt ein beständiges Anschwellen von 1850 bis 1890, ein allmähliches Wachsen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von zirka 2 000 000 bis auf fast 4 000 000. Dann tritt eine merkliche Abnahme um etwa ein Drittel ein, denn die Register des Jahres 1890 zeigen eine Gesamtzahl von 3 963 000 Seelen, und bei der letzten Aufstellung sind es nur noch 1 668 000.

Während dieser letzteren Periode der Abnahme wurden die großen Einrichtungen geschaffen, welche die Auswanderung aus den Mittelmeerhäfen, besonders denen der Adria, erleichtern. Die bedeutenden englischen und deutschen Dampfschiffsgesellschaften richteten regelmäßigen Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und den wichtigsten Handelshäfen Spaniens, Italiens, Griechenlands und Österreich-Ungarns ein. Agenturen wurden in den entlegensten Winkeln der einzelnen Länder eröffnet, und unentgeltlich arbeitende Auskunftbureaus erstanden allenthalben im Gebiete des Balkans und der Karpathen. Es lohnte sich wohl, die verschiedenen Methoden der Ausbreitung dieses großen Auswanderungssystems zu betrachten, doch liegt das außerhalb des Rahmens gegenwärtiger Untersuchung.

Aus den Spalten der „Zensus"-Berichte ersehen wir, in welcher Weise und in welchem Umfange die verschiedenen Länder des europäischen Festlandes an der Bewegung teilgenommen haben. Irland ist in dieser sozialen Erhebung vorangegangen und hat, so dünn bevölkert wie es ist, zwischen 1850 und 1860 nicht weniger als 1 000 000 seiner Kinder hinausgesandt. Während des Zeitraumes von 1860—1880 betrug die Zahl irischer Einwanderer jährlich ungefähr 500 000. Diese Zahl bleibt so ziemlich dieselbe während der folgenden zwanzig Jahre, 1880—1900.

Während dieser fünf zusammenhängenden Abschnitte von je zehn Jahren figuriert England mit 424 000, 607 000, 548 000, 807 000 und 342 000 Personen, die ihre Heimat mit den Vereinigten Staaten vertauschen, Deutschland in demselben Zeitraum, ebenfalls nach Jahrzehnten berechnet, mit 952 000, 787 000, 718 000, 1 453 000 und schließlich 544 000.

Berechnet man dann noch die skandinavischen Einwanderer mit 25 000, 126 000, 243 000, 256 000 und 379 000 Personen, so erhält man eine annähernd richtige Vorstellung von der Lage und von dem Zufluß aus Nordwesteuropa, der während des letzten Dezenniums so sichtbar abgenommen hat. Der Südosten zeigt dagegen ein wunderbares Aufrücken. Polen und Rußland gaben 1890—1900 mehr als eine Million ihrer Bewohner ab, gegen kaum ein paar tausend zwischen 1850 und 1860. Ebenso machte die italienische Einwanderung schnelle Fortschritte und zwar laut den statistischen Angaben in den fünf Jahrzehnten 1850—1900 wie folgt: 9000, 12 000, 56 000, 307 000 und 656 000. Österreich-Ungarn, das in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine kaum nennenswerte Auswanderung aufwies und auch noch von 1850—1860 nur ein paar vereinzelte Fälle zeigte, verhält sich im Laufe der Zeiten folgendermaßen: 1860—1870, 800 Personen; 1870—1880, 73 000; 1880—1890, 356 000; 1890—1900, 597 000.

Wir sehen demnach, daß sich die Auswandererbewegung mehr und mehr von ihrem ursprünglichen Mittelpunkt nach dem Osten und Süden von Europa hingezogen hat und von der angelsächsischen und deutschen Rasse, von der sie ausgegangen, zu den slawischen und romanischen Völkern übergegangen ist. Ob die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten jemals unter den Asiaten populär werden wird, ist ein weiteres interessantes Problem, das jedoch noch allzu fern im Dunkel der Zukunft ruht, um Gegenstand ernster Erwägungen zu werden. Die Zahl der aus Asien in den Vereinigten Staaten eintreffenden Personen war 1870—80 am stärksten, wo etwa 127 000 gezählt

wurden. Sie waren in der Mehrzahl chinesische Kulis; aber seit die asiatische Lohnarbeit Beschränkungen unterworfen worden ist, wird ihnen der Übergang nach Amerika sehr erschwert.

Setzen wir unsre Untersuchung der Auswanderungsbewegung im südöstlichen Europa fort, so finden wir ein stetiges Vorrücken in derselben Richtung. Im Jahre 1901 wanderten aus Polen und Rußland 85 557 Personen aus. Bei ihren Nachbarn, den Ungarn und Österreichern, war die Zahl bedeutend größer, sie betrug in diesen beiden Ländern zusammen 1901 113 390, in Italien 135 996. Zehn Jahre später zeigt sich eine allgemeine Steigerung, Polen und Rußland entsenden 107 347, Österreich-Ungarn 171 989 und Italien 178 375 Arbeitskräfte nach Amerika.

Seit 1901 ist das Anwachsen der Bewegung noch bedeutender geworden — aus Österreich-Ungarn allein sind nicht weniger als 350 000 Menschen im Laufe des letzten Jahres nach den Vereinigten Staaten gegangen und die Zahl wird, so hoch sie auch schon ist, wahrscheinlich zunehmen. Mit der Zeit werden die Jahresziffern vielleicht alle früheren Statistiken übertreffen, denn der Tag ist nicht fern, da die südeuropäischen Slawen, die Serben, Kroaten und ihre Nachbarn, die Rumänen und Bulgaren, auf Grund größerer Vertrautheit mit den atlantischen Transportmitteln und genauerer Kenntnis der Arbeitslöhne und Lebensbedingungen dort drüben, weniger Bedenken tragen werden ihr Glück in der Neuen Welt zu versuchen. Wir wundern uns gar nicht über die Verwünschungen der Amerikaner gegen die Ausländerinvasion, denn wenn wir die Blätter des „Zensus", der die Auswanderungsbewegung in ihrer ganzen Größe zeigt, durchfliegen, so macht uns der Ernst der Lage wohl oder übel betroffen. Aus diesen endlosen Zahlenreihen gewinnen wir auch eine Vorstellung von den ungeheuren Möglichkeiten, die diese sich immer mehr steigernde Bevölkerungszunahme für eine nicht ferne Zukunft eröffnet.

So beunruhigend jedoch auch das Bild auf den ersten Blick vom nationalen und sozialökonomischen Standpunkt aus sein

mag, so schwinden unsre Befürchtungen doch bei genauerer Betrachtung der Sachlage in ihren verschiedenen Beziehungen, und wir kommen zu dem Schlusse, daß eine wirklich drohende Gefahr nicht vorhanden ist.

In erster Linie muß man nicht vergessen, daß die heutige amerikanische Gesellschaft ein zu geschlossenes Ganze bildet, daß ihr Wohlstand im allgemeinen zu sicher gegründet und ihre Nationalität zu stark entwickelt ist, als daß ihre Fundamente leicht erschüttert, ihre Existenz aufs Spiel gesetzt werden könnte. Schon vor dem starken Zuströmen aller möglichen Nationalitäten besaß Nordamerika eine recht zahlreiche eingeborene Bevölkerung.

Diese Bewohner — zum weitaus größeren Teile Nachkommen der ersten Ansiedler — waren fast alle angelsächsischen und irischen Ursprungs, sprachen englisch und bewahrten die Sitten und Gebräuche ihres Stammlandes. Allmählich änderte sich der Typus gemäß den neuen Lebensbedingungen, und die Söhne Albions wurden Yankees. Beide aber sind im Grunde doch Schößlinge desselben Stammes.

Als die Einwanderung größere Dimensionen anzunehmen begann, zählten die Vereinigten Staaten schon 14 000 000 Einwohner. Die Neuankömmlinge beliefen sich in jenen Tagen auf höchstens ein paar hunderttausend im Jahr, die leicht in der vorhandenen ortseingesessenen Bevölkerung aufgingen. Schon während des ersten Menschenalters nach ihrer Landung machte sie einen Wandel durch und bildeten sich in nationalem Sinne um. Daher kann man getrost versichern, daß bis heute wenigstens die Einwanderung die Entwicklung der amerikanischen Nation in keiner Weise aufgehalten oder in Frage gestellt hat.

Freilich haben gewisse Hauptpunkte des Fremdenzustroms — einige der größeren Häfen — solche Anziehungskraft für die Neuankömmlinge bewiesen, daß sie sich dort gehäuft und mächtige Fremdenviertel gebildet haben. Und in der Tat haben sie sich bisweilen den Einflüssen der höheren Kultur ihres Adoptivvaterlandes zu entziehen vermocht.

Das mag beklagenswert sein, eine ernstliche Gefahr ist es nicht.

Nach den Berichten für 1900 ist die Lage folgende: Die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika betrug 76 303 387. Die Neger, von denen ich gleich zu reden haben werde, sind 9 312 599 Kopf stark. Die große Mehrheit des Volkes ist also weiß. Ferner sagt der Bericht, daß in der Gesamtzahl der Weißen, also in 66 990 788, das Fremdenelement von 10 250 079 Personen vertreten wird, die rasch und leicht aufgesogen und den neuen Forderungen gegenüber umgeformt werden. Die Zahl der in den Vereinigten Staaten geborenen Kinder ausländischer Eltern wird auf 15 687 322 geschätzt. Aber man darf nicht vergessen, daß bei der Masse von Kindern ausländischer Abstammung in etwa einem Drittel der Fälle eins der Eltern inländisch ist, gewöhnlich die Mutter, und das stellt eine angelsächsische Erziehung um so sicherer.

Offenbar führt uns also eine sorgfältige Durchsicht des „Zensus" zu dem Schlusse, daß die Mehrzahl der echten Amerikaner nicht nur angelsächsischer Herkunft, sondern unmittelbare Nachkommen der Pflanzerfamilien sind, die das Land vor der allgemeinen Zuwanderung bewohnten. — d. h. vor den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts.

Die Einwanderung in ihrem jetzigen Maßstabe ist verhältnismäßig jungen Datums. Der große Schub begann erst nach 1870, als die Bevölkerung von Amerika schon recht stark war. Wir können die Einwanderer zwischen 1870 und 80 auf 2 872 191 gegenüber einer Bevölkerung von 50 155 783 Seelen berechnen, während das letzte Dezennium 1890—1900 3 844 359 Einwanderer gegenüber 76 303 387 Bewohnern bringt.

Die gegenwärtige Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten wird auf über 80 000 000 geschätzt, von denen etwa 30 000 000 Ausländer sind. Dies scheint eine hohe, ja im Verhältnis zur nationalen Bevölkerung bei weitem zu hohe Zahl zu sein. Aber man muß bedenken, daß, wie schon gesagt, ein beträchtlicher

Teil des fremden Kontingents amerikanische Angehörige hat und viele der Fremden auf amerikanischem Boden geboren sind.

Um uns diese Tatsache um so besser zu vergegenwärtigen, halten wir uns an den letzten Zensus — den wir für so genau halten dürfen, wie es die Umstände nur erlauben. In gerechter Würdigung der vielen Hindernisse und Schwierigkeiten bei solchen Aufstellungen finden wir bei Gruppierung der Ausländer nach ihrer Zahl, daß Deutschland an der Spitze steht, Irland an zweiter Stelle folgt, England an dritter, während die Skandinavier den vierten Platz innehaben. Wir sehen also, daß die nördlichen und westlichen Länder Europas numerisch am stärksten vertreten sind. Frankreich entsendet eine im Verhältnis zur Zahl seiner Bewohner sehr geringe Zahl von Auswanderern. Bei den süd- und osteuropäischen Ländern, wo die Auswanderung erst in den letzten Jahren größeren Umfang angenommen hat, sind die Ziffern noch immer niedrig.

Die amtlichen Verzeichnisse der dauernden Bewohner fremder Nationalitäten weisen nach dem „Zensus" auf: Deutsche 7 829 631; Iren 4 973 373; Engländer 3 012 043; Skandinavier 2 180 497; Englische Kanadier 1 301 796. Bis 1900 machen die Angehörigen andrer Nationalitäten zusammen nicht mehr als 1 000 000 aus, die italienischen und slawischen Kontingente müssen aber in den letzten fünf Jahren diese Zahl überschritten haben. Im Jahre 1900 allein sind 731 981 Italiener, 687 671 Polen, 685 176 Russen, 434 617 Österreicher, 356 830 Böhmen und 216 391 Ungarn verzeichnet worden.

Neben diesen auf jedes Land entfallenden Zahlen gibt der „Zensus" auch eine Rubrizierung der Fremden nach der Nationalität ihrer Eltern — d. h. er teilt sie in Familien, in denen beide Eltern Ausländer und solche, bei denen Vater oder Mutter amerikanischen Ursprungs ist. Auch werden alle in den Vereinigten Staaten geborenen Fremden und die auswärts geborenen amerikanischen Bürger getrennt klassifiziert. Dies ermöglicht einem die Bildung einer genauen Vorstellung von dem

Prozentsatz fremder Elemente in den Vereinigten Staaten und von der von jedem einzelnen Lande geleisteten Kontribution.

In allen diesen vier Gruppen ist Deutschland am zahlreichsten vertreten. Die Zahl der Deutschen mit beiden nichtamerikanischen Eltern beträgt 6 244 104; mit Vater oder Mutter amerikanischer Herkunft 1 585 574. Die bei weitem größere Anzahl derselben, nämlich 5 155 286 Personen, waren auf amerikanischem Boden geboren, gegen 2 674 398 in Europa geborene.

Für die andern europäischen Länder stellt der „Zensus" folgendes fest: Bis 1900 trug Irland 4 000 954 Seelen bei, mit rein irischen Eltern, und 977 419 mit nur einem Teil der Eltern fremden Ursprungs. Von dieser Zahl waren 1 758 263 in Irland, 3 220 110 in Amerika geboren. Die englischen Auswanderer verhalten sich folgendermaßen: mit beiderseits englischen Eltern 1 957 817; eins der Eltern englisch, eins amerikanisch 1 057 226; im Ausland geboren 1 152 943; in den Vereinigten Staaten geboren 1 859 300.

Für die vierte große Gruppe, die Skandinaviens stellen sich die Ziffern, wie folgt: 1 949 280 mit skandinavischen Eltern; 234 217 mit Eltern gemischter Geburt; in der Heimat geboren 1 070 028; im Adoptivvaterlande geboren 1 110 469.

Wendet man dieselbe Methode der Unterabteilungen auf Süd- und Osteuropa an, so gruppieren sich die Auswanderer nach: 1. Personen, die von ausländischen Eltern abstammen; 2. Personen aus europäisch-amerikanischen Mischehen; 3. auswärts geborene Personen; 4. in den Vereinigten Staaten Geborene; mit folgenden Ziffern:

	Italien	Österreich	Böhmen	Ungarn
1.	706 789	408 167	325 379	210 300
2.	25 492	26 450	31 451	6 091
3.	487 995	279 562	157 019	143 633
4.	243 986	160 055	199 811	72 753

Für Polen und Rußland, wo die Auswanderungsbewegung immer weiter um sich greift:

	Polen	Rußland
1.	668 514	669 464
2.	19 157	15 412
3.	377 753	422 263
4.	309 918	262 913

Wie hoch auch diese Ziffern schon sein mögen, sie gestatten doch keine sichere Schätzung der zukünftigen Möglichkeiten, und wahrscheinlich wird der nächste Zensus eine Offenbarung für uns bedeuten.

Die Auswanderung aus Südeuropa, besonders aus dem Karpathen- und Balkanbereich hat eigentlich erst seit Beginn des jetzigen Jahrhunderts eingesetzt. Seit den letzten beiden Jahren hat sich bei diesen Völkern eine Massenauswanderung gezeigt. Um so mehr überrascht es daher, daß seit 1900 die Zahl der jährlich aus ihrer südeuropäischen Heimat Ziehenden, die höchsten Ziffern der im gleichen Zeitraum aus den nördlichen und westlichen Ländern Europas Auswandernden erheblich übersteigt.

Im ersten Jahre des 20. Jahrhunderts steuerte Italien nur 135 996 Neuankömmlinge bei; Österreich-Ungarn 113 390; Rußland und Polen 85 257; Rumänien und Griechenland 13 065. Demgegenüber sind die höchsten Zahlen aus dem nordwestlichen Europa für 1901 folgende: Skandinavien 39 234; Deutschland 21 651; Irland 30 561; England 12 915 Seelen. Im Jahre 1902 zählen die Auswanderungslisten: für Italien 178 375; für Österreich-Ungarn 171 989; für Polen und Rußland 107 347; für Rumänien und Griechenland 15 300; dem stehen als Ergebnisse für Nordeuropa gegenüber: Deutschland mit 28 304; Irland mit 29 138 und England mit 13 338.

Das Steigen der südlichen Auswanderung ist im Jahre 1903 noch bemerkenswerter, denn da sandte Italien fast 20 000

Auswanderer monatlich hinüber. Die Gesamtzahl betrug 1903 für Italien 230 622; für Österreich 206 011; für Polen und Rußland 136 093. Diese Zunahme hat sich im Jahre 1904 erhalten, und die Einschiffung in den Häfen der adriatischen Küste erreicht eine doppelt so hohe Zahl wie in den früheren Jahren.

Das Interessanteste an der ganzen Auswanderungsfrage liegt für mich in der vom südöstlichen Europa ausgehenden Bewegung, an der meine Heimat Ungarn beteiligt ist. Nirgends mit Ausnahme von Italien hat, wie wir gesehen haben, die Auswanderung solche Dimensionen angenommen wie in Österreich-Ungarn. Aber angesichts der Einwohnerzahl der beiden Länder Italien und Österreich-Ungarn, ist der Prozentsatz der aus der Heimat Scheidenden im letztgenannten Lande ohne Frage höher. Ungarn allein, mit seinen etwa 18 000 000 Seelen hat im Verlaufe des letzten Jahres (1904) mehr als 125 000 seiner Kinder auf diese Weise verloren.

Die durch solche nie dagewesene Landflucht hervorgerufene Besorgnis erklärt die Vorbeugungsmaßnahmen, die die Kammer in der letzten Session getroffen hat. Man ist aufs eifrigste bemüht, den Fluch der Verödung fernzuhalten, den die Auswanderung über Irland gebracht hat: denn dort schrumpfte die einstige Bevölkerung fast auf die Hälfte zusammen, und ganze Landstriche wurden fast völlig entvölkert.

Die Hauptklagen der arbeitenden Klassen sind jedoch durch die Vorsichtsmaßregeln nicht behoben oder auch nur gemildert worden. Denen, die ein wirkliches Interesse an der Sache nehmen und ernstlich darauf bedacht sind, das Volk an die Heimatscholle zu fesseln, bietet sich als erstes Mittel zur Besserung der Zustände die Neugestaltung des Steuerwesens, denn die schweren Lasten und Steuern drücken hauptsächlich auf die Schultern der arbeitenden Klassen.

Die mangelhafte Form der Verwaltung, mit ihrem Despotismus und ihrer Korruption ist eine weitere schwerwiegende Ursache, die viele zum Auswandern treibt. Diese Mißstände er-

strecken sich ziemlich gleichmäßig über das ganze südöstliche Europa, und von allen Seiten erheben sich drohende Proteste gegen die herrschende Bedrückung, die Hunderttausende armer Leute veranlaßt, jenseits des Ozeans eine Zuflucht zu suchen.

Ihre Zahl wird rasch abnehmen, sobald die innere Lage dieser Länder sich gebessert haben wird, sobald günstigere soziale Bedingungen und ein besseres Verwaltungssystem geschaffen sein werden. Strengere ökonomische Maßnahmen und ein gesicherterer kommerzieller Wohlstand sind nötig, um einen Rückschlag herbeizuführen und die Leute daheim festzuhalten.

In dieser Hinsicht verdient das Beispiel Deutschlands Nachahmung. Dies Land, das während der ganzen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die größte Zahl Auswanderer nach Amerika stellte, hat in den letzten paar Jahren nur einige tausend Untertanen eingebüßt. Das beweist, daß der innere Aufschwung eines Staatswesens und günstige Erwerbsbedingungen die sichersten Mittel sind, die Bevölkerung im Lande zu halten. Künstliche Schranken dagegen sind ganz eitel und nutzlos.

Betrachten wir die Auswanderungsfrage einmal von jenseit des Ozeans her. Dann sehen wir, daß das Problem in den Vereinigten Staaten nicht weniger Grund zum Unbehagen und zur Abwehr bietet. Vom Anbeginn der Landflucht in Europa an, haben drüben Befürchtungen gegenüber einem allzu reichlichen Fremdenzustrom ihren Ausdruck gefunden. Diese Proteste sind während der letzten zwanzig Jahre des vergangenen Jahrhunderts nachdrücklicher erhoben worden, als Deutschland und andre nordwesteuropäische Länder einen Strom von Hunderttausenden von Arbeitern an die amerikanischen Küsten wälzten. Die Vereinigten Staaten erhoben auch Einspruch gegen den Zusammenschluß der Neuangekommenen nach Nationalitäten, da dies eine Übervölkerung der großen Einwanderungszentren befürchten ließ.

Folgt man den Neuankömmlingen in die verschiedenen Niederlassungsgebiete, so findet man die Deutschen am stärksten

in Illinois, Indiana, Ohio, Wisconsin, Michigan, Iowa, Missouri, Nebraska und den Staaten der Mississipi-Niederung und an den Seen vertreten. In diesen Gegenden beträgt ihre Zahl mehr als 5 000 000. Ein Blick auf die Karte der Vereinigten Staaten zeigt uns deutlich, warum die Deutschen sich vorzugsweise in diesem Bezirke festsetzen. Er enthält die beiden großen Städte und Handelszentren Chicago und St. Louis. In diesen beiden Städten überwiegt die deutsche Bevölkerung. In New York, in den Industriebezirken von New Jersey und den großen Handelsplätzen von Pennsylvanien zählen die Deutschen mehr als 2 000 000, und der größere Teil von ihnen findet in New York selbst und den umliegenden Ortschaften Beschäftigung. Man versichert, daß nach Berlin New York die größte Zahl deutscher Einwohner hat.

Auch die Irländer suchen die Städte und die am längsten bestehenden, best bebauten Distrikte der amerikanischen Union auf. Dort überragen sie an Zahl bei weitem alle andern Fremden und bilden mit einer Gesamtzahl von 3 000 000 Seelen etwa 60 Prozent der ländlichen Bevölkerung. In Neu-England, Connecticut, Massachusetts und Rhode-Island sind sie über eine Million stark und in New York haben sie diese Zahl längst überschritten.

Der Durchschnittsirländer, der in Amerika als schlichter Taglöhner oder Landarbeiter ankommt, hat von vornherein ein Ziel im Auge — nämlich, möglichst bald eine kleine Geldsumme zusammen zu bekommen, die er dann in irgend eine große, oft recht nebelhafte Unternehmung steckt. Der Eindrücken zugängliche Charakter, die lebhafte Einbildungskraft, das sanguinische Temperament dieser Kinder Erins macht sie zu geistiger Arbeit tauglicher als zu körperlicher. Daher sehen wir sie eifrig darauf bedacht, unabhängige — wenn möglich leitende Stellungen zu erringen.

Unter den unteren sozialen Stufen zählte die Polizei viele Irländer zu ihren Mitgliedern, und in einer noch tieferen Schicht schafft sich mancher Ire eine unabhängige Existenz als Droschken-

kutscher. In den höheren Sphären des Lebens rekrutieren sich Anwälte, Journalisten und Richter in großer Menge aus den Reihen der Iren, wenn auch die Iren im allgemeinen eine politische Laufbahn vorziehen. In den Wahlkampagnen, die in den Vereinigten Staaten so häufig stattfinden, herrscht das irische Element vor. In diesen heftigen politischen Kämpfen übernehmen sie gern die Führung, und gewöhnlich findet man sie an der Spitze der Opposition.

Die Skandinavier dagegen bevorzugen ein ruhiges Leben; sie dringen immer tiefer ins Innere des Landes vor und beschäftigen sich vorwiegend mit landwirtschaftlichen Aufgaben. In den Weststaaten stellen sie 50 bis 60, ja bisweilen 70 Prozent der Gesamtbevölkerung dar. Das skandinavische Element wird in Illinois auf 238 000, in Wisconsin auf 238 000, in Nord-Dakota auf 93 000 und in Süd-Dakota auf 48 000 geschätzt.

Die Engländer sind überall verstreut und gehen den verschiedensten Beschäftigungen nach. Im allgemeinen kommen sie drüben mit einer richtigeren Vorstellung von dem Lande und seinen Möglichkeiten an als die meisten andern Einwanderer.

Da sie die Sprache kennen und vor allem unternehmend veranlagt sind, so formen sie ihr Leben nach ihren persönlichen Neigungen.

Bezüglich der Einwanderer aus Süd-Europa ist es schwierig zu sagen, nach welcher Seite hin ihre besondere Vorliebe geht.

Die Bewegung ist zu jungen Datums, als daß man sie beurteilen könnte, um so mehr, als die Möglichkeit besteht, daß diese Menschen unter den neuen Lebensbedingungen ihre ganze Lebensrichtung wechseln.

Die Italiener, die hierzu den Hauptkontingent stellen, scheinen sich vorzugsweise überall dort anzusiedeln, wo sie eine Möglichkeit sehen, in bescheidenem Maße ein Geschäft zu machen. Sie sind mäßig, von einfachen Sitten und unermüdliche Arbeiter. Es gibt keinen Beruf, den sie verachteten. Man trifft sie so ziemlich überall, als Straßenkehrer, Stiefelputzer, Streichholz-

verkäufer, Limonadenhändler, Haarkünstler und Pastetenbäcker, und zwar zieht es sie notwendigerweise in die großen Städte, die den besten Markt für ihre mannigfachen Gewerbe darbieten. Nur recht wenige von ihnen kommen mit der Absicht hinüber, sich dauernd in Amerika niederzulassen, denn alle lieben ihre schöne Heimat, das milde Klima und das sorglose Leben im sonnigen Süden viel zu sehr, um sonst irgendwo ihr Heim aufschlagen zu wollen. Die Mehrzahl verläßt daher die Fremde, so bald sie ein paar tausend Dollar „gemacht" haben, die, mit fünf multipliziert, in ihrem Vaterlande ein beträchtliches Kapital bedeuten.

Die polnischen, österreichischen und ungarischen Einwanderer sind wieder ganz anders. Erstens sind sie fast alle Landwirte, auf dem Lande geboren und aufgewachsen, und lieben ein einfaches Leben in frischer Luft. Sie lassen sich, wie z. B. in Kanada, auf Farmen dauernd nieder, assimilieren sich der neuen Umgebung und kommen erstaunlich rasch vorwärts. So berechtigt nämlich auf den ersten Blick die in gewissen Teilen der Vereinigten Staaten gegenüber der Einwanderungsbewegung gehegte Besorgnis erscheinen mag, verliert sie doch viel an Gewicht, wenn wir der Frage einmal gehörig auf den Grund gehen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Einwanderermassen, die jetzt die Neue Welt überfluten, die Bildung der Kolonisten aus der Alten Welt nicht besitzen. Die Deutschen hatten mehr Begabung für den Handel, den Gelderwerb. Anderseits aber haben die slawischen Rassen eine besondere Assimilationsfähigkeit, und sie sind kräftig und beharrlich. Mischehen, mit der eingesessenen Bevölkerung, haben eine kraftvolle und gesunde Generation geschaffen, und in den Staaten Ohio und Pennsylvania, wo es viele Abkömmlinge solcher Mischehen gibt, haben sich die Ergebnisse als recht zufriedenstellend erwiesen.

Die große Schwierigkeit für diese Leute ist die, daß sie in Amerika ohne einen vorher überlegten Plan zum Handeln ankommen und dann, bei der Landung, absolut hilflos dastehen

und nicht wissen, was sie beginnen sollen. So laufen sie ernstlich Gefahr, zu Schaden zu kommen, ehe sie noch eine Chance gefunden haben, ihren Weg zu machen: Ergreifende Geschichten von Elend und Schiffbruch werden einem aus den Reihen dieser verlorenen, gescheiterten Wanderer mitgeteilt. Alle Einwanderer aus den ärmeren Schichten des südlichen Europas sind so ziemlich in der gleichen Lage. In den Armenvierteln von New York, an den Ufern des East River, wo die slawischen Einwanderer zusammengepfercht in Schmutz und Erbärmlichkeit leben, oder in den Judenvierteln der Zweiten Avenue, in denen es von russischen und polnischen Juden wimmelt, habe ich mich mit eigenen Augen von der immer gleichen traurigen Geschichte körperlicher und sittlicher Verkommenheit überzeugt.

Die italienischen Viertel an der vorderen Seite der Stadt, in den zum Hudson hinabführenden Straßen sind leicht erkennbar an dem gesamten Straßenbild. Wie in den schmalen Durchgängen und Gassen von Neapel und Genua hängen Wäschestücke aller Art auf Stricken zum Trocknen vor den Häuserfronten und verraten durch den verblichenen und durchlöcherten Zustand ihrer Baumwollfetzen die trostlose Lage der Besitzer. Dort, wie unter dem blauen Himmel Italiens, sehen wir Gemüse und Früchte zum Verkauf ausgestellt, während auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, in den Judenvierteln, überall Trödler wohnen und vor allen Türen Verkaufsstände mit gebrauchten Kleidern, altem Eisen und andrem Abfall aus den wohlhabenden Stadtteilen hochauf bedeckt sind.

Die zahlreichen Vorstädte beherbergen eine sehr große Anzahl der Neuangekommenen, aber das ist sozusagen erst das zweite Stadium. Zuerst finden die Einwanderer im allgemeinen in den großen Fabriken in der Nähe New Yorks Beschäftigung. Hoboken, Jersey, City, Passaic, Paterson, St. Elisabeth, Neu-Amsterdam, Yackers, und viele andre, sind Mittelpunkte der Einwanderung.

Die den Neuankömmlingen übertragene Arbeit ist gewöhn-

lich untergeordneter Art, aber sie lernen davon, zu arbeiten und wenn die Löhne auch gering sind, so reichen sie doch zum Leben hin und geben daneben den Fremden die Möglichkeit, sich den großen Arbeiterverbänden des Landes anzuschließen und einen, wenn auch geringen Anteil, an den gewerklichen Zielen der Leute zu nehmen, unter denen sie leben wollen.

Am größten ist die Gefahr immer in der ersten Zeit nach der Ausschiffung. Auswärts unterzeichnete Kontrakte sind in den Vereinigten Staaten ungültig, und Leute, die aus Europa mit Arbeitsversprechen oder kontraktlichen Abmachungen herüberkommen, dürfen gar nicht erst landen. Die Ozeandampfergesellschaften müssen sie kostenfrei wieder nach Hause befördern. Man kann sich leicht die Gefahren und Wechselfälle denken, denen die Ankömmlinge ausgesetzt sind. Der Sprache, Sitten und Lebensbedingungen des Landes unkundig, sind sie den Einwohnern preisgegeben.

Will man eine Vorstellung von den entsetzlichen Leiden bekommen, denen diese Ärmsten unterworfen sind, so braucht man nur das Einwandererviertel einer großen Hafenstadt oder einen der öffentlichen Plätze nachts zu besuchen, wenn Tausende obdachloser Geschöpfe ein paar Stunden der Ruhe und des Vergessens dort suchen.

Es ist nur natürlich, wenn die Behörden eine zunehmende Verarmung fürchten, und ebenso verständlich ist, daß das Publikum manchmal seine Entrüstung ausdrückt und Protestrufe laut werden, wenn man einmal die Nachtseite und die verhängnisvollen Folgen der Einwanderung zu sehen bekommt.

Das allgemeine Gefühl von Unbehagen gegenüber dem Fremdenzustrom hat sich seit der Zunahme der Einwanderung aus Südeuropa noch bedeutend weiter verbreitet. Man rechnet nicht darauf, daß diese primitiven, kulturell zurückstehenden und mittellosen Leute das sittliche und geistige Niveau des Landes heben könnten. Und da sie so ganz anders geartet sind und so fest in ihren ursprünglichen Bräuchen wurzeln, wird es ihnen

um so schwerer, sich zu assimilieren. Die Mehrzahl von ihnen bleibt jedoch auch nur verhältnismäßig kurze Zeit drüben. Sobald, als sie ein wenig Geld erworben haben, gerade genug, um sich daheim über Wasser zu halten, kehren sie in die Heimat zurück, wo das Leben unendlich viel billiger und die natürlichen und klimatischen Verhältnisse bei weitem günstiger für sie sind.

In den Listen des gegenwärtigen Jahrhunderts stehen die Italiener an Zahl obenan. Ihnen aber wird es besonders schwer, sich zu akklimatisieren. Das Leben kommt ihnen ohne ihren ewigen Frühling und ihren ewig blauen Himmel allzu traurig vor. Dasselbe gilt mehr oder weniger von allen südlichen Rassen. Sie können sich nicht an das nördliche Klima gewöhnen und sehnen sich unfehlbar danach, heimzukehren und ihre Tage daheim in Frieden zu beschließen. Und doch liefern jetzt gerade der Süden und Osten Europas die meisten Einwanderer. Die Statistiken für 1903 geben ein anschauliches Bild von der gegenwärtigen Bewegung. Während Großbritannien, Skandinavien und Deutschland zusammen im Laufe des Jahres 1903 nur 186 000 Personen hinübergesandt haben, stellten die östlichen und südlichen Staaten von Europa in derselben Zeit 609 000.

Das zeigt ein deutliches Steigen der Auswanderung aus dem Süden, mit Einschluß der Länder, in denen noch vor kurzer Zeit die Landflucht tatsächlich unbekannt war. Rumänien z. B. hat im Verlauf des 19. Jahrhunderts nur ein paar vereinzelte Fälle beigetragen, im Jahre 1901 aber figuriert es im „Zensus" mit 7 155, 1902 mit 7 196 und 1903 mit 9 310 Seelen.

Griechenland steuerte während derselben drei Jahre 5 910, 8 104 und 17 090 Seelen bei. Auch Portugal steigt von Jahr zu Jahr höher hinauf in den Einwanderungslisten. Während der ersten drei Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts waren die Zahlen für Portugal 4 165, 5 307 und 9 370. Hiernach hat Spanien, von der Bildung der Vereinigten Staaten an gerechnet, bisher die kleinste Fremdenzufuhr nach der Neuen Welt geleistet.

Im Jahre 1901 sind nur 592, 1902, 975 und 1903, 2 080 Spanier registriert worden. Im ganzen wird die Zahl der aus der Pyrenäenhalbinsel in den letzten Jahren Ausgewanderten auf über 100 000 geschätzt. Aus den Balkanländern*) ist die Zahl noch höher. Auch Albanesen, Illyrier und Dalmatiner treten jetzt mehr in den Vordergrund, und alle diese Leute von der adriatischen Küste sind mäßig und haben ruhige Lebensgewohnheiten. In Britisch-Kolumbien habe ich große, fast ganz aus diesen Südländern bestehende Kolonien getroffen. Dort werden gewisse Monate im Jahr nur dem Fischen, die übrige Zeit der Bodenbestellung gewidmet. In jenen Gegenden gelten die südlichen Einwanderer mehr als alle andern.

Auch die aus Süd- und Mittelamerika und aus Kanada Einwandernden erreichen eine recht beträchtliche Summe. Die Südamerikaner werden auf 15 000, Zuzügler von den Antillen auf 147 077, von Mexiko auf fast 30 000 und aus Kanada auf 1 051 000 geschätzt.

Die asiatische Auswanderung hat gerade erst jetzt, und zwar von Zentralasien aus, begonnen und kann daher noch nicht berücksichtigt werden. Dann und wann stößt man auf ein paar Syrier, die mit Kleinhandel in den Vereinigten Staaten bescheiden ihren Lebensunterhalt verdienen. Man schätzt die Türken, Perser, Syrier, Armenier und Hindus zusammen auf noch nicht 100 000. Was man gemeinhin asiatische Auswanderung nennt, bezieht sich auf den fernen Osten, auf Japan und China.

Seitdem die Frage der chinesischen Lohnarbeit und das Problem der gelben Gefahr Europa zu Maßnahmen getrieben haben, sind in den beiden Kammern besondere Gesetze angenommen worden, und alle Staaten haben sich einmütig gegen die Einführung dieses unermüdlichen und unverwüstlichen fremden Elementes erklärt.

Über die Verdienste und Fehler des gelben Arbeiters und

*) Im Text steht: Baltie States. Das paßt in den Zusammenhang nicht hinein. Vielleicht ist Balkan States gemeint! D. Ü.

Händlers habe ich an andrer Stelle ausführlich zu sprechen Gelegenheit gehabt. Hier will ich mich daher mit der Feststellung begnügen, daß trotz aller Beschränkungen die Zahl der gelben Einwanderer sich im Jahre 1903 auf 320 138 belief. Und das sind nur die amtlich notierten Ziffern. Einer genaueren Feststellung geht man schlau aus dem Wege.

Bezüglich der Japaner haben die Behörden, besonders seit dem letzten Kriege und dem englisch-japanischen Bündnisse, eine nachgiebigere Haltung beobachtet. Wenn sie auch bis jetzt noch nicht gewagt haben, die gegen alle gelben Rassen getroffenen Abwehrmaßregeln aufzugeben, so haben sie es ihnen doch, unter irgend einem Vorwande erleichtert ins Land zu kommen. Während daher im Jahre 1901 nur 5 865 Japaner in den Vereinigten Staaten an Land gingen, wuchs ihre Zahl 1902 auf 17 270 und 1903 kamen etwa 20 000 Personen aus dem Lande der aufgehenden Sonne herüber.

Afrikaner werden bis jetzt, so scheint es, noch nicht von dem Lande der Arbeit und Betriebsamkeit angelockt. Kaum hundert haben die Reise quer über den Atlantic unternommen. Im Jahre 1902 waren erst siebenunddreißig hinübergegangen. Die Vermehrung der Neger seit Abschaffung der Sklaverei ist ganz erstaunlich. Es gibt ihrer insgesamt etwa 10 000 000, wahrscheinlich haben sie diese Zahl aber jetzt schon überschritten.

Die schwarzen Rassen sind fruchtbarer als die weißen, und ihre Sterblichkeit, besonders die der Kinder, die einst so ungeheuer groß war, hat merklich abgenommen, seit die Schwarzen kulturfreundlicher geworden sind.

Aus dem fünften Weltteile, Australien, ist eine Gesamtzahl von 236 291 Einwanderern berechnet worden.

In meiner Anordnung der Auswanderungsziffern habe ich mich bemüht eine klare und gedrängte Übersicht über die Verteilung und numerische Stärke der verschiedenen in den Vereinigten Staaten angesiedelten Angehörigen fremder Völker zu geben und einige Einzelheiten über die Auswanderung im all-

gemeinen zu bieten. Denn diese Frage ist wegen des kolossalen Umfanges, den die Auswanderung heutzutage angenommen hat, sehr ernsthaft geworden. Dabei müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die Bevölkerung von Nordamerika immer zusammengesetzte Natur gewesen ist und nie hat Anspruch darauf machen können für rein angelsächsisch zu gelten.

Noch vor ein paar hundert Jahren war das Gebiet, das die Vereinigten Staaten von Amerika bildet, ein fast unbesetztes Land. Es war der Tummelplatz nomadisierender Stämme, die von Jagd und Fischfang lebten und ihre Wohnsitze wechselten, wie es ihre Lebensbedürfnisse heischten oder eine überlegene Macht ihnen aufzwang. Nachdem sie allmählich in die entlegenen Küstenländer gedrängt worden waren, wurden ihre Prärieen in Besitz genommen und bevölkert, während die ursprünglichen Eigentümer mehr und mehr in den Reservatorien abgesondert wurden, die man ihnen gnädigst zu ihrem Spezialgebrauch zugeteilt hatte. Dort führten sie ein Leben künstlichen Wildentums, das vom physischen Standpunkt aus ungesund, vom sittlichen aus betrachtet verhängnisvoll war. Diese bedauernswerten Überreste einst stolzer Stämme in ihren Lagern vor den Toren blühender Städte machen denselben Eindruck wie eine Menagerie mit seltsamen Tieren. Sie sind, wie man uns erzählt, außerstande ihr Nomadisieren mit dem Ackerbau zu vertauschen. Noch weniger geschickt sind sie im geschäftlichen Leben, und in den Industriezentren hat man nie auch nur daran gedacht, sie zur Mitarbeit heranzuziehen — zur Arbeit nämlich in unsrem Sinne und besonders in dem Sinne, wie sie in den Vereinigten Staaten verstanden wird.

Die Bevölkerung dieser Staaten ist also fast ganz aus Fremden zusammengesetzt. Unter all den verschiedenartigen Völkerschaften, die sich im Laufe der Zeit auf amerikanischem Boden getroffen und gemeinsam die jetzt vorhandene riesige Nation gebildet haben, waren die ersten Ansiedler skandinavischen, spanischen, französischen und holländischen Ursprungs. Die ersten

spanischen Pflanzer kamen in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an, und in Florida gibt es noch heute direkte Nachkommen jener alten spanischen Familien. Ein wenig später kamen die englischen Kolonisten herüber und ließen sich in Neu-England, Maryland, Virginia und Pennsylvania nieder. Der Kaufmannsstand war unter ihnen stattlich vertreten, und im allgemeinen gehörten diese Pioniere zur Blüte des Mutterlandes und stellten das Kulturelement in der Neuen Welt dar. Ihre Nachkommen bilden noch heute eine Art Aristokratie durch das hohe Alter ihrer Geschlechter. Die Großgrundbesitzer, der „Landadel" der amerikanischen Gesellschaft, bilden, stolz auf ihre Abkunft, einen sehr exklusiven Kreis, der auf Millionäre als auf Emporkömmlinge herabsieht, und nicht selten schließt sich die Tür der hölzernen Ansiedlerbehausung vor denen, die in Marmorpalästen wohnen.

Die Berechtigung der Holländer, sich zu den frühesten Kolonisten zu rechnen, geht noch heute aus Namen wie Neu-Amsterdam und andren hervor. Die Nachkommen jener alten als „Nickerbockers" bekannten Familien stellen ein weiteres hervorragendes und bevorrechtetes Element der New Yorker Gesellschaft dar. Die Familie Roosevelt befindet sich unter ihnen.

Das in den Adern der Amerikaner rollende Blut ist sicher höchst zusammengesetzter Natur. Alle die vielen Eindringlinge und später die friedlichen Ansiedler aus allen Teilen des Erdballs haben etwas von ihren Nationalfähigkeiten zum Aufbau der neuen amerikanischen Nation beigetragen. Der lebhafte Kelte und der ernste Angelsachse, der unermüdliche Deutsche wie der gemächliche Slawe und der feurige Italiener haben alle ihren Anteil an der Schöpfung des amerikanischen Nationalcharakters.

Die physiognomischen Abweichungen der Yankees untereinander zeigen deutlich ihren gemischten Ursprung. Es gibt Leute mit dunkler und mit heller Hautfarbe, sowie jede nur denkbare Spielart im Körperbau und Gesichtsbildung. Ein Zug aber ist allen gemeinsam, nämlich Kraft — Kraft in allen ihren

Verzweigungen, als Entschlossenheit, unerschütterliche Beharrlichkeit, Zielbewußtheit und Rücksichtslosigkeit. Diese Züge kennzeichnen mehr oder weniger jeden Bürger der Neuen Welt. Welchem Lande er ursprünglich auch angehört haben mag, allmählich wird er umgeformt und verkörpert dann den allgemeinen Typus. Der Stempel nationaler Zugehörigkeit wird ihm durch Verkümmerung einiger ursprünglich ihm anhaftenden Merkmale und durch die Erwerbung andrer für das Leben unter den neuen Verhältnissen unentbehrlicher Eigenschaften verliehen. Die einen verlieren ihre leichtherzige, sanguinische Gemütsart, andre legen ihr angekränkeltes Wesen ab. Das sorglose Naturell des einen entlehnt etwas von dem ernsteren des andern. In solch einem Leben in Hasten und Mühen müssen Zartheit und Verfeinerung der Verschlagenheit und List Platz machen.

Der typische Amerikaner, den man als „Onkel Sam" kennt, wird als ein Mann von starkem Verstande, zäher Ausdauer und kühner Unternehmungslust dargestellt, ein Mann, welcher kämpft aus Freude am Kampfe; der das Seine behauptet, sei es auf den weiten Prärieen des Westens, sei es auf dem Geldmarkte, der Wall Street; der seinen Weg findet, wo er auch gehen, welches Ziel er auch verfolgen mag; der immer bereit ist, in die Schranken zu treten und sich des Ringens erfreut. Der Amerikaner von heute verdient wegen seiner soldatischen Fähigkeiten, seiner kampfbereiten Natur Beachtung. Die hervortretendste Tugend des Volkes ist doch einmal Kraft und Beharrlichkeit.

Diese Kraft kennzeichnet das Individuum ebenso wohl wie die Nation. Und das ist sicher das wertvollste Erbe, welches diesen tüchtigen Kindern jedes Volkes unter der Sonne, die hier von einem Bande der Mitbürgerschaft umschlungen, mit einem gemeinsamen Ziele vor Augen vereint sind, verliehen werden konnte. Blicken wir auf diese ungeheure Bevölkerung, die man oberflächlich auf 80 000 000 schätzt, die aber wohl ziemlich 100 000 000 stark ist, so müssen wir der Tatsache wohl eingedenk bleiben, daß diese gewaltige Masse eine Auswahl aus einer

Auswahl von jedem Stamme, jedem Volke des Erdballs darstellt.

Der Auswanderer, der sein Heimatland verläßt, mit der Vergangenheit bricht und hinfort entschlossen ist, sich mit seinem Adoptivvaterlande zu verschmelzen, zeigt dadurch seinen persönlichen Mut. Aber das ist ja erst der erste Schritt; noch ist seine Kraft nicht auf die Probe gestellt worden. An der fremden Küste angelangt, bedarf er mehr als seiner nationalen Fähigkeiten, um die besonderen Gefahren und Schwierigkeiten zu überwinden, die den Pfad des Neuankömmlings umlauern. Und wenn diese jetzt auch nicht so sehr physischer Art sind, so sind sie doch darum nicht weniger ernst oder weniger schwer zu bewältigen, weil sie ein soziales oder sittliches Gepräge tragen. Der Schwache kann der furchtbaren Übermacht keinen langen Widerstand entgegenstellen; er muß zurückweichen oder unterliegen, jedenfalls aber ist er zum Mißlingen verdammt. In jenem wilden, ungleichen Kampfe siegen nur die Stärksten unter den Starken. Dem Tauglichsten wird die Krone des Lebens zuteil.

Die Eidesleiſtung des Präſidenten.

Am Mittag des 3. März 1905 war der Pennſylvaniſche Bahnhof der City von New York gedrängt voll von Reiſenden. Leute jeden Standes eilten den Bahnſteig auf und ab; Beamte und Schaffner waren in einem Zuſtande der Erregung, wie ich ihn niemals auf dieſer Seite des Ozeans geſehen habe. Alle Viertelſtunde gingen Extrazüge ab. So ungeheuer war der Verkehr am Vorabend des Tages, an dem die Eidesleiſtung des Präſidenten ſtattfinden ſollte.

Unſer Salonwagen ward an den Zug gehängt, der Jerſey City um $1^1/_2$ Uhr nachmittags verließ. Als unſre Geſellſchaft auf dieſer Station ankam, wurden wir von den Bedienſteten in den rollenden Palaſt geführt, wo das Frühſtück in einem geräumigen Speiſezimmer uns erwartete. Dieſes machte einen wohnlichen Eindruck, war behaglich eingerichtet, hübſch dekoriert, und die Tafel war mit Blumen und Früchten bedeckt.

Der Zug fuhr mit einiger Verſpätung ab, und ihm folgte der Südexpreß, der direkt nach Florida und Texas ging. Wie die meiſten Luxuszüge, mag ihr Ziel nun Kalifornien oder Mexiko ſein, hatte auch dieſer Schlaf-, Speiſe- und Bibliothekwagen, die den Reiſenden alle Bequemlichkeiten eines Hotels bieten, während er den Ort ſeiner Beſtimmung erreicht.

Wir kamen beim Beginn unſrer Fahrt durch geſchäftige Vororte; Stätten harter Arbeit und des Gewerbefleißes, Fabriken und Werkſtellen wurden auf beiden Seiten ſichtbar, und

ein Wald dunkler Schornsteine blies unaufhörlich schwarzen Rauch gegen den strahlenden Himmel.

Unser erster Halteplatz war Newark, einer der industriellen Mittelpunkte New Jerseys und die Haupthandelsstadt dieses Staates, mit Gerbereien, Fabriken für Baumwollen- und Wollwaren, Eisenhämmern und Stahlschmieden. Mannigfach wie die Industrien dieser Stadt sind auch die Nationalitäten ihrer Bewohner — Iren und Engländer, Deutsche, Slawen, Ungarn, Russen und nicht zum geringsten Teil Orientalen; und wie der Zug über die Straßen, in der Nähe der verschiedenen Niederlassungen dahinrollt, sieht man die nach ihrem Äußern leicht zu unterscheidenden Kirchen der einzelnen Konfessionen und Bekenntnisse. Neben den schlanken gotischen erscheinen die heimatlich blickenden Türme, neben den vergoldeten ruthenischen Kuppeln die englischen Belfriede und die süddeutschen Giebel.

Dieser Teil von New Jersey, einschließlich Passaic, Elisabeth und Patersan, zeigt das interessanteste Bild nationaler und religiöser Kombinationen. All diese Ortschaften oder Städte sind in Siedlungen geteilt, welche die verschiedenen Sprachen und Dialekte sprechen und eigene Kirchspiele bilden. Sicherlich ist dies Verhältnis der Nationalitäten eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Tag für Tag kommen in den Häfen Schiffe mit Einwanderermengen aus allen Teilen der Welt an, die nicht eine Silbe Englisch verstehen und eine sehr schwache Vorstellung von dem Lande haben, das ihre neue Heimat werden soll; und doch, während diese Leute ihr Leben lang Fremde bleiben, werden ihre Kinder unweigerlich durch und durch Amerikaner, sprechen keine andre Sprache als die englische und haben keine andern Begriffe, Ideen und Ideale als amerikanische.

Endlich sind wir im offenen Lande und rollen mit einer Geschwindigkeit von einer (engl.) Meile die Minute — ja, oft noch geschwinder — durch eine lange Strecke freien Feldes. Das Geleise der Bahn ist vortrefflich, und indem der Zug mit solcher Schnelligkeit dahin-

eilt, fühlt man kaum mehr als ein leichtes Schwingen des Wagens, wie auf einem gut gepolsterten Sofa. Der Eisenbahnbau ist ohne Zweifel einer der großen Triumphe amerikanischer Entwicklung und Vollendung. Ihre mechanischen Institute und technischen Schulen gereichen dem menschlichen Intellekt für Erfindungen und materielle Errungenschaften zum höchsten Ruhme, und diese sind es, die auf den fremden Beobachter den stärksten Eindruck machen. Wenn man solch ungeheure Gebäude wie die Bahnhöfe von Boston oder Chicago sieht, wenn man architektonische Probleme wie die East-River-Brücken oder die Untergrundbahnen prüft oder an den dreißig oder vierzig Stock hohen Palästen, den sog. „Wolkenkratzern", wie das Flatiron Building oder die Times-Office, hinaufblickt, so ist es nicht möglich, über diese Schöpfungen der letzten Stufe technischer Errungenschaften nicht zu staunen. Man könnte diese Frage sogar von einem künstlerischen wie von einem philosophischen Standpunkt aus erörtern; und dann ist es natürlich auch Sache des Geschmacks, sein Urteil über die ästhetischen Eigenschaften eines Bauwerks abzugeben. Im allgemeinen möchte man horizontale Linien den vertikalen vorziehen, und Kunstkritiker, die einen dieser Kaufhaustürme abscheulich finden, würden vielleicht einen endlos flachen, einstöckigen Bau von altertümlicher Form bewundern. Alldies ist in weitem Umfang Sache der Konvention; aber wenn man sich rein objektiv auf den architektonischen Standpunkt stellt, wird man zugeben, daß hier höchst interessante Probleme kühn und geschickt gelöst worden sind. Ich, für meinen Teil, gehe sogar so weit, einige dieser neueren wolkenhohen Gebäude, auf die ich gestoßen bin, schön zu nennen, wie z. B. die Fassade des jüngst erbauten St. Regis-Hotels in New York. Doch wenn man die philosophische Seite des materiell Erstrebten und Erreichten, den Wert solcher Begriffe wie Raum und Zeit in Betracht zieht, dann wird es für immer eine offene Frage bleiben, ob dadurch, daß wir unser Dasein verdichten, vergrößern und — sagen wir — verwickelter machen, das Leben als

solches, das Wohl und die allgemeine Zufriedenheit der Menschheit in gleichem Verhältnis zunehmen. Ich werde darauf in einem andern Artikel, der ausschließlich mit den psychologischen Zügen des Landes sich beschäftigen soll, zurückkommen.

Auf beiden Seiten der Strecke ist die Gegend uninteressant und gewöhnlich. Freilich ist dies die ungünstigste Jahreszeit; die Bäume sind kahl, die Äcker nackt; kaum hier und da sieht man die Spuren eines Pfluges, der nun, da der Schnee schmilzt, mit der Vorbereitung der Feldarbeit beginnt. Es ist ein reiches Land; der Boden zeigt bemerkenswerte Eigenschaften der Fruchtbarkeit, und wenn wir die Landschaft unter dem Gesichtspunkt des Ackerbaues und der Nützlichkeit betrachten, vergessen wir, daß ihr das Malerische fehlt. Viele Farmen sind da, einige mit hübschen kleinen Holzhäusern; aber zweifelsohne sind auch in diesen ländlichen Heimstätten die Schuppen, die Ställe, die Molkereien die hervorstechendsten Anblicke; man erkennt, daß sie mit größerer Sorgfalt angelegt und mit größerem Aufwand eingerichtet sind. Man sieht sogleich, daß das hauptsächliche Bestreben des Farmers ist, sein Leben vor allem nutzbringend zu machen und so viele Prozente, wie er irgend kann, aus seiner Besitzung zu ziehen. Der Ackerbau im östlichen Teile Amerikas ist höchst ausgiebig und trägt in der Nähe der Städte von 8 bis 18 Prozent. Die amerikanischen Farmer haben den großen Vorteil vor den unsern, daß sie mit verschwenderischer Hand Anlagen in allen neuen Erfindungen und Gerätschaften machen und im Streben nach Fortschritt beständig weiter voran kommen. Aber wenn es der Natur in diesem unfreundlichen Märzmonat an Farbe mangelt, hat die menschliche Phantasie dafür einen Ersatz in den mannigfachen Arten von Anzeigen geschaffen. Es sind dies riesige Bretterwände, die, den Äckern und Feldern entlang, von „Omaya-Öl“ bis zu den „Kleinen Leberpillen“ alles anpreisen, was sämtliche Krankheiten, denen der menschliche

Körper unterworfen ist, zu heilen vermag. Andre Reklamen gehen weiter in ihren Zielen, indem sie Schutz vor dem niederdrückenden „Spleen" versprechen, und einige sind gar so kühn, ein Glückselixier anzubieten. Sie sind von jeder erdenklichen Gestalt und Größe, und strahlen in allen Farben des Regenbogens. Die anziehendsten, ohne Zweifel, sind diejenigen, die Personen, oder Tiere, Vierfüßler und Vögel darstellen; ein grüner Riesenfrosch, der ein Mittel gegen Halsleiden ankündigt, scheint der Liebling von Kindern und Erwachsenen zu sein; aber für eines der gelungensten halte ich doch das überlebensgroße Bild einer weidenden Herde: zwanzig Kühe, in den Feldern zerstreut, und gehütet von einem Hirten. Auch einige Kälber sind zu sehen, von denen eines hinter dem Milchmädchen herjagt, welches das arme Geschöpf seiner Abendmahlzeit berauben will.

Weiterhin kommen wir an verschiedenen Bächen und Flüssen vorbei, und in der Ferne, zur Rechten, begrenzen einige Hügel den Horizont.

Unser nächster Haltepunkt war Philadelphia, die dritte von den größten Städten Amerikas. Für dies neue Land hat diese Stadt eine alte Geschichte: sie geht zurück bis in die Tage von William Penn, der sie gegründet hat, und nach dem der Staat Pennsylvanien, in dem Philadelphia liegt, benannt wurde. Seine große historische Erinnerung ist, daß hier am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der dreizehn ursprünglichen Staaten der Union zuerst proklamiert ward. Immer seitdem ist die Stadt eines der leitenden Zentren dieses Landes gewesen, und die Nähe von New York hat ihr zu raschem Wachstum verholfen. Als Stadt ist sie eine der schönsten der Vereinigten Staaten, mit großem Geschmack angelegt, besonders in den vorstädtischen Distrikten, die sich meilenweit um die einzelnen Stadtteile erstrecken. Der Zug, ehe man vom Ost- zum Nordbahnhof gelangt, umfährt sie

ringsherum, so daß man Gelegenheit hat, die Stadt und den Fairmund Park, einen der berühmtesten in Amerika, wie aus der Vogelperspektive zu sehen. Und schön sind die Ufer des Delaware, dessen Mündung einen prächtigen Hafen bildet, in dem jährlich über hunderttausend Schiffe aller Nationen einlaufen. Der Reichtum Philadelphias ist sehr beträchtlich, und Fabriken jeder Art beschäftigen an die dreimalhunderttausend Arbeiter.

Aber stolzer noch ist Philadelphia auf seine alte Kultur; mit Boston und Washington teilt es den Ruf ererbter Feinheit, und da es sich zweier Jahrhunderte rühmen darf, ist es in der Tat nicht nur eine der schönsten, sondern auch eine der ältesten Städte der Vereinigten Staaten.

Die letzte Station, bevor wir Washington erreichten, war Baltimore. Dies ist eine andre wichtige Stadt, die über eine halbe Million Einwohner zählt und einen großen Hafen besitzt, in dem gleichfalls die Flaggen aller Nationen vertreten sind. Baltimore ward im Jahre 1729 angelegt und empfing seinen Namen vom Titel der Barone von Baltimore (aus der Grafschaft Lonford in Irland), den Gründern und Eigentümern der Kolonie Margyland. Im Jahre 1770 hatte der Ort an Bedeutung schon so zugenommen, daß er zu einem Eintrittshafen gemacht wurde, und 1796 ward er als Stadt inkorporiert. Nach Beendigung des Krieges von 1861—1865 wuchs die Bevölkerung rapide, und in den letzten Jahren sind mehrere volkreiche Vorstädte in das Weichbild eingeschlossen worden, so daß die Gesamtzahl der Einwohner jetzt wohl 600 000 beträgt. Baltimore ist in einer Beziehung glücklicher gewesen als andre Städte der Südstaaten. Während des Unabhängigkeitskrieges ward es bedroht, aber nicht angegriffen; 1814, im Kriege mit Großbritannien, widerstand es erfolgreich einem Angriff zu Wasser und zu Lande, und im Sezessionskriege lag es außerhalb des Kampfgebietes. Seine Geschichte ist daher eine fast ununterbrochene Chronik von Frieden und Gedeihen. Dr. Holmes hat bemerkt,

daß drei kurze amerikanische Gedichte, jedes das beste seiner Art, alle drei in Baltimore geschrieben worden sind: nämlich Edgar Poes „Rabe", Randalls „Maryland, mein Maryland" und Keys „Sternbesätes Banner" (Star Sprangled Banner). Letzteres ward gedichtet im Jahre 1815, als sein Verfasser ein Gefangener auf einem der britischen Schiffe war, die Fort Mollmoy bombardierten. Jérôme Napoléon, der Bruder Napoléons I., heiratete eine Miß Patterson aus Baltimore, und ihre Nachkommen leben noch in der Stadt.

Der Gesamtwert der Fabriktätigkeit Baltimores beläuft sich auf 148 Millionen Dollars, und 87 000 Arbeiter sind darin beschäftigt. Es ist der Hauptplatz der Konservenindustrie, der die Chesapeake-Bai die berühmten Austern und die Küsten die Früchte liefern. Die jährliche Produktion beträgt 50 Millionen Büchsen und die Zahl der Arbeiter 15 000. Eisen, Stahl und Kupfer werden erzeugt; die Bessemer Stahlwerke in Sparrows Point haben eine Leistungsfähigkeit von täglich 2000 Tonnen, was einem Drittel der Gesamtproduktion Großbritanniens gleichkommt. Die Kattunfabriken in und bei Baltimore haben 150 000 Spindeln in Betrieb, beschäftigen ungefähr 6000 Arbeiter und produzieren drei Viertel des Segeltuchs, das in den Vereinigten Staaten gemacht wird. In der Ziegelfabrikation steht Baltimore mit 150 Millionen Stück jährlich an vierter Stelle unter den amerikanischen Städten. Nächst New York hat es den größten Getreidemarkt an der atlantischen Küste; die jährlichen Eingänge beziffern sich auf 40—46 Millionen Scheffel. Der Import im Steuerjahr 1897—98 betrug 6 905 200 Dollars, der Export 118 782 000 Dollars. Im Jahre 1890 liefen im Hafen ein und löschten ihre Ladung 1651 Schiffe mit 2 127 247 Tonnen Fracht.

Von Baltimore nach Washington ist gewöhnlich nur eine Stunde Fahrt. Aber die Vorsehung hatte es in unserm Falle

anders bestimmt. Kurz nachdem wir den Bahnhof von Baltimore verlassen hatte, fühlten wir einen Stoß, als ob unser Zug durch Auflaufen auf ein Hindernis erschüttert worden wäre. Erstaunt und ohne eine Silbe zu äußern, blickten wir einander an, in Erwartung aller Möglichkeiten. Nicht ein Laut ward vernommen, und dies tödliche Schweigen von Sekunden schien mit der Langsamkeit von Stunden vorüberzugehen. Wer jemals ein Eisenbahnunglück miterlebt hat, kann sich die peinliche Unsicherheit und den Schrecken dieser endlosen Minuten vorstellen, bis wir zuletzt die Ursache der Erschütterung entdeckten. Meine erste Erfahrung in dieser Beziehung reicht weit, bis 1884, zurück, da ich als Knabe von London nach meiner Schule reiste und mein Zug mit einem, der aus der entgegengesetzten Richtung kam, in der Nähe von Croydon Junction, zusammenstieß, einige der Wagen ineinanderschiebend und andre zertrümmernd. Nie werde ich diese grausige Szene vergessen, und noch heute höre ich das Jammern der Opfer so deutlich, wie am Tage des Unglücks.

Diesmal kamen wir mit dem bloßen Schrecken davon. Nachdem wir einige Zeit gewartet hatten, erfuhren wir von den Eisenbahnbediensteten, daß der Zug vor uns entgleist sei, was unsre Lokomotive veranlaßte, plötzlich zu halten. Aber bis die Strecke für den Verkehr wieder frei gemacht werden konnte, vergingen Stunden, und die Verzögerung gewährte hinreichend Zeit, das umliegende Land zu betrachten und darüber nachzudenken. Der Punkt, an dem der Zug hielt, war typisch amerikanisch. Zur Rechten erblickte man die Außenränder einer Stadt, Gebäude von Backstein und Holz, von Bretterstaketen umgeben; Häuser wie diese habe ich immer und immer wieder gesehen, wo Angelsachsen sich ansiedelten, mochte es in Südafrika, Australien oder Amerika sein. Dem Beobachter wird sogleich die nahe Verwandtschaft all dieser Niederlassungen auffallen, wie jede von genau denselben Grundgedanken ausgeht, wo immer diese Rasse der Pionier gewesen ist; mag es nur ein sehr bescheidenes Dörfchen gewesen sein, das allmählich zu einer Metropole heran-

gewachsen, wie New York, Melbourne, Kapstadt und so viele andre: sie haben sich in durchaus der gleichen Weise entwickelt und sind von den gleichen Empfindungen erwärmt. Die Ideen und Ideale der ersten Ansiedler, wohin diese auch gewandert, sind aus derselben Quelle abgeleitet: es war derselbe Stamm, der aus demselben Vaterland kam, um in die so verschiedenen Kontinente einzudringen, und die neuen Einwanderer aus andern Teilen der Alten Welt haben sich in die bestehenden Bedingungen gefügt und bereitwillig die Formen und Muster angenommen, die sie vorfanden.

Während des Jahres, das ich in Australien, Tasmanien und Neuseeland zubrachte, hat es mir große Befriedigung gewährt, dies Prinzip der Kolonisation in die Erscheinung treten zu sehen und die markantesten Züge ihrer psychologischen Seite festzustellen. Von der größten Wichtigkeit ohne Zweifel sind die ursprünglichen Faktoren, die Gründe, die Menschen bestimmen, ihre Heimat zu verlassen; die notwendigen individuellen Eigenschaften, die dazu führen, neue Länder aufzusuchen und ein neues Leben zu beginnen. Diejenigen, die Kolonien gründen, geben damit schon einen Beweis ihrer persönlichen, moralischen und psychischen Stärke; denn um Erfolg zu haben, muß der erste Ansiedler nicht nur den Beschwerden des Pionierlebens körperlich gewachsen sein, sondern in einem höheren Grade noch bedarf er der seelischen Widerstandskraft. Er muß ein Kämpfer sein, um die Schwierigkeiten und Hindernisse jeder Art zu überwinden, denen man in den Anfangsstadien einer neuen Niederlassung begegnet; er muß geistige Fähigkeiten und einen hellen Kopf besitzen, um seinem neuen Dasein den Weg zum Erfolge vorzuzeichnen.

Wir mußten die letzte Hoffnung, Washington zur Speisestunde zu erreichen, aufgeben; so deckten unsre schwarzen Diener, in ihren tadellos weißen Livreen, den Tisch, trugen die Mahlzeit auf, die während unsers unerwarteten Aufenthalts mit nicht zu

beſtreitendem Geſchick bereitet worden war, und der Hausherr lud uns ein, Platz zu nehmen, indem er lächelnd bemerkte: „Eiſenbahnunfälle gehören zum Reiſen in Amerika.“

Es war halb zehn Uhr abends, als ich endlich in Waſhington ausſtieg. Die erſten Eindrücke der Hauptſtadt am Vorabend der Inauguration des Präſidenten würde ich zu beſchreiben niemals wagen. Chaos käme der Vorſtellung am nächſten. Um mit dem Bahnhof zu beginnen, ſo war ich in meinem Leben nicht Zeuge eines Wirrwars, der mit dieſem zu vergleichen geweſen wäre. Aus Zug um Zug ergoſſen ſich Beſucher zu Hunderten und Tauſenden. Männer und Frauen jeden Alters und, ich darf ſagen, jeder Farbe drängten und rannten hin und her nach allen Richtungen, ſcheinbar ohne beſtimmtes Ziel und überlegte Abſicht; und zu dieſer wogenden Bewegung, die der Flut einer wildbewegten See glich, kam ein Getöſe von Stimmen, von unartikuliertem Geſchrei, von Gekreiſch und gellenden Willkommsrufen, untermiſcht mit klagenden Ausrufen — einige ſahen tiefunglücklich aus, weil ſie daran verzweifelten, ihre Freunde oder Verwandten zu finden, andre kämpften erbittert, um zu den Wagen zu gelangen, die vor dem Bahnhof ſtanden. Alle Arten von Fahrzeugen waren da; was immer der menſchliche Geiſt erſonnen hat, um auf Rädern zu rollen, bewegte ſich durcheinander, vom ſchmucken Landauer bis zum Einſpännerchen, den ein ſchäbig ausſehender Neger fuhr; oder vom neueſten Typ des Automobils bis zum beſcheidenen Straßenbahnwagen. Infolge meiner Verſpätung hatte der Wagen, der mich abholen ſollte, nicht gewartet, und den Verſuch, einen der andern zu erobern, die von kräftiger Vordrängenden im Sturm genommen wurden, mußte ich aufgeben. Alſo händigte ich den Gepäckſchein meinem Kurier ein und machte mich zu Fuß auf den Weg. Man ſagte mir, daß mein Ziel nicht weit vom Bahnhof ſei, und daß ich das Haus leicht erkennen würde.

Ich hatte immer gehört, daß Waſhington die ſchönſte von allen amerikaniſchen Städten ſei; aber für die bevorſtehende

Feier schien es sich noch schöner machen zu wollen. Fast von jedem Balkon und Fenster hingen Fahnen herab, und alle öffentlichen Gebäude wurden reich illuminiert. Die Straßen waren überfüllt, auf den Trottoirs drängten sich die Fußgänger, und Wagen, mit Bänken für die Schaulustigen wie in einem Theater hergerichtet, fuhren umher, begleitet von Führern, welche die Straßen, bemerkenswerten Plätze, öffentlichen Gebäude und Denkmäler nationaler Helden mit der gleichen schrillen und monotonen Stimme erklärten.

Von einer Stadt unter solchen Umständen sich einen klaren Begriff zu machen, ist schwer; und ich möchte nicht von den ersten lärmenden und unzusammenhängenden Eindrücken beeinflußt sein.

Der 4. März brach mit einem glänzenden Sonnenaufgang an. Es war einer jener strahlenden Frühlingstage, an denen die ganze Natur zu feiern scheint. Von den frühesten Stunden an herrschte in der Stadt ein ungewöhnliches Leben, und der aus allen Richtungen herbeiströmenden Bevölkerung sah man es an, daß sie Außergewöhnliches erwartete. Ich begann meinen Tag um 6 Uhr früh in der schönen Matthäikapelle, einer getreuen Nachbildung der berühmten Capella del Santo in der Kirche St. Antonio zu Padua, dieser Perle Sansovinoscher Baukunst, in der Feinheit der Linie und Reichtum des Materials sich so harmonisch vereinigen.

Meine Einladung nach dem Kapitol lautete auf 11^{50} Uhr vormittags. Aber als ich um ungefähr 10 Uhr abfuhr, waren die Straßen schon so gedrängt voll, daß es eine volle halbe Stunde dauerte, ehe ich durch die Stadt kam. So hatte ich reichlich Gelegenheit, den Morgen des Festes in all seinem Überschwang mitzuerleben, die Volksmenge zu beobachten und die mannigfaltigen Dekorationen mir anzusehen. Ich fürchte, daß das Malerische keine der hervorstechenden Eigenschaften der Moderni-

tät ist. Die Menschen sind heute zu praktisch, als daß sie viel Zeit damit verlieren möchten, ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen. Die nüchternen Tendenzen verdrängen die mehr empfindsamen Regungen der menschlichen Natur. Der Straßenschmuck Washingtons für die Festlichkeiten mag ganze Vermögen gekostet haben, aber ich muß gestehen, in seiner Wirkung ist er sehr arm gewesen, und besonders arm, was die Erfindung betrifft. Da gab es keine sanft abgetönten Draperien, keine Blumengewinde mit leuchtenden Farben, überhaupt keine frischen Blumen — nur ein wenig Zweige und grünes Laub am Stande des Präsidenten. Im übrigen bestand die ganze Ausschmückung der Stadt in Fahnen. Aber Fahnen von jedem Umfang und jeder Gestalt, von kleinen Spielzeugpapierfahnen, einen Cent das Stück, an den bescheidensten Fenstern, auf Kinderwagen und im Geschirr der Pferde, bis zu Ellen über Ellen langen Fahnen, die von Balkonen, Dächern und Turmspitzen niederhingen. Allem voran kamen die „Streifen und Sterne" zur Geltung, und das Volk der Hauptstadt wie der verschiedenen Staaten schien von ihrer Bedeutung erfüllt zu sein. Und wenn die Dekoration meinen Erwartungen nicht entsprach, so machten die Kundgebungen des Patriotismus doch ihren vollen Eindruck auf mich.

Vor dem Kapitol sperrte eine lange Wagenreihe den Weg. Equipagen der Diplomaten, Botschafter, Senatoren, Abgeordneten drängten sich vor dem Haupteingang. Beide Seiten des Weges waren mit Truppen besetzt, und hinter ihnen wurde die Menge durch einen Kordon von Polizisten zu Pferde und zu Fuß abgehalten. Die polizeilichen Maßregeln waren außerordentlich streng. Wieder und wieder wurde meinem Wagen der Passierschein abverlangt, und ohne besondere Erlaubnis war es ausnahmslos verboten, den Toren der Anlagen zu nahen, die das Kapitol umgeben. Aber auch innerhalb dieser Anlagen und — zu meinem Erstaunen — im Kapitol selbst waren ungewöhnliche Vorkehrungen getroffen. Die Weitläufigkeit der Formalitäten überraschte mich einigermaßen in einem demokratischen

Lande. Ich sah, wie einige der Eingeladenen auf den geringsten Zweifel an ihrer Person hin oder wegen irgendeines Versehens in der Form ihrer Einladungen am Eingang zurückgewiesen wurden. Ich stand gerade an einer der Türen, als einem der führenden Senatoren der Einlaß verwehrt wurde, weil er sich nicht genügend ausweisen konnte, und erst nach langen Erörterungen und Debatten gelang es ihm, seine Identität festzustellen und zu den Senatszimmern zugelassen zu werden. Zugleich hatte ich Gelegenheit, eine sehr charakteristische Beobachtung zu machen, nämlich den Unterschied zwischen Grobheit und Härte, mit welcher der Hüter des Gesetzes und der Ordnung den Mann behandelte, von dem er glaubte, daß er nur ein gewöhnlicher Bürger sei, und der ausgesuchten Höflichkeit, ich möchte sagen: Unterwürfigkeit, die er in dem Augenblick zeigte, wenn er entdeckte, daß er es mit einer einflußreichen Person zu tun habe.

Ehe ich zu meinem Platz im Sitzungssaale des Senats kam, hatte ich viele Treppen, Vorzimmer und Gänge zu durchwandern, so daß ich einen guten Begriff von den inneren Einrichtungen erhielt; unzweifelhaft sind die schönen Verhältnisse des Raumes eindrucksvoll, aber der Schmuck im einzelnen ist zuweilen roh. — Als ich in den Senatssaal kam, war er, obwohl noch eine Stunde vor der festgesetzten Zeit, bis an die Türen gefüllt, und kein Sitz schien mehr leer zu sein. In einer Abteilung der Galerien saßen die Familien der Diplomaten, Senatoren und Regierungsmitglieder; ein andrer Teil war für die Presse reserviert, und unten hatten die Senatoren und Mitglieder des Repräsentantenhauses Platz genommen. Die Botschafter und Gesandten bildeten einen Kreis um den Präsidentensessel, und in ihren goldverbrämten Uniformen, mit den Großkreuzen und Ordenssternen, den Bändern und Schärpen brachten sie etwas Farbe in das Dunkel der Versammlung und das Meer schwarzbefrackter Politiker und Richter, sämtlich in demselben traurigen Anzug. Es war ordentlich erfrischend, dazwischen einen Farben-

fleck wie den roten Fez des türkischen Botschafters oder das Brokatgewand des chinesischen Mandarinen zu sehen.

Pünktlich zur bestimmten Stunde wurde der erwählte Präsident von dem Ordnungsausschuß (Committee of Arrangements) in das Kapitol geleitet. Er trat ein durch die Bronzetüren des Senatorenflügels und begab sich in das Präsidentenzimmer, wo er wartete, bis er in den Sitzungssaal des Senats geführt ward. Hier setzte er sich an den für ihn reservierten Platz nieder, gegenüber dem Pult des Vizepräsidenten. Dieser ward in der gleichen Weise wie der Präsident eingeführt, und der Präsident des Senats pro tempore, d. h. vor Vertagung des gegenwärtigen Senats, nahm ihm den Diensteid ab.

Die Zeremonie war sehr kurz und puritanisch in ihrer Einfachheit. Nach dem Gebet eines Kaplans hielt der Vizepräsident seine Antrittsrede und vereidete die gewählten Senatoren. Sobald hiermit die Organisation des Senats vollendet war, begab sich die ganze Versammlung durch die Rotunde nach der vor dem Mittelportal des Kapitols errichteten Plattform.

Diese ganze Handlung erforderte kaum mehr als 20 Minuten; hier gab es keine der hergebrachten Formalitäten und Komplimente, welche für die Staatszeremonien in den älteren Ländern der Welt so bezeichnend sind.

Der Zug, in dem der Präsident, der Vizepräsident, die Diplomaten, Kongreßmitglieder, Häupter des Exekutivdepartements, Gouverneure der Staaten und Territorien durch die hohen Hallen dahinschritten, glich mehr einem Leichengefolge als dem Schauspiel einer feierlichen Einsetzung. Doch scheint es, als ob die Amerikaner selber bis zu einem gewissen Grade den Mangel an Farbe und künstlerischem Wert in der offiziellen Vertretung ihres Landes gefühlt hätten: Wünsche nach Uniformen und besonderer Kleidung für ihre Diplomaten sind zu verschiedenen Zeiten laut geworden. Als zuletzt, am Ende dieser traurigen Parade, der Admiral der Flotte und der Generalstabschef der Armee, begleitet von ihren Offizieren, kamen und vorüberschritten, war

die Freude allgemein beim Anblick der Epauletten und blanken Knöpfe.

Der Präsident, als er die Plattform erreicht hatte, nahm den für ihn reservierten Platz ein, mit dem Oberrichter zu seiner Rechten, dem Ordnungsausschuß und Vollziehungsbeamten des Senats (sergeant of arms) zu seiner Linken.

Die Expräsidenten, Exvizepräsidenten und Mitglieder des Höchsten Gerichtshofes, der Vizepräsident, der Sekretär, die Senatoren und Exsenatoren setzten sich rechts vom Präsidenten, die ausscheidenden und die neugewählten Mitglieder des Repräsentantenhauses hinter den Senat, und links vom Präsidenten nahm das diplomatische Korps Platz. Die Gouverneure der Staaten und Territorien, die Abteilungschefs, der Admiral, der Generalstabschef, die Offiziere der Flotte und des Heeres, die namentlich aufgerufen, den Dank des Kongresses empfingen, setzten sich rechts vom Präsidenten. Den übrigen Teil der Tribüne nahmen diejenigen Personen ein, die programmgemäß der Feier beiwohnten.

Das Bild, das sich darbot, wenn man von der Säulenhalle niederblickte, war in der Tat imposant. Tausende umwogten die Postenkette des Militärs auf dem Rasengrunde vor dem Kapitol. Es war nicht so sehr die Menschenmenge, die sich an Zahl mit derjenigen nicht vergleichen ließ, die bei dem diamantenen Jubiläum der Königin Viktoria zusammengeströmt, und nicht bunt war, wie die Volkshaufen eines indischen Durbars: es war der Anblick dieser neuen Klasse der Menschheit, der so stark und — ich finde keinen andern Ausdruck dafür — so suggestiv wirkte. Das Kapitol ist eines der prachtvollsten, wenn nicht das prachtvollste öffentliche Gebäude, das in neueren Zeiten errichtet worden ist. Eine oder die andre Einzelheit mag nicht ganz korrekt sein, als Ganzes aber wirkt es außerordentlich schön in der Großartigkeit seiner Verhältnisse und mit dem vollendeten Rund seiner Kuppel. Das Kapitol steht auf einem Hügel und mißt 751 Fuß in der Länge, 384 Fuß in der

Breite. Das Hauptgebäude ist von hellem Sandstein, und die Flügel sind von weißem Marmor. Weiß ist auch die Kuppel, und ihre Höhe beträgt 300 Fuß. Eine der hübschesten Teile des Gebäudes ist die von breiten Treppenfluchten umgebene, 900 Fuß lange Terrasse. Mehrere Architekten sind bei dem Bau beschäftigt gewesen, von denen Mr. T. Z. Walter, der den Dom entworfen hat, besonders gerühmt zu werden verdient. Die Statue der Freiheit, die das Ganze krönt, ist das Werk Mr. Crawfords. Die Baukosten beliefen sich auf über sechzehn Millionen Dollars. Der große Park, der diese ungeheure Masse von Stein und Mörtel umgibt, vervollständigt das Bild, und in der Tat, wenn ich rundblicke, ist es eben der Sinn für schöne Verhältnisse und verfeinerte Harmonie zwischen dem Kapitol und seiner Umgebung, den ich zumeist bewundere. Washington wird mit Recht die Stadt der großartigen Entfernungen genannt; die weiten Boulevards, die sie durchschneiden, die Squares und Parks, mit denen sie übersät ist, machen sie zur schönsten in der neuen Welt.

Nachdem die ganze Versammlung Platz genommen hatte, trat der Oberrichter vor, um dem Präsidenten den Eid abzunehmen. Nicht eben von hohem Wuchs und dem Herkommen zuwider mit einem Schnurrbart, machen ihn seine reingeschnittenen Züge, sein scharfer Gesichtsausdruck und seine bleiche Farbe zu einer bemerkenswerten Persönlichkeit. Sein wehendes, schneeweißes Haar und seine wallende schwarze Robe fügen seiner Erscheinung etwas Malerisches hinzu. Er schritt zu einem Tische, an dem er den Präsidenten traf, und dieser, indem er seine Hand auf die heilige Schrift legte und gegen das Kapitol blickte, wiederholte den Eid, den ihm der Vertreter des Gesetzes vorsagte. Die kurzen Sätze wurden mit einer klaren, vernehmlichen Stimme gesprochen, und nachdem er mit den Worten „So help me God“ geschlossen hatte, war Mr. Theodor Roose-

velt der sechsundzwanzigste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Menge brach in Hochrufe aus, die ringsum widerhallten; Hunderte von Hüten und Taschentüchern wurden in der Luft geschwenkt, und noch ehe der Präsident mit seiner Inauguralrede begann, war die Postenkette durchbrochen und drängte das Volk zur Plattform. Ich weiß nicht, ob dieser kleine Zwischenfall aus freien Stücken erfolgte, oder weil man der Polizei den Wink gegeben hatte, weniger streng in der Aufrechterhaltung der Ordnung zu sein — er kam unerwartet und machte deshalb um so größeren Eindruck.

Als der Präsident sich endlich erhob, um zu sprechen, lauschte jedermann gespannt. Mr. Roosevelt ist ein hochgewachsener Mann von gebietender Gestalt; seine Bewegungen haben etwas Plastisches, und sein Mienenspiel ist höchst lebendig. Sein Gesicht spiegelt deutlich seine Empfindungen, und seine Augen lassen erkennen, was in seinem Innern vorgeht; er ist unzweifelhaft eine erregbare Natur. Wenn jemand mich fragen wollte, was den Reden Mr. Roosevelts die große Popularität verleiht, so glaube ich, daß es eben diese natürlichen Regungen sind, und die Aufrichtigkeit, mit der er ihnen Ausdruck gibt.

Die Rede des Präsidenten war kurz und klar gefaßt. Sie handelte von den Pflichten der Bürger und des Staats; Pflichten, die das Verhalten der einzelnen wie des Gemeinwesens regeln müssen und der Regierung die Sorge für das Wohl aller und die Größe Amerikas auferlegen. Sie war äußerst patriotisch, voll von Selbstvertrauen und voll von Ehrgeiz; aber was ihr den höchsten Wert verlieh, war ihr erhabener moralischer Ton. In jeder Rede und in jedem Trinkspruch des obersten Exekutivbeamten der Vereinigten Staaten ist immer ein Satz oder ein kurzer Ratschlag enthalten, der, wenn die achtzig Millionen Einwohner der Union und den von ihr abhängigen Gebieten ihn befolgen, sie weiser und glücklicher machen wird; und ich bin ganz sicher, daß, wenn ein der Öffentlichkeit angehörender Mann

für die schwere Bürde, die ihm auferlegt, und alle Unannehmlichkeiten, die mit seinem Amt verbunden sind, irgendeinen Lohn empfängt, dieser vor allem in der Überzeugung besteht, daß er sich seinen Mitmenschen hilfreich erwiesen hat, daß sein Leben von einigem Nutzen für die Welt war. Wenn ein Redner ebenso wie ein großer Schriftsteller oder Künstler oder Politiker sich nur rühmen könnte, etwas Glänzendes vollbracht, eine wirksame Rede gehalten, ein amüsantes Buch geschrieben, ein gutes Bild gemalt oder in einer Wahlschlacht gesiegt zu haben, so würde er fürwahr wenig Grund zur Selbstzufriedenheit haben. Der Wert ihrer Arbeit kann nur so groß sein, als sie sich segensreich für den einzelnen oder die Gesamtheit erwiesen hat; und ich denke, die Berufsarten der Menschen mögen verschieden sein, aber ihr Ziel sollte dasselbe sein, zum Besten der Menschheit und der größeren Ehre Gottes.

Die Inauguralrede des Präsidenten war eine von denen, die solche Ideale ausdrücken, und es war dieses hohe Maß, ich darf sagen: nicht nur ihres moralischen, sondern auch ihres geistigen Tones, der in allen Herzen widerhallte. Die Wirkung war groß und aufrichtig, wie es immer geschieht, wenn wir uns, sei es von der Tribüne oder der Kanzel, an die besseren und feineren Gefühle der menschlichen Natur wenden.

Das Programm des Nachmittags begann mit einem halboffiziellen Frühstück im Weißen Hause, einem sehr hübschen und geschmackvollen, aber anspruchslosen Marmorbau, der dem kleinen Trianon ähnlich sieht. Es ist ein ansprechendes Beispiel der Architektur aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts und erscheint wie ein traulicher Landsitz, der an die kolonialen Häuser der vermögenden ersten Ansiedler erinnert. Man sagte mir, daß das Weiße Haus den gegenwärtigen Bedürfnissen längst nicht mehr genüge, und daß von einem neuen Präsidentschaftsgebäude bereits die Rede sei.

Ungeachtet der demokratischen Natur des Landes, hat doch nur eine verhältnismäßig geringe Zahl privilegierter Personen den oben beschriebenen Zeremonien beigewohnt. Der Saal des Senats faßte nicht mehr als höchstens zweitausend, und da die umgebenden Anlagen für solche geschlossen waren, die nicht irgendeine Art von Erlaubnis hatten, so mochten nur wenige derer, die von fern und nah zusammengeströmt waren, etwas von dem großen nationalen Ereignis gesehen haben. Es gab für sie keine öffentlichen Festlichkeiten, keinen Platz nationaler Freudenkundgebung; kein Ochse ward unter freiem Himmel gebraten, kein Toast, keine Ansprache wurde gehalten. Es mußte sich mit dem begnügen, was die mehr Begünstigten erzählten, und zufrieden sein, zu wissen, daß zu einer bestimmten Stunde dem Präsidenten der Eid abgenommen worden war. Von irgendeinem Schauspiel, das der allgemeinen Neugierde geboten worden wäre, war wenig zu sehen; das einzige, was die Menge für ihr langes Warten einigermaßen entschädigen konnte, war das Defilee der Truppen, das um drei Uhr begann und mit Eintritt der Dunkelheit endete. Soldaten sind überall populäre Erscheinungen, und die Entfaltung militärischen Prunks verfehlt niemals, Bewunderung zu erregen, obwohl die Bestimmung, zu verwunden und zu töten, nicht das höchste Ideal der Menschheit sein kann. Aber Instinkte sind stärker als Gefühle, und Leidenschaften werden für manches Jahr noch über Gedanken und Reflexion herrschen.

Die Siege im letzten Kriege gegen Spanien haben natürlicherweise die Volkstümlichkeit der amerikanischen Armee noch erhöht. Als vor einigen Jahren der Angriff auf Kuba gemacht ward, war die Welt erstaunt, daß die friedfertigen Staaten, die scheinbar nur Handelsinteressen hatten und kaum mehr als 25 000 reguläre Truppen zählten, einer fremden Macht den Krieg erklärten. Man scheint vergessen zu haben, wieviel Pulver während der beiden letzten Jahrhunderte in Amerika verbraucht worden ist. Nachdem der Kongreß die Unabhängigkeit erklärt hatte,

ging der Krieg jahrelang fort; und nachdem der Feind besiegt worden war, brach die Revolution aus, und die ruhigsten der Bürger griffen zu den Waffen. Europa scheint außer acht zu lassen, daß dieses Volk Schritt vor Schritt die Freiheit und die Macht, die es besitzt, erkämpft hat, und die öffentliche Meinung der Nationen sowohl wie der Kabinette hat sich noch nicht an den Gedanken gewöhnt, daß die Vereinigten Staaten von Amerika ein Recht haben, außer ihrer Sphäre Krieg zu führen. Als ob man eine Lawine hindern könnte, von ihrer Höhe zu ihrem Gravitationszentrum niederzurollen! Eine Nation, deren Bevölkerungszahl jährlich um 15—18 Prozent zunimmt, deren Reichtum auf Millionen und Billionen gestiegen ist, und deren Kongreß die Macht hat, Hunderttausende von Freiwilligen gegen den Feind ins Feld zu stellen — ein Land, das in verhältnismäßig kurzer Zeit den größeren Teil dieses ganzen Kontinents erobert hat, wird kaum auf halbem Wege stehen bleiben. Die Expansionspolitik der Vereinigten Staaten war leicht vorauszusehen; nachdem ihr allgemeiner Bestand gesichert und ihre inneren Angelegenheiten geordnet, war es nur zu natürlich, daß sie für ihre Betätigung ein weiteres Feld sich aneigneten oder suchten. Die Annexion Kubas, das noch in amerikanischen Gewässern liegt, ward dessen Befreiung genannt; bezüglich der Philippinen konnte eine solche Entschuldigung nicht vorgebracht werden, sie wurden ohne jede Erklärung annektiert. Gegenwärtig trifft man Kriegsschiffe, über denen die Sterne und Streifen im Winde flattern, auf allen Meeren an; amerikanische Kreuzer, Kanonenboote oder Torpedos begegnen im Golf von Petschili, fahren durch den Suezkanal und ankern in der Nähe des Bosporus. Imperialismus scheint die letzte Phase der Tendenzen der Vereinigten Staaten und ihres politischen Ehrgeizes zu sein; er ist die Unterströmung des Patriotismus und schließlich — vox populi, vox dei.

Der Imperialismus begreift in sich den Militarismus. Ist es nicht ganz natürlich, daß der Vorbeimarsch der Soldaten vom Anfang bis zum Ende mit der größten Sympathie betrachtet ward? Zuerst kamen die regulären Truppen, Kavallerie und Infanterie; ihnen folgten die Miliz, die Freiwilligen und die Kolonialtruppen. Dann, nach einer Abteilung von Polizisten, kam ein Zug roter Indianer mit all ihrem Federschmuck und Lederstrümpfen, eine höchst wirksame Gruppe, die den Bildern glich, mit denen Coopers Romane illustriert sind; und den Beschluß machte eine berittene Schar der vom Wetter gehärteten Söhne der Prärien, der wohlbekannten „cow-boys“.

Ein militärisches Schauspiel in Amerika mit einer europäischen Truppenschau zu vergleichen, würde nicht billig sein. Der Glanz der Adjustierung und die stramme Haltung der Mannschaften fehlen hier gänzlich. Die Uniformen, wie ich sie hier sah, waren sehr grob in der Farbe, saßen schlecht und paßten noch schlechter. Die Röcke und Hosen mochten wohl bequem zu tragen sein, aber sie waren nicht schmuck wie das „Khaki“ des britischen Soldaten oder die kriegerischen Helme und Küraſſe der deutschen Truppen. Die Pferde waren recht erbärmliche Tiere und erschienen selbst bei dieser Gelegenheit so struppig, als ob sie erst gestern auf der Weide mit dem Lasso eingefangen worden wären. Alles dies sind freilich nur die Äußerlichkeiten, die dem Beobachter aufgefallen; denn es ist eine hinlänglich bekannte Tatsache, daß von seiner Kampftüchtigkeit das amerikanische Heer glänzende Proben abgelegt hat.

Die Matrosen und die berühmten Kadetten von West Point waren die Helden des Nachmittags; besonders die letzteren wurden mit Händeklatschen und Hurrarufen begrüßt, wo immer sie vorbeimarschierten; die ganze Nation schien mit Bewunderung auf diese heranwachsenden Generäle der Zukunft zu blicken. West Point ist für Amerika, was Sandhurst für England und St. Cyr für Frankreich ist. Es ist das nationale Institut für die Erziehung der Offiziere. In vielen Punkten allerdings unterscheidet

sich das dortige System von dem unsrigen, da das ganze Heerwesen in den Vereinigten Staaten auf andern Prinzipien beruht. Die regulären Truppen, wie bereits gesagt, sind an Zahl sehr gering; die Masse des Kampfmaterials besteht aus Miliz oder Freiwilligen. Die Leute, die zum stehenden Heer gehören, werden für fünf Jahre angeworben, während welcher Zeit sie eine Löhnung von monatlich zwölf Dollars und außerdem Beköstigung und Kleidung erhalten. Die Miliz ist eine Organisation, deren Mitglieder für gleichfalls fünf Jahre freiwillig Dienst tun, keinerlei Sold empfangen, sich ihre Uniformen selbst stellen, in ihren eigenen Häusern leben und ihren bürgerlichen Geschäften nachgehen, ausgenommen in Kriegszeit, zu der sie einberufen werden können, so oft die Gelegenheit es erfordert. Dieser Zweig der Armee findet Verwendung nicht nur im Krieg mit fremden Mächten, sondern auch in Fällen innerer Unruhen, wie Aufruhr von Arbeitern und Streiks.

Als der letzte Rinderhirt der Prärie, in seinem grauen Flanellhemd und weichem Filzhut mit schwankem Rande vorbei war, begann es zu dunkeln, und die Lichter, welche die Portale und Gesimse schmückten, fingen an zu schimmern; Feuerwerk schoß empor aus dem Nationalpark, und Raketen, in goldnem Staub niederprasselnd, bezeichneten den Schluß des Tages der Eidesleistung.

Washington, die politische Hauptstadt der Vereinigten Staaten.

Mein Aufenthalt in Washington dehnte sich über meine ursprüngliche Absicht aus, und ich blieb noch einige Zeit nach der Inaugurationsfeier. Den regelmäßigen Verlauf des Lebens in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten zu beobachten, war doch recht interessant. Wenn Chicago und Pittsburg vorzügliche Ge-

legenheit bieten, zu sehen, wie Gold geschmiedet und Reichtum gemacht wird, und von einem soziologischen oder psychologischen Standpunkt zu studieren, bis zu welchem Grade die menschliche Intelligenz auf die Hervorbringung von Dollars angewendet wird; wenn einige der Ausflugsorte wie Bar Harbor und vor allem Newport zeigen, wie man Geld ausgibt — und wenn uns im ersteren Falle die Findigkeit, im andern der gänzliche Mangel an Einbildungskraft in Erstaunen setzt, so ist Washington die Werkstatt für die Politik des Landes. Vor Jahren habe ich alle wichtigen Handelszentren besucht und mich mit den überraschenden Eigenschaften der Einwohner für Arbeit und Fabriktätigkeit näher bekannt gemacht, und dann wieder hatte ich Gelegenheit, am Seestrand die ziemlich naive Weise zu sehen, in der man die Mußestunden verbringt; und so sehr ich die Kühnheit, den Mut, den Scharfsinn und die lebhafte Phantasie bewunderte, mit der Millionen erworben werden, konnte ich doch nicht umhin, über die kindische Art, wie diese selben Millionen ausgegeben werden, zu lächeln.

In Washington war ein andres Feld der Beobachtung. Während eines früheren Besuches hatte der Kongreß keine Sitzungen, und die Stadt war leer. Diesmal war das Leben in vollem Schwung und die politische Tätigkeit in ihrem Höhepunkt. Senatoren, Mitglieder des Repräsentantenhauses, Staatssekretäre bewohnten die hübschen Villen, in deren einigen ich manche angenehme Stunde verbracht habe. Obwohl kleiner als die herrschaftlichen Häuser in New York, machen diese doch mehr den Eindruck des Dauerhaften und des ehrwürdigeren Alters. Und so ist die ganze Stadt: sie sieht ernst und nachdenklich aus. Die Leute in Washington scheinen Zeit zum Überlegen zu haben, sie brauchen sich nicht beständig abzustürzen, sondern können sich's erlauben, sich an ihren Schreibtisch zu setzen. Man sieht mehr Bücher als Kuriositäten, und ebenso umfaßt die Unterhaltung eine höhere Sphäre als die gewöhnlichen Neuigkeiten des Tages. Häuser wie die der Senatoren Lodge, Depew,

Cameron, oder der Staatssekretäre Hitschcock und Hay (seitdem verstorben) sind Mittelpunkte nicht nur der Politik, sondern auch des literarischen, künstlerischen und intellektuellen Lebens. Die gebildeten Amerikaner sind in der Regel außerordentlich wohlbelesen, und, was mehr ist, sie kennen aus eigener Anschauung alles Sehenswerte in den verschiedenen Teilen der Welt, was ihnen den Vorteil gewährt, Vergleiche anstellen zu können. Seit meinem letzten Besuch vor etwa sechs Jahren bemerkte ich im ganzen Lande einen großen Fortschritt in bezug auf Kultur und geistige Bildung.

Die Sitzungen des Senats und des Repräsentantenhauses fügten meinem Aufenthalt noch einen weiteren Reiz hinzu. Die Amerikaner sind gute Redner. Sie sind enthusiastischer und phantasievoller als die Briten. Man muß sich freilich an ihren eigentümlichen Accent oder, besser gesagt, ihre Betonung, die so gänzlich verschieden ist von der der Redner in Westminster, erst gewöhnen.

Wie die amerikanische Politik gemacht wird, ist oft genug erörtert worden; und es ist allgemein bekannt, daß ihre Kehrseiten auf das Wahlsystem zurückzuführen sind, das bis zu den äußersten Übertreibungen geht. Tatsächlich wird ein großer Teil der nationalen Energie in den Wahlkämpfen verschwendet — Wahlen für die Staaten, Wahlen für das Repräsentantenhaus, Wahlen für den Senat, Wahlen für den Präsidenten und Wahlen für die Wähler. All dies schließt natürlich Gelegenheiten ein, nicht nur die nationalen Überzeugungen zu beeinflussen, sondern auch sie durch Bestechung zu verändern. Die größten Staatsmänner und Patrioten der Neuen Welt haben sich mit dieser Frage beschäftigt, ohne sie bis jetzt lösen zu können.

Mehr noch als diese Seite des öffentlichen Lebens interessierten mich die Schulen und Erziehungsanstalten in Washington. Von den Bibliotheken ist die des Senats die in ihrer Aus-

ſtattung vollendetſte. Durch einen bewunderungswürdigen Apparat kann man vermittelſt einer Art pneumatiſchen Drucks in wenigen Minuten jedes gewünſchte Buch aus irgendeinem Teile dieſes koloſſalen Gebäudes auf ſeinem hübſch eingerichteten Leſepult haben. Die über das ganze Land verſtreuten Volks- und Gelehrtenſchulen ſind frei und werden in der Regel von den Städten unterhalten, in wenigen Ausnahmen, wie Weſtpoint, von der Regierung.

In der Nähe von Waſhington iſt die berühmte katholiſche Univerſität, die ſich über ein weites Terrain erſtreckt. Umgeben von ſchönen Gartenanlagen und ſchattigen Baumgruppen gleicht das Ganze einem engliſchen Park; und die Gebäude von palaſtartigen Verhältniſſen, die man dazwiſchen erblickt, erhöhen die maleriſche Wirkung. Die verſchiedenen Orden haben jede ihre eignen Kollegien oder, beſſer geſagt, Genoſſenſchaften. Bemerkenswert erſchien mir beſonders das Heim der amerikaniſchen Pauliſten, in dem junge Prieſter für die Miſſionsarbeit im Lande ſelbſt erzogen werden. Dieſe, wie ich gehört habe, ſind vor allem ſegensreich tätig in den großen Induſtrieſtädten und Fabrikdiſtrikten, wo die Arbeiterbevölkerung der geiſtlichen Fürſorge ſo ſehr bedarf. Der ganze mächtige Gebäudekomplex mit ſeiner prachtvollen Mittelhalle und all ſeinen reichen Einrichtungen iſt aus freiwilligen Schenkungen errichtet worden. Die Vereinigten Staaten bieten ein glänzendes Beiſpiel in bezug auf perſönliche Freigebigkeit; viele Bürger ſpenden Millionen für neue Schulen, Kollegien und Univerſitäten; die von Wellesley ward von einer einzigen Familie begründet, und einer der reichſten Männer der Union ſchenkte der Univerſität Chicago über vier Millionen Dollars.

Eine andre katholiſche Univerſität, eine der älteſten und ſchönſten, iſt die von Georgetown. Das Gebäude ſelbſt, maſſiv und ehrwürdig, erinnert an eine Abtei des Mittelalters; im Innern aber entſpricht es allen modernen Anforderungen, und wiewohl alles ſehr einfach iſt, gewährt es doch den zahlreichen

Studenten jede Annehmlichkeit. Die Bibliothek, die von der Riggs-Familie gestiftet worden ist, und die Kapelle sind die hervorragendsten Räume, und beide werden von den jungen Leuten fleißig besucht. Die Georgetown-Universität kann sich großer Erfolge rühmen: viele marmorne Gedenktafeln rufen die Namen solcher Studenten in Erinnerung, die sich im späteren Leben ausgezeichnet haben. Eines Tages wohnte ich hier einer Vorlesung des Herrn Bonaparte bei, der ein bekannter Soziologe und Nachkomme König Jérômes ist.*)

Die religiöse und moralische Erziehung erobert täglich weitere Gebiete in den Vereinigten Staaten. Wenn noch vor wenigen Jahrzehnten der öffentliche Unterricht und die Verbreitung von Kenntnissen das einzige Ziel derjenigen war, welche die Wohlfahrt der heranwachsenden Geschlechter zu begründen wünschten, so sieht man jetzt immer mehr ein, daß Erziehung wichtiger ist; und nicht am wenigsten hat die katholische Kirche sich an dieser Arbeit beteiligt. Wenn wir die großen Schwierigkeiten in Betracht ziehen, mit denen sie zu kämpfen hatte, und wissen, welche geringe Mittel ihr zur Verfügung standen, so ist die Zahl ihrer Kirchen, Klöster, Schulen und andrer religiöser Anstalten geradezu erstaunlich. In jeder Stadt finden wir unter den schönsten Gebäuden diejenigen, die der katholischen Kirche gehören; sie sind in den besten Lagen errichtet, zeichnen sich nicht nur durch praktische, sondern auch durch künstlerische Eigenschaften aus, und die schönste Zierde sogar der weltberühmten Fifth Avenue, der Straße der Millionäre in New York, ist die St. Patricks-Kathedrale. Und was noch schöner, ist die Geschichte dieser Kirche, die vom Fundament bis zur Turmspitze aus den Pfennigbeiträgen der Armen erbaut worden.

Die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten erhält sich ganz und gar aus eignen Mitteln; Kirchen und Schulen

---

*) Gegenwärtig Justizminister.

werden aus freien Beiträgen errichtet, und aus freien Beiträgen werden die Kosten für Priester und Lehrer gedeckt. Das Band zwischen Kirche und Haus beruht auf den gesundesten Prinzipien: jede katholische Familie in Amerika betrachtet ihr Kirchspiel und dessen religiöse Arbeit bis zu einem gewissen Grade als eigene Sache. Und dasselbe herzliche Verhältnis besteht zwischen dem Staat und der Kirche: sie blicken aufeinander als gute Freunde. Die Kirche schätzt die Freiheit, die von seiten der Regierung ihr gewährt wird; und der Staat hinwiederum erkennt mit Dankbarkeit die großen Dienste an, die die katholische Kirche für das allgemeine Wohl des Landes geleistet hat.

Bevor ich Washington verließ, hatte ich eine sehr genußreiche Unterhaltung mit dem Präsidenten Roosevelt, die mir meinen Besuch im Weißen Hause für immer denkwürdig macht. Das Gebäude an sich schon stellt ein glänzendes Blatt der Geschichte dar; man kann sagen, es sei der Eckstein im Aufbau der neuen Nation: sein erster Bewohner war Washington.

Für das Haupt einer Nation mag es nicht gerade ein prächtiger Bau sein; aber in seiner Einfachheit macht es einen tiefern Eindruck, als wenn es ein prunkender Palast wäre; und wenn es dem Reichtum und der Macht der Vereinigten Staaten, wie sie jetzt sind, nicht mehr entspricht, so ist es in seiner edlen Reinheit eine schöne Illustration der ursprünglichen Ideale, welche die Nation beseelten und zu ihrer Unabhängigkeit führten.

Mr. Theodor Roosevelt ist ein ausgezeichneter Staatsmann und zugleich ein vollendeter Wirt; er empfängt mit großer Herzlichkeit, hat die gefälligsten Manieren und besitzt in hohem Grade die Gabe der Unterhaltung. Er spricht mit bewundernswerter Geläufigkeit und geht bereitwillig nicht nur auf allgemeine Gegenstände, sondern auch auf solche ein, die ihm besonders am Herzen liegen. Und wenn er auf seine Lieblingsansichten für die höhere Entwicklung seines Landes und sein Bestreben zu

reden kommt, den moralischen Stand seine Nation mehr und mehr zu heben, dann wird er immer wärmer und seine Beredsamkeit immer bilderreicher. Aber der Schlüssel zu seine Macht liegt, um es noch einmal zu betonen, in der Wahrhaftigkeit seines Gemüts und der Aufrichtigkeit, mit der er von seinen Meinungen und Grundsätzen überzeugt ist. Er ist ein großer Enthusiast, und durch seinen Enthusiasmus überzeugt er auch seine Zuhörer und reißt sie mit sich fort.

Unsre Unterhaltung bezog sich zumeist auf die Lage der arbeitenden Klassen, auf landwirtschaftliche und industrielle Tätigkeit, auf die Auswanderung usw. Bei jeder dieser Fragen zeigte Mr. Roosevelt neben der tiefen Einsicht in den Gegenstand auch den heißen Wunsch, so viel es in seiner Macht steht, die Dinge zu bessern.

Auch über Erziehung sprachen wir. Mr. Roosevelt schien vollkommen einzusehen, welche zweifelhafte Resultate im allgemeinen erzielt werden, wenn der öffentliche Unterricht nicht durch moralische Erziehung unterstützt wird. Alle diese Gedanken über Volksmoral, Familienbande und religiöse Pflichten hatte er während der wenigen vorangegangenen Wochen in seinen öffentlichen Reden mit noch größerer Bestimmtheit und mehr Nachdruck ausgeführt. Er ist offenbar überzeugt, daß nationales Gedeihen nicht durch harte Arbeit allein erreicht werden kann, sondern vor allem dadurch, daß die Bevölkerung gesittet sei; daß Macht und Größe am sichersten auf einem geordneten Familienleben ruhen; und wenn Präsident Roosevelts Reden nicht nur unter seinen Landsleuten, sondern in der ganzen Welt populär sind, so verdanken sie das, sollte ich denken, mehr noch als ihren rhetorischen Vorzügen, ihrem innern Wert. Schließlich sind die schönsten Reden doch diejenigen, die weiser, edler und besser machen, wie es mehr ist, ein durchaus guter Mann zu sein, als einfach ein berühmter Mann.

Die Jugend und die Schulen.

Die Art und Weise, in der neue Länder ihre Kinder erziehen, ist sicherlich eine der wichtigsten Fragen, wenn nicht die wichtigste. Die pädagogischen Methoden der Vereinigten Staaten machen auf jeden neu Ankommenden Eindruck. Die Anzahl der Schulen, die Mannigfaltigkeit der Erziehungsinstitute und die Pracht ihrer Universitäten können nicht verfehlen, Bewunderung zu erregen. Jeder erdenkliche Vorteil wird in ihnen geboten, sie sind mit den neuesten Verbesserungen, den besten Apparaten und Hilfsmitteln ausgestattet und fast alle reich dotiert.

Von einigen dieser Anstalten, wie Yale und Harvard, deren Gebäude palastartig sind, und die mit ihren verschiedenen Laboratorien, Bibliotheken und Speisehallen sehr große Flächen bedecken, groß genug, um selbst Städte zu sein, habe ich bei einer früheren Gelegenheit schon gesprochen. Als ein Beispiel des Reichtums dieser Universitäten erwähnte ich, wieviele Millionen, oft von einem einzigen Spender, so in Wellesley und Chicago, gegeben werden; ich wies auf die Züge hin, die einen zunächst überraschen, auf alles, was in Zahlen ausgedrückt und auf den ersten Blick wahrgenommen werden kann. Hier will ich von einem mehr theoretischen Gesichtspunkt bei der Frage der Erziehung verweilen. Bevor ich weiter gehe, möchte ich zwischen Erziehung und öffentlichem Unterricht unterscheiden. Letzterer beruht in den Vereinigten Staaten auf dem großzügigsten und umfassendsten Plan, den man nur wünschen kann. Was die Erziehung an-

belangt, so scheint es nicht, als ob die gleiche Sorgfalt, sie zu fördern, angewandt würde.

Der öffentliche Unterricht ist in jeder Hinsicht außerordentlich bemerkenswert, besonders wenn man den neuen Ursprung der meisten Anstalten in Betracht zieht. Einige der jüngeren „colleges" datieren nicht um mehr als wenige Jahrzehnte zurück, und doch sind sie so organisiert, daß sie die höchsten Ansprüche befriedigen. Unter den vielen Lehrstätten, die ich besuchte, waren es die Primärschulen, die mich am meisten befriedigten.

An die Spitze der Liste sollte ich unzweifelhaft die sogenannten „Grammar Schools" stellen, welche die Kinder aller Klassen der Gesellschaft durchlaufen müssen und in denen sie das allererste Wissen empfangen. Die Gegenstände sowohl wie die Methoden, sie mitzuteilen, sind mit gleicher Sorgfalt ausgearbeitet. Der Lehrstoff ist weder zu schwierig noch zu gering. Er genügt für die Mehrzahl der Kinder, denen ihre Verhältnisse nicht erlauben, zum höheren Unterricht fortzuschreiten, und versorgt sie, sozusagen, mit einem Betriebskapital, auf das sie sich im späteren Leben verlassen können. Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß der größte Teil dieser Millionenbevölkerung nur so viel Schulkenntnisse besitzt, als er sich im Alter vom siebenten bis zum vierzehnten Jahre erworben hat. Sobald das Kind, im Durchschnitt gesprochen, die Schule verlassen hat, tritt es in die praktische Tätigkeit ein, beginnt es die Arbeit oder das Geschäft, mit dem es sein Lebelang verbunden bleiben wird.

Die Grammar Schools sind die Stätten, an denen das heranwachsende Geschlecht nicht nur die Elementarkenntnisse, sondern auch seine ersten Ideen und Begriffe empfängt. Hier geben sich die ersten Neigungen kund, offenbaren sich Talent und Ehrgeiz. Ich bewunderte nicht so sehr das eigentliche Lernen und Vollstopfen der Köpfe mit Tatsachen und Zahlen, als das freie Spiel, das der individuellen Begabung jedes Kindes gewährt ward.

Ich wage zu behaupten, daß die vornehmste Absicht jedes

Unterrichtsplanes sein sollte, Gelegenheit zum Erwerb von mehr als bloßer Buchstabengelehrsamkeit zu geben. Jeder, der mit Schulen und jungen Menschen zu tun hatte, muß zu dem Schluß gekommen sein, daß das Wissen, das man in den besten und höchsten Schulen, sogar auf den Universitäten erwirbt, nur der erste Schritt zu dem wirklichen Wissen ist, das schließlich allein im späteren Leben gewonnen werden und das, ich möchte sagen, einzig das Leben selbst lehren kann.

Das Ziel, das jede Schule, ob niedere oder höhere, vor Augen haben sollte, ist: die Kinder anzueifern, an jedem Tag ihres Lebens ihr Wissen zu mehren. Für Examina per se zu arbeiten, würde wenig Wert haben und könnte sogar schädlich werden, wenn es, wie so oft geschieht, den Kandidaten, der glänzend bestanden, zu dem Gedanken verleitet, sein Zeugnis oder Diplom berechtige ihn, die Bücher beiseite zu werfen und zu sagen: „Ich habe nun meine Studien vollendet und bin für jedes Fach oder jeden Beruf befähigt."

Wenn die Grammar Schools eine richtige und praktische Methode gefunden haben, die den Talenten eines Knaben ernstlich Gelegenheit bietet, sich geltend zu machen, so sind die Lehrer nicht weniger für ihre Aufgabe geeignet. Sie sind in der Regel ausgezeichnete Pädagogen und sind es, bis zu einem gewissen Grade, unbewußt. Sie sind nicht Ehrfurcht einflößende Professoren mit den unerläßlichen großen Brillen und wallenden Bärten, vielmehr ist die Klasse, die hier auf ihren Schultern die scheinbar bescheidene, aber wichtige Pflicht trägt, von einem ganz andern Typus: gewöhnlich junge Menschen, voll von Tätigkeitsdrang. Für sie wie für die Kinder pflegt es nur ein Übergangszustand zu sein, da sehr viele von ihnen zu höheren Berufszweigen emporsteigen. Voll von aller Kraft und allem Eifer der Jugend, handeln sie mit Feuer und Überzeugung. Sie blicken auf das Leben in derselben Weise und mit denselben Erwartungen wie ihre Zöglinge und glauben an ihren künftigen Erfolg, wie jeder tut, so lange er jung ist.

Die große Entfernung, die das Alter von der Jugend trennt und so oft die Schüler abhält, den Gedanken ihrer Lehrer zu folgen und sie in sich aufzunehmen, ist verringert. Der Abgrund, der zwischen dem Katheder und der Schulbank gähnt, ist durch Sympathie und gegenseitiges Begreifen überbrückt; die kleinen Reibungen und Mißverständnisse werden vermieden, die unter dem altmodischen System ein tägliches Vorkommnis und so sehr geeignet sind, wo Unfug zur einzigen Zerstreuung im Schülerleben wird, die Kinder zum Betrug zu verleiten, sie trotzig und das Amt des Lehrers zu einem täglichen Kreuz und einer wirklichen Qual zu machen.

Hier ist eine „entente cordiale“ hergestellt und Hand in Hand, voll Mut und gutem Willen erfüllen beide ihre Aufgabe. Eine sehr große Zahl der Lehrenden sind Frauen. Viele von ihnen, wiewohl jung, sind völlig überzeugt vom Ernst des Lebens. Jede hat sich ihre eigene Existenz geschaffen, und sehr wahrscheinlich wird sie versuchen, zu einer höheren Phase zu gelangen. Hart arbeitend, mit einer guten Dosis gesunden Menschenverstandes, hat sie gerade genug Erfahrung, denen, die sie unter sich hat, von Nutzen zu sein, und ihr überlegenes Wissen ist weder zu weit noch zu mannigfaltig, als daß es sie hinderte, zu dem Niveau ihrer Schüler herabzusteigen oder sie in der Auswahl dessen verwirrte, was für die Empfangenden angemessen ist.

Kurz, die amerikanischen Unterrichtsmethoden stufen sich vierfach ab: die Grammar Schools bilden die Basis, es folgen die höheren Schulen (High Schools), nach diesen die Colleges und zuletzt die Universitäten.

Diese Institute können füglich nicht mit den unsrigen verglichen werden; sie sind nicht an unumstößlich feste Regeln gebunden, sondern ändern sich nach den Umständen. Um einen mehr oder weniger annähernden Begriff zu geben, können wir die erste Stufe des Unterrichts mit unsern Elementarschulen vergleichen; der zweiten würden unsre technischen Lehranstalten entsprechen; das amerikanische „College“ ist bis zu einem gewissen

Grade, was man in Deutschland ein Gymnasium nennt, während die Universitäten einander gleichen, obwohl die Studienfächer abweichend klassifiziert sind und andre Namen tragen.

Schwieriger ist es, zwischen den verschiedenen Graden zu unterscheiden, da sie beständig wechseln, sowohl in den Lehrgegenständen als in den erreichten Zielen. Eine der charakteristischen Eigenschaften der amerikanischen Schulen ist, daß ihre Kurse und ihre Aufgaben von denen abhängen, die verantwortlich für sie sind: Direktoren, Lehrer, Graduierte — sie alle wirken zusammen, um ihre Anstalt auf ein höheres Niveau zu heben. Es ist ihr gemeinsames Interesse, und sie arbeiten daran mit dem gleichen Eifer.

Wenn man auf den öffentlichen Unterricht in den Vereinigten Staaten auch nur einen oberflächlichen Blick wirft und seinen gegenwärtigen riesigen Umfang ermißt, so sieht man, daß er ein natürliches Wachstum, durch die Umstände hervorgerufen, ist.

Es ist lehrreich, zu beobachten, wie die ersten Grammar Schools ihre Gegenstände vervielfacht haben, bis sie das Muster der höheren Schulen erreicht hatten; wie sie dann, nachdem dies geschehen, ihrerseits abermals höhere Klassen hinzugefügt, bis sie zu Colleges erwuchsen, und so weiter, in immer aufsteigender Bahn, bis die Universitäten mit all ihrer komplizierten Ausrüstung hergestellt waren.

Dieses organische Wachstum gibt dem amerikanischen Unterrichtswesen seine Spontaneität. Die ältesten und wichtigsten der Universitäten wurden auf diese Weise gebildet. Sie waren ursprünglich Mittelschulen, die zu ihrem Kursus höhere Universitätsklassen hinzufügten. Also sind Universität und College sehr nahe verwandt. Der Zögling geht von einer zur andern leicht, ohne besondere Anstrengung hinüber. Deshalb ist eine Universität ohne Colleges eine praktische Unmöglichkeit in diesem Teile der Welt. Sogar die neueren Universitäten, die dem angedeuteten Gang nicht gefolgt sind, haben damit geendet, im Zusammenhang mit sich vorbereitende Colleges zu schaffen.

Diese Methode weicht gänzlich von der unsern ab. Man erklärte mir, dies sei die beste Art, für die Universität zu werben, und ein Antrieb für die Studierenden, nicht mit dem College-Examen aufzuhören, sondern die Arbeit fortzusetzen, bis sie den höchsten Grad erreicht haben.

Das Kind, das in der Primärschule mit sieben Jahren beginnt, kommt in die höhere Schule, wo es bis zu seinem dreizehnten oder vierzehnten bleibt; die nächsten Jahre, bis zum neunzehnten etwa, werden auf dem College verbracht, und dann, wenn er will, kann der Jüngling in die Universität eintreten. So folgen die Schulen einander in ununterbrochener Reihe, und die Studien wachsen naturgemäß mit dem Alter der Schüler.

Unter den amerikanischen Schulen sind die höheren und professionellen die typischsten. Beide sind aus besonderer Notwendigkeit geschaffen und beide durch örtliche Umstände beeinflußt und geformt worden, um den Bedürfnissen der Mittelklassen zu begegnen. Beide sind zum Besten derer bestimmt, die weder die Muße noch die Mittel zu einer vollständigeren Ausbildung haben und im Alter von sechzehn oder siebzehn gezwungen sind, einen Beruf zu wählen.

Diese Schulen erteilen technischen oder speziellen Unterricht. Es gibt ihrer eine große Zahl, die für die verschiedenen Gewerbe vorbereiten, die meisten widmen sich den mechanischen und elektro-technischen Fächern. Sie sind besonders bemerkenswert wegen ihres praktischen Sinnes und der Unterweisung in angewandter Wissenschaft, die wie eine Kapitalsanlage sogleich nutzbar gemacht werden kann. Ein Besuch solcher Schulen vermag eine gute Idee von der Geistesrichtung des Durchschnitts-Amerikaners zu geben, der in bezug auf die mathematischen Disziplinen einen so offenen Verstand zeigt, und dessen technisches Geschick so hervorragend ist.

All diese Schulen, von denen ich gesprochen habe, knüpfen an den Eintritt verschiedene Voraussetzungen, und diese ändern sich, je nachdem höhere Klassen hinzugefügt werden und, wenn

die Anstalt wächst, die Zulassung schwieriger machen. Es gibt, so sagte man mir, Schulen, die so erlesen und gesucht sind, daß die Namen der Schüler, welche die Absicht haben, sich aufnehmen zu lassen, Jahre vorher eingetragen werden müssen, ja, daß dies in vielen Fällen schon bei der Geburt des Kindes geschieht.

Der Unterricht für das weibliche Geschlecht ist ein andrer Punkt, der beträchtlich von dem verschieden ist, woran wir gewöhnt sind. Die Frauen teilen in diesem Lande alle Aussichten und Vorrechte der Männer, sie müssen deswegen auch die gleiche Gelegenheit und Ausrüstung haben. Die höheren und die technischen Schulen stehen beiden Geschlechtern offen; beide folgen denselben Kursen und machen dieselben Examina durch. Knaben und Mädchen besuchen dasselbe Klassenzimmer, sitzen Seite an Seite auf denselben Bänken. Sie nehmen an denselben Erholungen und Spielen teil: kurz, ihre Jugend wird zusammen verbracht. Die Schranken und Schutzwehren, die in der Alten Welt die jungen Leute voneinander trennen, sind gefallen, oder vielmehr, sie sind nie errichtet worden.

In den bescheidenen Umständen der ersten Pioniere konnten solche Beschränkungen nicht gemacht werden. Wie in allen neuen und noch unverfeinerten Ländern ward die Stellung der Frau ganz besonders angenehm gemacht, und man hegte von ihr einen idealen Begriff. In späteren Zeiten, unter den Bedingungen der modernen Sphäre, waren die Frauen hier imstande, ihre Unabhängigkeit zu behaupten und, wenn die Notwendigkeit es gebot, sich selbst zu verteidigen. Sie genießen mit einem Wort alle sozialen Vorteile, ohne daß sie die Last der Verantwortlichkeit zu tragen hätten.

In allen kulturellen Fragen macht die Frau ihre Stimme hörbar, sie spricht mit in öffentlichen Angelegenheiten, und in der Familie entscheidet ihr Wille. Es ist durchaus unerläßlich, daß sie in keiner Weise in irgend etwas, was mit Bildung und Erziehung zusammenhängt, minderwertig sei. Und also ist in allen rein geistigen und künstlerischen Berufen die Zahl der Konkur-

renten des sogenannten schwachen Geschlechts der des starken nicht nur gleich, sondern übertrifft sie noch oft.

Die berühmten Mädchen-Universitäten, oder, wie sie zuweilen genannt werden:. „Akademien" — Wellesley, Smiths, Vassar, Trinity und manche andre — verlangen von den Bewerberinnen um Zulassung gründliches und vielseitiges, allgemeines und klassisches Wissen. Was Literatur und Mathematik, Griechisch und Latein anlangt, so ist der Maßstab derselbe wie für den „Bachelor of Arts" in England oder die Maturitätsprüfung in Deutschland. Die einzelnen Kurse sind sehr mühsam und erfordern nicht nur angestrengte und ununterbrochene Arbeit, sondern auch natürliche und mehr als durchschnittliche Begabung.

Der Entwurf des Unterrichts ist fast überbürdet. Wenn man die Liste der Gegenstände liest, die Naturwissenschaft in all ihren Zweigen, Kunst und Philosophie, mit den tiefsten Problemen der berühmten Denker der Welt umfaßt, so fragt man sich wohl, ob dies nicht zu viel und etwas übertrieben ist. Aber die Zöglinge, wenigstens diejenigen, deren Beruf in diesen Richtungen liegt, scheinen dieser Meinung nicht zu sein und verbringen ihre Mußestunden in Bibliotheken und Laboratorien, um ihre Ausbildung zu vervollkommnen.

Um diese erhöhten Bestrebungen auf den Frauen-Universitäten und den unermüdlichen Fleiß ihrer Insassen zu verstehen, müssen wir auf die ganz besondere Stellung der Frauen in den Vereinigten Staaten zurückkommen. Denn diese, wie wir gesagt haben, ist in keiner Hinsicht niedriger als die der Männer und, was Bildung anbelangt, oft höher.

Der Mann, der gezwungen ist, für den Lebensunterhalt zu sorgen, der später noch härter arbeitet, um reich zu werden und dann seinen Reichtum zu verdoppeln, kann von seiner ihn ganz in Anspruch nehmenden Tätigkeit keine Zeit für klassische Studien erübrigen. Natürlich, daß er, wenn er nicht in seinem Geschäft ist, der Erholung bedarf, die er im Sport und andern Leibesübungen in freier Luft sucht. Die lange Anstrengung des

Kopfes macht körperliche Bewegung als Gegengewicht notwendig.

Es ist die Aufgabe der Frau, dem Hause seinen geistigen Ton zu geben. Die Töchter und weiblichen Mitglieder der Familie müssen die gesellschaftlichen Pflichten erfüllen. Die amerikanische Frau hat nach außen hin zu repräsentieren. Der Gemahl wird sie in all ihren Bemühungen mit unbegrenzter Freigebigkeit unterstützen; er wird ihr die Mittel gewähren, jeden ihrer Wünsche zu befriedigen und ein Leben voll „Komfort" und Vergnügen zu führen. Willig erkennt er ihre Überlegenheit an und ermuntert sie, in Berührung mit allen sozialen, politischen oder intellektuellen Angelegenheiten zu bleiben. Sie ist es, die in seinem Hause und an seinem Tische Fragen subtiler Art erörtert, und oft ist sie es, der es anvertraut wird, eine wichtige Verhandlung einzuleiten oder erfolgreich abzuschließen.

Die oberflächlichen Bemerkungen, die so oft über die Rolle der amerikanischen Frau gemacht werden, besonders die Rolle, die sie in den kosmopolitischen Zentren spielt, und die sie nur als eine wundervoll angezogene Puppe oder glänzende Schauspielerin erscheinen lassen, die ihres Mannes Millionen sinnlos durchbringt, entbehren der richtigen Auffassung. Selbst wenn Umstände solche Beobachtungen bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen scheinen, darf nicht übersehen werden, daß der Anteil, den sie am gemeinsamen Leben nimmt, bedeutender ist, als ein Außenstehender sich vorstellen mag.

Die amerikanische Frau ist in jedem Betracht des Mannes Genossin. Als Kind saß sie neben ihm in der Schule; als Knaben und Mädchen sind sie zusammen aufgewachsen, kurz, miteinander sind sie durch alle Phasen des Lebens gegangen. Wenn sie dann in der Ehe verbunden sind, setzen sie diese Kameradschaft fort. Sie kennen einander durch und durch, kennen jeder des andern gute und schlechte Eigenschaften; sie wissen, was sie zu erwarten haben und wie weit sie vertrauen dürfen — es gibt wenig Unvorhergesehenes. So geschieht es, daß sie die Arbeit

teilen, und daß das Leben jedem von ihnen ein getrenntes Feld der Tätigkeit anweist, das, wenn nicht gleichartig, so doch gleich weit und fruchtbar ist.

Nur, wenn wir ihre Kindheit, den ersten Unterricht, den sie empfangen hat, und ihre Erfahrungen aller Art in Betracht ziehen, werden wir die Stellung der amerikanischen Frau richtig bewerten. Dies erklärt, warum so viele von ihnen, die in relativ bescheidenen Verhältnissen geboren worden, später imstande sind, die außergewöhnlichsten Lagen zu beherrschen, Wurzel zu fassen und Einfluß zu gewinnen, wohin immer sie verpflanzt werden mögen. Sie ist stets die Mitarbeiterin des Mannes und als verheiratete Frau die regelmäßige Partnerin ihres Gemahls gewesen. Ihre Arbeit, wie wir erwähnten, mag eine andre sein: anstatt ihre Zeit in Werkstatt oder Kontor zu verbringen, wird sie geschäftig im Hause sein oder ihre Freundinnen besuchen. Und wie der Mann ganz in Anspruch genommen ist, seine geschäftlichen Angelegenheiten zu erweitern und seinen Einfluß auf dem Markt auszudehnen, so wird die Frau nicht minder eifrig sein, ihren Bekanntenkreis zu vergrößern, ihr Zelt zu verschönern und es auf der Bühne der großen Welt augenfälliger zu machen. Ist all dies nicht ähnlich so in der ganzen Welt? Wenn es uns in Amerika stärker berührt, so geschieht es, weil der ganze Vorgang wahrnehmbarer und der Erfolg handgreiflicher ist. Wie in allen ihren Unternehmungen: was die Amerikaner tun, das tun sie gründlich.

Wenn ein Jüngling beabsichtigt, ein großer Finanzier oder Eisenbahnmagnat zu werden, so wird seine ganze Vorbereitung dies im Auge behalten. Er wird keine Gelegenheit verabsäumen, die ihn in seiner Absicht fördern kann, wird keine Zeit mit andern Beschäftigungen verlieren, wird keine Muße für nutzlose Kurzweil haben; er wird einzig studieren, lesen oder sich für das interessieren, was Bezug hat auf das Ziel, das er verfolgt, und obgleich er im Umfang seines allgemeinen Wissens und seiner enzyklopädischen Kenntnisse mangelhaft sein mag, so wird er doch

ein tüchtiger Mann werden, ein Spezialiſt, der ſeinen Gegenſtand in- und auswendig kennt, ein Typus, der in den alten Ländern unbekannt iſt.

Seine Arbeit iſt ſein Leben; auch in ſeinem geſelligen Verkehr ſind ſeine Sympathien gemeiniglich bei den Männern derſelben Art wie er ſelbſt. Ebenſo wie er in ſeinem Bureau ſich heimiſch fühlt und bemüht iſt, es in jedem Betracht ſo bequem wie möglich zu machen; wie er ſein Lunch genießt, wenn er es mit andern Geſchäftsleuten in den ſogenannten City-Reſtaurants oder Frühſtücksklubs teilt: ſo fühlt er ſich unbehaglich in den formellen Salons ſeines Hauſes und langweilt ſich an der eignen zeremoniöſen Tafel, die unter der Entfaltung von Prunk und guten Dingen ſeufzt.

Deshalb vielleicht verſteht man den Amerikaner auswärts ſo wenig. Er läßt alle wahren Intereſſen ſeines Lebens und ſeiner Arbeit hinter ſich und tritt in einer Weiſe auf, die mit unſern Bedingungen von Ausruhen und Muße wenig gemein hat. Er hat niemals zu Kleinigkeiten Zeit gehabt, und wenn er einmal ganz draußen iſt in der Atmoſphäre der tauſend Nichtigkeiten, die das Daſein ſo mancher eleganten Badeorte und der goldnen Riviera ausmachen, kann man ihn dafür nicht tadeln. Zugleich aber, ſobald man ein Thema berührt, in dem er zu Haus iſt, wird man entdecken, daß der rauheſte dieſer rauhen Diamanten, und ſollte er von den äußerſten Grenzen des fernen Weſtens kommen, wo er ſeine Tage in einem Blockhaus verbracht hat, ungewöhnlich ſchätzbare und ſeiner beſonderen Lage angemeſſene Eigenſchaften beſitzt, und anſtatt ihn lächerlich zu finden, wird man von ihm viel wirklich Wertvolles lernen können.

Um es zu wiederholen: er iſt Spezialiſt, und in allem amerikaniſchen Unterricht geht die Tendenz dahin, zu ſpezialiſieren; und dies gilt für die Schulung ſowohl der Männer wie der Frauen.

Dieſelbe Zähigkeit, denſelben Fleiß, dasſelbe Beſtreben, die Spezialiſation bis zum Äußerſten zu treiben, kann man in den

unteren Klassen ebenso bemerken wie in den höheren. Die junge Arbeiterin, die ihren Lebensunterhalt durch ihrer Hände Werk verdient, verfolgt das Ziel, in der Fabrik emporzusteigen mit dem gleichen Eifer, wie die junge Millionärin das ihre: verpflanzt zu werden, um irgendeinen alten, aber zusammenbrechenden Stammbaum zu stützen. Von frühester Kindheit an war es ihr Traum, sich in einem der Schlösser der alten Heimat, aus der ihre Vorfahren ausgewandert sind, niederzulassen. Seitdem sie lesen konnte, haben Bücher wie „Little Lord Fauntleroy" ihre Sehnsucht nach einer andern Atmosphäre nur gesteigert. Sie sucht ihren Geist so zu formen, daß er dieser idealen, künstlichen Existenz entspricht, und wie ihr Bruder fortarbeitet und in seinen Anstrengungen nicht nachläßt, um ein noch gewaltigerer Geldmacher zu werden, als sein Vater war, so wird sie sich bemühen, alles zu lernen, was nötig ist, oder was sie glaubt, das nötig sei für ihre künftige Stellung.

Unter den „Spezial"-Schulen gibt es eine nicht unbeträchtliche Zahl solcher, die gänzlich der gesellschaftlichen Ausbildung gewidmet sind. Nicht nur, wie bei uns, hat man reguläre Kurse für fremde Sprachen, Gesang und Tanz: auch auf gute Manieren und das, was man „fashionables" Benehmen nennt, erstreckt sich der Unterricht. Die berühmten Kartons Mr. Gibsons, der so manche Besonderheiten des amerikanischen Lebens glücklich illustriert hat, zeigen diese Kurse, in denen die künftigen großen Damen gezogen werden. In einer andern Serie dieses talentvollen Beobachters sieht man die Eltern abgebildet, wie sie mit gleichem Eifer studieren, um sich für den Tag vorzubereiten, an dem sie, wenn sie sich vom Geschäft zurückgezogen haben, mit ihren Töchtern in fürstlichen Häusern wieder zusammentreffen.

Wenn wir die künstlerischen Meisterwerke Mr. Gibsons betrachten oder eigne Beobachtungen anstellen, können wir nicht umhin, auch die ernstere Seite der Sache zu bemerken, und müssen dann einräumen, daß diese „gesellschaftliche Erziehung", was sie auch Lächerliches haben mag, doch nicht weniger sorgfältig aus-

gearbeitet ist, als es die andern Zweige praktischen Unterrichts sind, und daß die Eltern nicht weniger verschwenderisch Geld dafür ausgeben.

Ja, sie tun mehr. Sie werden jedes Opfer bringen. Wenn sie sehen, daß ihre Lebens- und Denkart möglicherweise auf die höhere Verfeinerung ihrer Tochter nachteilig wirken könnte, werden sie sich bereitwillig von ihr trennen, als ob sie eine ansteckende Krankheit hätten; sie werden das Mädchen in ein Pensionat des Auslandes oder auf Reisen mit einer Gouvernante schicken, deren Vollkommenheiten für ihr künftiges Geschick aller Wahrscheinlichkeit nach nützlicher sind als die Liebe und Zärtlichkeit der eignen Mutter. Hier in der Tat hat die Erziehung ihren Record erreicht und, wie auf allen andern Gebieten, den Erfolg erzielt, nach dem sie strebte.

Während also der Unterricht in den Vereinigten Staaten auf ein sehr hohes Niveau gebracht worden ist, weil er sich als ein ausgezeichnetes Mittel erwiesen hat, die Befriedigung des Ehrgeizes zu sichern, wird die Erziehung im wahren Sinne des Wortes, bis zu einem gewissen Grade hier unterschätzt.

Wenn ich von Erziehung als Parallele des Unterrichts spreche, so denke ich an das früheste Kindesalter und jene ersten Prinzipien und Begriffe, die jedes menschliche Wesen von der Mutter im eignen Heim empfangen muß. Mag man dem englischen Unterrichtssystem vorwerfen, daß es nicht auf der Höhe der modernen Anforderungen steht, und den Schulen des Kontinents, daß sie mit unnützem Wissensstoff überbürdet sind: die Erziehung im Hause ist ohne Frage der amerikanischen überlegen.

Diese Verschiedenheit muß notwendigerweise von äußeren Umständen abhängen. In Ländern der alten Kultur ist man der Ansicht, daß, um den Charakter zu bilden, die Arbeit im zartesten Alter beginnen sollte; daß Grundsätze, die das ganze Leben beeinflussen sollen, in den ersten Stadien der Kindheit eingepflanzt werden müssen. Die Schule kann vieles lehren, und

der Umgang mit andern Knaben vermag Ecken abzuschleifen und schlummernde Fähigkeiten zu wecken; aber Grundsätze und Empfindungen können nur in der Kinderstube mitgeteilt werden. Eine Kinderstube, eine „nursery“ im Sinne des englischen Wortes, gibt es nicht in neuen Ländern. Selbst wo solch ein Raum mit der größten Sorgfalt hergestellt ist, wird doch sein moralisches Gewicht im ganzen nicht verstanden.

Obendrein haben die Vorgänger, die neue Länder besiedeln, da sie gewöhnlich aus den untersten Klassen kommen, keinen Begriff von dem, was eine solche Einrichtung bedeutet. Späterhin wird das Leben für sie zu arbeitsreich, als daß es ihnen gestattete, selbst wenn sie wollten, ihren Kindern viel Zeit zu widmen. Die Notwendigkeit des Unterrichts und der Schule leuchtet ihnen ein, die der häuslichen Erziehung und moralischen Zucht weniger. Das Kind hängt zum großen Teil tatsächlich von seinen eignen Instinkten ab, die wiederum, zum Guten oder zum Bösen, von seiner Umgebung stark beeinflußt werden.

Die Selbständigkeit eines amerikanischen Kindes ist sprichwörtlich; um sich eine annähernde Idee davon zu machen, braucht man nur Mark Twains „Tom Sawyer“ zu lesen. Es fällt uns schwer, Kinder zu verstehen, die von dem, was sie tun, niemandem Rechenschaft geben und ihr Haus ganze Tage lang verlassen. Vater und Mutter finden, in ihrer angestrengten Existenz, nicht genügend Zeit, sich um die Charakterbildung ihrer Kinder zu kümmern. Ihre Erziehung beginnt in der Schule, und diese kann den Mangel des häuslichen Einflusses nicht ersetzen. Von dem Tage an, an dem das Kind in einen Kindergarten oder eine Primärschule geht, fängt es an, ein von seinen Eltern getrenntes Dasein zu führen. Alle Mitglieder der Familie, Vater, Mutter und Kind, leben ihr eignes Leben. Jeder hat sein besonderes Arbeitsgebiet, seine besonderen Interessen und Zerstreuungen; jeder macht sich's zur Aufgabe, seine Lage zu verbessern. So kommt es, daß das unbemittelte Kind, auch wenn es noch in der Schule und in sehr frühem Alter ist, Mittel und Wege

findet, um etwas Geld zu verdienen, anfänglich durch den Verkauf von Zeitungen und andern Kleinigkeiten, später durch Stundengeben oder, wie in den Colleges, durch das Reinigen der Zimmer und Ausbürsten der Kleider für reichere Knaben. Das Leben mit seiner Arbeit und seinem Kampfe beginnt in der Schule.

Unter solchen Bedingungen muß das jugendliche Alter sich offenbar anders entwickeln als in alten Ländern. Auf sich selbst und die eignen Hilfsmittel gestellt, sind die Vorteile für ein praktisches Leben unbestreitbar. Die Unabhängigkeit, in den Jahren erworben, in denen man den Kindern andrer Länder nicht erlaubt, allein auszugehen, gibt ihnen einen Grad von Selbstvertrauen, der für ihre rastlose Zukunft höchst notwendig ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß sie sich vorbereiten und waffnen für jene übermäßige Arbeit, an der sie später teilnehmen müssen, und die man fast ein wahnsinniges Ringen nicht nur um das Dasein, vielmehr um das Wohlsein nennen könnte.

Wenn wir ihre Art des Vergnügens und der Erholung betrachten, so zeigt sie dieselbe Tendenz der Energie und Anstrengung. Alle Spiele beruhen auf körperlicher Kraftäußerung. Die populärsten Sports sind diejenigen, welche die stärkste Anspannung erfordern. Fußball, Polo oder „Base ball", in dem zwei Parteien von je neun Personen gegeneinander spielen, sind regelrechte Gefechte im Freien; ob zu Fuß oder zu Pferde, Wettrudern im Kanoe oder Wettrennen — es stellt immer eine Schlacht dar, die Beherztheit und Kampflust ermuntert und Schlagfertigkeit hervorbringt. Kinder verschiedener Klassen und Schulen stehen einander auf dem Schlachtfeld gegenüber, und jedes versucht, sich seines Vorteils zu bedienen, um zu siegen und den Gegner zu schlagen. So ist die Schule schon eine Vorbereitung für das erbarmungslose Kämpfen und Arbeiten des späteren Lebens.

Das Erziehungssystem in den Vereinigten Staaten ist unstreitig wohl geeignet, den Menschen stark zu machen und für

den Kampf auszurüsten; aber ebenso ist es klar, daß unter solchen Umständen nicht viel Muße bleibt, um feineres Empfinden und höheres Denken auszubilden. Metaphysische Eigenschaften und geistige Dinge werden wahrscheinlich erst von einem künftigen Geschlecht gepflegt werden. Für die Gegenwart bedeutet Leben: Arbeit; und auf die Arbeit als mehr oder weniger identisch mit dem Dasein, ja als dessen Inbegriff zu blicken; das ist, mit der Entwicklung des Denkens, der wesentliche Charakterzug und die Stärke des nationalen Unterrichts.

Arbeit.

Arbeit als solche ist das, was jeden bei seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten am meisten in Staunen setzt — Arbeit in all ihrer Stärke, Arbeit in all ihrem Umfange, Arbeit in all ihrer Wichtigkeit — Arbeit, die das tägliche Brot verschafft und Reichen und Armen zu tun gibt — Arbeit, die das Ganze der Existenz in sich begreift — Arbeit, die mit dem Gedanken des irdischen Lebens identifiziert worden, Arbeit, die der vornehmste Gegenstand des Daseins und sein höchstes Ideal ist.

Tätigkeit in den Vereinigten Staaten bedeutet etwas ganz andres als bei uns: sie ist alles und alles wird Tätigkeit. Anstrengung und Erholung, Stunden im Kontor oder zu Hause — nur da ist Vergnügen, wo es etwas zu tun gibt. Die alte Idee des dolce far niente ist hier unverstanden und unverständlich. Ich hatte bereits in meinen ersten Eindrücken von Amerika zu erwähnen Gelegenheit, daß, sich abzuarbeiten, sei es nun zur Beschaffung von Subsistenzmitteln oder als Zerstreuung oder als Gewohnheit, eine Notwendigkeit des Lebens wird.

Man muß sich im Gange halten; Rast ist unbekannt und wird, wenn immer möglich, vermieden; es sei denn, daß sie durch allgemeinen Zusammenbruch erzwungen wäre. Bewegung und Energie sind die Antriebe, die jeden Amerikaner beherrschen; so sehr, daß, wenn er sich setzt, sein Stuhl ein Schaukelstuhl sein muß, damit er, selbst wenn er ausruht, eine Tätigkeit irgendwelcher Art fortsetzen kann.

Der Tag beginnt früh, ungefähr zwei Stunden früher als in England, und nach einer eiligen Toilette und einem haſtigen Frühſtück beginnt das Stürzen nach den Fabriken und Geſchäftsräumen. Dort wird unter geſteigertem Druck gearbeitet. Natürlich bleibt keine Zeit, um für das Mittagsmahl nach Hauſe zu gehen, ja nicht einmal, um überhaupt geeignete Nahrung zu ſich zu nehmen. In der Tat, die Reſtaurants und „Luncheonbars“ würden ſich umſonſt bemühen, wenn ſie eine gute Küche und wohlbeſetzte Tafel ankündigen wollten; um die Vorübergehenden anzuziehen, hängen ſie vielmehr Anzeigen aus mit Inſchriften wie „Quick Lunch“, „Hasty meals“, „Chops to the minute“. So ſehen wir oft, wenn wir um Mittag an eine Bureautür kommen, eine Karte mit den Worten: „Away for lunch; back in five minutes“ — „Aus zum Lunch, zurück in fünf Minuten.“

Der Reſt des Tages, der Woche, des Jahres, wird in derſelben Weiſe verbracht. Die Beſchäftigung mag verſchieden ſein, aber ſie iſt immer da, maſſenhaft und aufgehäuft. Dieſe Belaſtung des Daſeins, die gleich ſtark für den Arbeiter wie für den Kapitaliſten iſt, gibt dem amerikaniſchen Leben ſeinen Hochdruck.

Mag man bei der Ankunft inmitten dieſes unzuſammenhängenden und wirbelnden Getöſes auch noch ſo verwirrt ſein, man wird dadurch doch mechaniſch wie durch eine größere Gewalt mit fortgeriſſen und wider Willen ein Atom in dem allgemeinen Aufruhr. Man gewöhnt ſich daran, denn es wird eine Notwendigkeit, und man paßt ſich dem neuen Leben an.

Wir ſehen Leute aus allen Teilen der Welt kommen: ſchlaue und ſteifnackige Teutonen, läſſige Sprößlinge der lateiniſchen Raſſen, Orientalen von unbeſtimmbarer Eigenſchaft — ſie verſchmelzen zu einem Potpourri wie in einem ſiedenden Keſſel. Alles kocht und iſt in Wallung; alles um uns her ſteht in Glut. Wenn ich in den Seiten meiner Notizbücher blättere, iſt es ſchwer, ſich vorzuſtellen, daß es möglich ſei, in dem Zeit-

raum von vierundzwanzig Stunden alles zusammenzubringen, was in der Geschichte eines Tages verzeichnet ist.

Der Morgen begann gewöhnlich in einer der Vorstadtkirchen; hierauf besuchte ich eine der Gemeindeschulen; der größere Teil des Vormittags ward den Erziehungs- und Wohltätigkeitsanstalten gewidmet. Oft hatte ich in den Bibliotheken zu tun und häufig ward ich in die Druckerei gerufen. Am frühen Nachmittag begegnete ich solchen, mit denen ich Geschäfte zu erledigen oder Verkehr hatte, und es war zu dieser Stunde, daß mir der Vorzug zuteil ward, in den verschiedenen Städten, in denen ich weilte, mit kirchlichen und bürgerlichen Würdenträgern in Berührung zu kommen. Später am Tage erwiderte ich Besuche oder genoß die Gastfreundschaft zahlreicher Bekannten.

Aber zu jeder Zeit und in jeder Sphäre war es die Anspannung der Arbeit, die mich zumeist in Staunen setzte. Diese Arbeit unterschied sich so sehr von dem, was ich mit dem Worte zu verbinden gewohnt war. Hier bedeutet sie nicht nur das Vollbringen, sondern umfaßt alle Funktionen des Lebens. Sie dringt in alle Erscheinungsformen und bildet die Grundlage alles Tuns und alles Interesses.

Es verlohnt sich zu beobachten, wie die Arbeit zwischen den mannigfachen großen und kleinen Faktoren verteilt und vervielfältigt ist. In der Tat ist sie eine riesige, unsichtbare Maschine, in der jeder einzelne, hoch oder niedrig, die Rolle eines der Räder spielt; jedes dreht sich, jedes wirbelt; jedes ist in unaufhörlicher Tätigkeit.

So geschah es, daß ich selbst gezwungen war, mehr und mehr ein winziger Teil dieser Maschinerie zu werden; aber diese Tatsache erhöhte beträchtlich den Wert meines Aufenthalts und gab mir Gelegenheit, in diesem Lande wie ein Bürger der Staaten zu leben. Außer meiner Missionsarbeit hatte ich mehrere Aufsätze zu schreiben, und ward aufgefordert, an den verschiedenen Orten, an denen ich weilte, Vorträge zu halten.

Die Zuhörerschaft und die Vorträge wechselten je nach der

Art der Städte, in denen ich sprach; aber ich war immer geschäftig, immer „im Gang", und kam zu dem angenehmen Schluß, daß die Arbeit in der Neuen Welt, wenn zuweilen übermäßig, doch statt einer Last vielmehr ein Genuß ist.

Was die Zuhörer betrifft, denen ich begegnete, so hätte niemand sich sympathischere wünschen können. Um damit zu beginnen, so haben sie für den gewählten Gegenstand ein aufrichtiges Interesse, sie würden sonst einfach nicht kommen; einmal da, wollen sie auch etwas mit sich nehmen. Ich darf dies ganz allgemein sagen; aber die bezeichnendste Erfahrung, die mir ward, machte ich in New York selbst gelegentlich einer Vorlesung in dem großen Katholischen Klub, wobei Seine Gnaden der Erzbischof zu präsidieren freundlich genug war. Er ist ein regelrechter Amerikaner in dieser Hinsicht, daß er immer Zeit findet, jeden Versuch für das Wohl der Armen oder das Interesse der Kirche zu ermuntern und durch seine Gegenwart zu fördern. Natürlich ward von allen Anwesenden Teilnahme für die gemeinsame Sache gezeigt. Ein andres Mal sprach ich in der großen Prunkhalle von Waldorf Astoria vor einer Versammlung aller Konfessionen. Die Zuhörer repräsentierten zumeist die höchsten Kreise der Metropole, und wenn es schon schwer ist, vor einem fremden Publikum zu sprechen, dann ist es besonders so vor einer Zuhörerschaft aus der Sphäre des Reichtums und der Mode. In den alten Ländern ist sie natürlich die zurückhaltendste und kälteste. Hier ward mir eine angenehme Überraschung: alle, die gekommen, waren höchst enthusiastisch und — es muß zu ihrem Lobe gesagt werden — alle besaßen die in unsren höheren Kreisen so oft fehlenden Kenntnisse, die erforderlich sind, um dem Gedankengang des Redners zu folgen.

Ein andrer großer Vorzug, den die Arbeit in diesem Teile der Welt hat, ist die Leichtigkeit, ich möchte sagen Einfachheit, mit der alles getan wird. Mag es sich um des Geistes oder der Hände Werk handeln, um leichtes oder schwieriges, kleines

oder großes, von geringer oder hoher Wichtigkeit: man wird es immer in der gleichen Weise angreifen. Vom bescheidenen Schreiber, dessen einziger Apparat eine Füllfeder ist, bis zum Beamten, der ein Portfolio unter dem Arme trägt, ist das Werkzeug auf ein Minimum reduziert. Dies Prinzip ist in Werkstätten und Geschäftsräumen wahrnehmbar. Alles, was überflüssig ist, wird beseitigt. Für das Unnütze ist kein Raum.

Wenn wir die Untersuchung weiter treiben, werden wir finden, daß die nämliche Tendenz auf allen Gebieten der Arbeit und in jeder Art des geschäftlichen Verkehrs sich offenbart. Einfachheit herrscht als Höchstes. Wir sehen sie auch in den Fabriken, wo jede unnötige Ermüdung auf das sorgfältigste vermieden wird; ebenso bei den Unternehmungen der größeren Gesellschaften, wo zwei oder drei Direktoren freundschaftlich zusammentreffen, um in wenigen Minuten die Plazierung von Millionen zu beschließen. Die Formalitäten und Zeremonien der alten Welt erläßt man sich.

Wenn schon, wo es sich um Millionen handelt, keine Zeit zu verlieren, so ist dies noch weniger der Fall unter denen, die Werkzeuge handhaben. Ich möchte sagen, der vornehmste Zug amerikanischer Arbeit sei, daß es in ihr keine Verschwendung gibt, weder von Zeit noch von Mühe. Die Art, in der der Arbeiter sich den Bedingungen der Zeit und des Ortes anpaßt, gibt der amerikanischen Arbeit ihren Charakter. Er braucht weniger Zeit als in andern Ländern und bringt mehr fertig. Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß es sein Vorteil ist, so viel wie möglich zu schaffen. Er arbeitet gewöhnlich auf Stücklohn; er wird deshalb nicht nach der Stunde bezahlt, sondern für das, was er zustande gebracht hat. Es ist natürlich, daß er alle Fähigkeiten, die er besitzt, anzuwenden sucht, um mehr zu verdienen. Wenn er nach Zeit arbeitet, steht er unter strenger Aufsicht, und der Hochdruck in den Fabriken ist ein solcher, daß er, wenn er der Arbeit nicht gewachsen ist, sofort entlassen wird.

Wenn man eine Fabrik beſucht, während ſie in Tätigkeit iſt, wird man ganz verwirrt von dem ſcheinbaren Durcheinander von Maſchinen und Menſchen.

Alles bewegt ſich, dreht ſich, hämmert oder wirbelt. Sieht man näher zu, dann beginnt man zu merken, daß, was ein Chaos und ein mißtöniger Lärm von Klang und Bewegung zu ſein ſchien, harten und feſten Regeln folgt. Wie jede Umdrehung eines Rades angeordnet iſt und jeder Hammer auf Befehl ſchlägt, ſo bewegt ſich auch jedes menſchliche Glied nur in Übereinſtimmung damit; und wie jedes Rad oder jeder Hebel der gewaltigen Maſchinerie nur eine gewiſſe Funktion ausübt und nur einen Teil eines Artikels hervorbringt, ſo iſt auch jede menſchliche Hand nur mit einem Einzelding beſchäftigt, verrichtet und wiederverrichtet immer nur die gleiche Arbeit, verfertigt immer nur das gleiche Werk.

Ob es für den einzelnen ein Vorteil, ſo zu verfahren, iſt eine andre Frage. Man darf bezweifeln, daß es für einen Menſchen wünſchenswert ſei, ein Stück Maſchine zu werden. Doch das liegt außerhalb unſres Gegenſtandes. Hier will ich nur von der Teilung der Arbeit ſprechen, die geradezu wunderbar und ſo verwickelt iſt, daß ſie für den Nichteingeweihten faſt unverſtändlich bleibt. Dennoch iſt ſie, wie alles in dieſem Lande, das Ergebnis einer organiſchen und natürlichen Entwicklung, die wir in jeder Phaſe des ſozialen Lebens bemerkt haben. Die Geſchichte eines der großen kommerziellen Unternehmen zu hören, klingt faſt wie ein Feenmärchen, obwohl ſie nicht von verzauberten Wäldern und ſchlafenden Schönen erzählt: es iſt eine neue Ausgabe im Einklang mit dieſem Zeitalter des Rauchs und der Erfindung. Wir vernehmen kaum glaubhafte Beſchreibungen der Zeit, in der dieſe fürchterlichen Städte, die uns umgeben, Wildniſſe und Prärien waren, mit nur ganz wenigen hölzernen Hütten, von Abenteurern bewohnt, die gekommen waren, einen Lebensunterhalt zu ſuchen. Um ihnen, was ſie täglich brauchten, zu bringen, kamen von Zeit zu Zeit Hauſierer und

errichteten gelegentlich Buden. Das war der Anfang jener Riesenunternehmen, die wir heute bewundern.

Nur auf diese natürliche Weise, indem das Angebot im Verhältnis zur Nachfrage wuchs, können wir das Wachstum dieser Gründungen und ihr verwickeltes Organisationssystem erklären. Das Personal paßte sich den Bedingungen an und ward vermehrt, bis es seinen gegenwärtigen Umfang erreicht hatte. Wenn man die Runde macht durch die Werkstätten und Abteilungen eines Etablissements, wie Marshal, Field & Co., des Stolzes von Chicago, das begründet ward, als diese Stadt, die sechste in der Welt, kaum begonnen war, dann werden wir mit Staunen erfahren, daß es als ein kleiner Laden von den gegenwärtigen Eigentümern eröffnet ward.

Sind also in den Fabriken das Verhältnis von Zeit und Mühe, der intensive Fleiß und die bis ins kleinste gehende Teilung der Arbeit die hervorstechendsten Züge, so ist es die Organisation, die in den Warenhäusern den größten Eindruck macht. Wenn wir diese riesenhaften Gebäude sehen, die mit ihren unzählbaren Stockwerken beinahe die Wolken berühren und in denen Dutzende von Fahrstühlen beständig auf- und niederschießen, Hunderte von Angestellten geschäftig sind und Tausende von Kunden Einkäufe machen; wenn wir diese ungeheuren Menschenmengen sich hierhin und dorthin durch das Gedränge ihren Weg mit dem Ellbogen bahnen sehen: dann fragt man sich wohl, wie es möglich ist, all dies zu organisieren und in Ordnung zu halten.

Es würde allerdings unmöglich sein, solch ein Etablissement mit einem Schlage zu schaffen. Es konnte zu seinem gegenwärtigen Umfang nur naturgemäß wachsen und sich entwickeln; und dieses organische Wachstum ermöglicht es den größten Handelsunternehmungen, die Einheitlichkeit und innere Kraft zu bewahren, die sie hatten, als sie durch das Genie eines einzelnen ins Leben gerufen und geleitet wurden. So kommt es, daß der Direktor, der oft der Eigentümer oder meistbeteiligte Aktionär

ist, die Fäden jedes Departements in seinen eignen Händen hält, den kleinsten Details seine Aufmerksamkeit schenkt und seinen Angestellten die weiteste Gelegenheit gibt, zu zeigen, was sie wert sind.

So sind die gewaltigsten Magnaten der Arbeit emporgestiegen. Zuweilen sind sie vom ersten Anfang an, als sie Streichhölzer auf den Straßen verkauften, ihre eigenen Herren gewesen; zuweilen sind sie als Laufburschen und dergleichen von andern beschäftigt worden. Der Kreis ihrer Tätigkeit erweiterte sich mit ihrem Alter und gemäß ihrer Befähigung. Der ganze Vorgang ist höchst lehrreich, und wir sehen dieselbe natürliche, man möchte sagen organische Beziehung zwischen der Entwicklung des Individuums und seinem Geschäft. Der Mann und sein Unternehmen haben sich, durch die Kontinuität unaufhörlicher Arbeit, zusammen entwickelt: das Geschäft erreichte seine mannigfaltige Ausdehnung, und die Geschäftstüchtigkeit des Eigentümers wuchs. Nur so läßt sich der Typus des großen amerikanischen Geschäftsmannes erklären, der jeden Zweig seines Etablissements unter eigner Aufsicht hat, gerade so wie in den alten Tagen, als sein ganzer Warenvorrat in eine Schachtel ging.

Um eine Vorstellung von der Ausdehnung zu geben, zu der ein Unternehmen gebracht werden kann, brauchen wir nur auf solche Firmen wie Carnegies Stahlwerke, Rockefellers Petroleumausbeutung, Pullmans Wagenfabrik und so manche andre Betriebe hinzuweisen, die sich meist meilenweit erstrecken und zahllose Hilfszweige umfassen. Zur Leitung solch einer Riesenanstalt, in der Tausende von Seelen tätig sind und Millionen von Dollars stecken, bedurfte es eines besondern Geschlechts der Menschheit.

Die Männer an der Spitze dieser Etablissements, mit Einkommen, größer als die der Botschafter in andern Ländern, sind ihrerseits in der Atmosphäre unabläßiger Arbeit aufgewachsen. Aber was immer auch der Umfang einiger dieser Betriebe, in deren statistische Einzelheiten wir nicht eingehen, so ist nicht eines, und mögen zehntausend Hände darin tätig, groß und klein ganzer

Bevölkerungen daran beteiligt sein, das uns nicht mehr noch als durch seine Größe dadurch imponiert, daß es Respekt vor der Arbeit lehrt. Dieser Respekt ist einer der wesentlichen Züge, die uns amerikanisches Leben verständlich machen. Wenn in diesem Lande jedermann arbeitet, so wird er sich auch zugleich bemühen, seine Arbeit so einträglich wie möglich zu gestalten. Arbeit, die nicht gut bezahlt wird, würde nicht begriffen werden. Arme und Reiche sehen in gleicher Weise auf den Lohn.

Je reicher und unabhängiger der Mann ist, um so höher werden seine Preise oder seine Ansprüche auf Lohn sein. Um größere Einnahmen zu haben, muß man zunächst vermögend sein. Anders als in den alten Ländern ist der Gedanke, daß Leute mit bequemem Einkommen kein Geld verdienen sollten, hier ebenso unfaßbar wie der, daß selbst die Reichsten, wenn sie arbeiten, dies umsonst tun oder wenigstens den Schein davon wahren müßten.

Die falsche Scham vor der Arbeit, eine der Kehrseiten unsres sozialen Lebens, ist in Amerika unbekannt. Freilich würde niemand zu arbeiten anfangen, ohne vorher seinen Preis zu bestimmen. Mag seine Arbeit einfach der Hände Werk oder geistiger Natur sein, im einen oder andern Falle hat sie ihren höheren oder niederen Lohn; aber ein Geheimnis oder einen Irrtum darüber gibt es nicht. Man spricht so offen davon, wie von Wertpapieren und Hypotheken, und je höher der einzelne mit seinem Preise geht, desto ehrlicher wird er ihn bekannt geben. Der individuelle Wert hat seine Hausse und Baisse ebensogut, wie die Aktien sie haben, und die Klienten und Patienten setzen einen Stolz darein, wissen zu lassen, daß ihre Mittel es ihnen erlauben, den und den Rechtsanwalt, den und den Arzt zu haben.

Deswegen ist Amerika das Paradies aller Künstler, Vorleser und Schriftsteller, mit einem Wort aller geistig Arbeitenden geworden. Denn geistige Arbeit hat hier ein nicht minder ausgedehntes Feld, ist nicht geringer geschätzt und wird sicherlich

nicht weniger freigebig bezahlt als jede andre Art von Arbeit. Die fabelhaften Honorare berühmter Sänger und Schauspieler sind sprichwörtlich, und eine sogenannte „Amerikanische Tournee" wird von allen aufsteigenden „Stars" als ein Eldorado betrachtet.

Und ein Eldorado ist sie für die Künstler in der Tat; denn während sie die Dollars einstreichen, genießen sie zugleich jeden gesellschaftlichen Vorteil, werden überall herzlich empfangen, werden in den exklusivsten Kreisen gefeiert und gelten, solange sie dort verweilen, als die Zierden der Salons. Wir müssen uns daran erinnern, daß Amerika das demokratische Land par excellence ist.

Demokratie, mit all ihren Tendenzen, offenbart sich überall und immer: nicht nur der Staat beruht auf demokratischen Grundsätzen, auch seine Bürger sind durch und durch Demokraten. So ist auch die Auffassung von Arbeit und Arbeitern wesentlich demokratisch.

Wenn wir in dem Buch der amerikanischen Geschichte blättern, finden wir, daß, von den ersten Pionieren an, diejenigen, die das Land geschaffen haben, für ihren Lebensunterhalt arbeiten mußten, und daß sie ihren Erfolg durch Arbeit erzielt haben. Von Anfang an hatte die Arbeit ihren Wert und ihren Preis. Im Verlaufe der Zeit hat ihre Natur sich verändert, da die Individuen sich je nach der Sphäre der Tätigkeit unterschieden. Aber immer hat man Arbeit als das eine und einzige Mittel zu Lohn und Erfolg betrachtet. Ob diese nur genügten, die täglichen Bedürfnisse zu decken oder, später, zur Befriedigung höheren Ehrgeizes dienten: in jedem Falle war Arbeit das Mittel, das eine wie das andre zu erreichen, empfing als solches seine eigentümliche Bedeutung und erhielt dadurch nicht nur einen praktischen, sondern auch einen moralischen Wert.

Geld und deſſen Wert.

Da ich anfänglich für meine Vorträge kein Honorar beanſprucht und meine Dienſte gern umſonſt geleiſtet hatte, wurde ich nun gebeten, mich der herrſchenden Sitte zu fügen. Es ward mir angedeutet, daß das verdiente Geld immerhin zu milden Zwecken verwandt werden und eine Neuerung dieſer Art in zweifacher Hinſicht unliebſame Folgen haben könnte. Erſtens dürfte es nicht für alle meine Nachfolger, auch wenn ſie es noch ſo ſehr wünſchten, durchführbar ſein, die Koſten aus ihren eigenen Taſchen zu beſtreiten. Zweitens ziehe das Publikum vor, Eintrittsgeld zu zahlen, oder mindeſtens etwas zu den Ausgaben beizuſteuern. So fühle jeder ſich mehr zu Haus und frei von Zwang, ſtehe unter keiner Verpflichtung und — dies vor allem — genüge ſeinem Wunſche, unabhängig zu bleiben. „Kurze Rechnungen machen lange Freundſchaften;“ und wenn in dieſem Lande niemand für nichts arbeiten will, kann es anderſeits auch niemand ertragen, einem andern verpflichtet zu ſein.

Der Grundſatz iſt einfach, der Begriff klar. Arbeit ſtellt nicht nur Tätigkeit, ſondern die Potenz des Lebens dar; man könnte ſagen, daß beide Ausdrücke bis zu einem gewiſſen Grade ſynonym ſind: daß Arbeit in den Vereinigten Staaten wirklich Leben bedeutet.

Solche, deren Arbeit und Unternehmungen am erfolgreichſten geweſen ſind, haben mir mehr als einmal geſagt, daß ihr Reichtum zu teuer erkauft worden ſei. Wie manche Multi-Millionärs ſind Opfer der tiefſten Melancholie! Die Dollarkönige, die von

den Massen ihrer Landsleute als die Beneidenswertesten und Glücklichsten der Menschheit angesehen werden, klagen über Unglück gerade so sehr wie die elendesten Armen.

Furchtbar traurige, aber sicherlich höchst charakteristische Statistiken zeigen, daß Selbstmorde, die leider jedes Jahr zunehmen, mehr Opfer unter den begüterten Klassen als unter den Armen fordern. Solange man gezwungen ist, für die bloßen und ersten Notwendigkeiten des Lebens zu arbeiten, hat man keine Muße für allzu vieles Denken. Nur wenn die Mittel der Existenz gesichert sind, und besonders wenn der Luxus leicht erreichbar ist, wird innere Unzufriedenheit sich regen und empfunden werden.

Wie oft habe ich Leute, die als die Muster des Erfolges galten, sagen hören: „Wenn ich von neuem zu beginnen hätte, so würde ich ganz anders leben." Oder auch: „Als wir arm waren, dachten wir, daß Reichtum uns glücklich machen werde; deshalb arbeiteten wir mit aller Macht, um reich zu werden.

Wir kannten nicht Rast noch Ruh; wir opferten unsre Jugend und machten unser Leben hart. Wie die Jahre dahingingen, vernachlässigten wir alles, was nicht zu unserm materiellen Gedeihen beitrug. Infolge davon verdarb unser inneres Selbst, und wir wurden unempfindlich, so daß wir jetzt nicht die Kraft haben, die Früchte unsrer Anstrengung zu genießen."

Ich habe diese Bemerkungen verzeichnet als in aller Aufrichtigkeit geäußert; in ihrer Einfachheit sind diese „Schreie des Herzens" wertvolle Zeugnisse. Die Bürger der Neuen Welt, die wir auf ihren verschiedenen Gebieten der Arbeit so sehr bewundert haben, finden augenscheinlich in deren Ergebnissen keine volle Befriedigung. Sie sind, ohne Frage, Meister des materiellen Lebens, sie können den Wert aller greifbaren und sichtbaren Dinge richtig schätzen, sie vermögen insbesondere durch ihre rastlose Tätigkeit und Stärke des Willens alles zu verwirklichen, was in ihren Bestrebungen erreichbar ist. Aber von Anfang ihrer Laufbahn an scheinen sie die Tatsache zu übersehen,

daß der kolossalste Reichtum nicht hinreicht, um moralische Befriedigung oder vollkommenes Glück zu kaufen.

Einer der am besten bekannten amerikanischen Soziologen hat diesen bezeichnenden Satz ausgesprochen: „Wir wissen zu arbeiten, aber wir wissen nicht zu leben." Könnte aber dieser selbe Ausspruch nicht, innerhalb gewisser Einschränkungen, auf das moderne Leben überall, in allen Teilen des Erdballs angewandt werden?

Mehr und mehr wird Geld allgemein als die einzige Vergütung und der alleinige Gegenstand menschlicher Bestrebung angesehen. In Amerika ist diese Tendenz augenfälliger, ist der Wettbewerb wilder, sind die Beispiele überraschender.

Ausdrücke des Bedauerns, wie wir sie eben angeführt haben, werden immer häufiger; jeden Tag hört man Klagen, daß dem Gelde zu viel geopfert werde, daß der Dollar alles andre verschlungen und ein wahres Schreckensregime begonnen habe.

Beim Eintritt ins Leben beherrscht der Trieb des Gelderwerbs jeden andern. Wenn aber der Mann in Jahren vorschreitet, so gewinnt er auf der einen Seite, was er auf der andern verliert: indem er Tag für Tag Reichtümer aufhäuft, vermindert er seinen Vorrat an Illusionen.

Die Antwort eines der hervorragendsten Multi-Millionäre, als man ihn in einem Interview fragte, welche die glücklichste Periode seines Lebens gewesen sei, ist, glaube ich, wohl bekannt und sicherlich sehr wahr. Er sagte: „Als ich aus der Armut herauskam, war ich schon ein unabhängiger Angestellter, der gerade genug hatte, jeden Tag seinen „chop" zu bezahlen, am Sonntag einen Ausflug an die See zu machen, und Jugend und Gesundheit gaben mir Freude am Leben. Ich habe alles hingegeben, um reich zu werden, und finde nun, daß Reichtum nicht imstande ist, eine meiner heutigen Sorgen und Schmerzen zu mildern."

Auch hört man in Amerika oft, daß die Kaufkraft des

Geldes sich geändert hat, und alles das Doppelte und Dreifache von dem kostet, was es wirklich wert ist. Man wirft den Amerikanern ebenfalls vor, daß sie die Preise verdorben haben. Europäische Kaufleute machen besondere Forderungen für ihre Kunden von jenseits der See; sie sagen, „wenn wir nicht einen hohen Preis verlangen, würde keiner kaufen; sie würden denken, die Ware sei minderwertig."

Der Betrag, der für irgend etwas gezahlt wird, bestimmt dessen tatsächlichen Wert. Deswegen hören wir, daß der und der so und so viel für ein Porträt oder eine Statue gegeben, oder daß der Bau von X oder Y ein Vermögen gekostet hat. In Wirklichkeit übertrifft das Resultat in keiner Weise das, was wir bereits in Europa haben, und die glänzendsten modernen Wohnungen können sich niemals mit den Palästen der italienischen Städte vergleichen.

Ich möchte dieselbe Bemerkung in bezug auf die verschwenderische Ausstattung der Häuser machen, über welche die „Society"-Spalten der Zeitungen sich so oft verbreiten. Gewiß gibt es in Amerika herrschaftliche Wohnsitze, die bewunderungswürdig eingerichtet und von überraschender Pracht sind; aber dennoch kann sich nichts von dem, was man dort sieht, mit den Interieurs der großen europäischen Häuser auch nur annähernd messen. Der Hauptunterschied liegt wahrscheinlich im Preise. In Amerika kostet alles zehnmal so viel wie in Italien, fünfmal so viel wie in Frankreich und doppelt so viel wie in London.

Wiewohl die bloßen Lebensbedürfnisse verhältnismäßig billig, sind schon Bequemlichkeiten ziemlich teuer, und der Luxus ist außerordentlich kostspielig. Das ist recht, und dagegen läßt sich nichts einwenden. Der Arbeiter, der, am niedrigsten gerechnet, einen Dollar verdient, kann Kost und Logis hier besser haben als irgendwo sonst. Wenn er sein eigenes Heim begründet und wenigstens einen Dienstboten hält, wächst der Aufwand schon beträchtlich. Aber wenn ein großer Haushalt in Frage kommt, sind die Ausgaben fabelhaft.

Darf man den Zeitungen Glauben schenken, die in derlei Beschreibungen schwelgen, so sind die Summen, die für ein neuerbautes Haus und dessen Einrichtung oder für ein Bankett ausgegeben werden, wahrhaft staunenerregend. Man möchte fast sagen, das Geld sei zum Fenster hinausgeworfen; denn die Amerikaner versuchen im allgemeinen das, was andre getan haben, zu übertrumpfen.

Die berühmte Millionärstraße in Cleveland ist unzweifelhaft eine der schönsten Promenaden, die man sich vorstellen kann. Weit, schattig und von Gärten umgeben, ist der Gesamteindruck entzückend. Aber von den Häusern, die auf beiden Seiten stehen, wie hübsch sie auch aussehen und gut gehalten sie sein mögen, ist doch nicht eines imposant. Alle sind geräumig und behaglich ohne jeden Versuch, palastartig zu sein. Sogar das Gebäude, das man mir als die Heimstatt des reichsten Bürgers, nicht nur dieser Stadt, sondern wahrscheinlich ganz Amerikas zeigte, ist in keiner Weise bemerkenswert, trotz seines riesigen Umfangs. Es ist nur eine vergrößerte Villa, oder was man in England „a glorified cottage“ nennen würde.

Ein gleiches gilt von den Festen und jeder Art des sprichwörtlichen amerikanischen Pompes. Er erregt unser Staunen weniger durch das, was er bietet, als durch das, was er kostet. Das Bewußtsein, die fabelhaftesten Preise zahlen zu können, scheint in vielen Fällen weit größere Befriedigung zu gewähren als der erworbene Gegenstand.

Die Amerikaner selbst sind die ersten, diese seltsame Sinnesrichtung anzuerkennen. Viele haben mich versichert, daß ihre Arbeitskraft, ihre kommerzielle Geschicklichkeit und Fähigkeit, aus allem Gewinn zu ziehen — kurz, die Leichtigkeit, Reichtum zu erwerben, dazu beigetragen habe, dessen Wert zu verringern: „Wir sind Meister in der Kunst, Geld zu machen, aber Kinder darin, es auszugeben“. Wiewohl ich diesem Urteil nicht ohne Vorbehalt beistimme, kann ich doch nicht leugnen, daß es ein gut Teil Wahrheit enthält. Zum Geldausgeben ebenso wie zu

dem seines Erwerbes bedarf es der Erfahrung und der Übung. Wenn es in der Kindheit, der Erziehung, dem ganzen sozialen Leben an beständiger praktischer Anweisung in Amerika nicht fehlt, muß doch zugegeben werden, daß die theoretische Bildung gar oft vernachlässigt wird. Die Amerikaner selbst wissen es, und die soziologischen Bücher, die in so erheblicher Zahl von ihren Schriftstellern veröffentlicht werden, stimmen in diesem Punkt überein.

Reichtum, nicht nur als eines der Mittel, sondern als Zweck der menschlichen Existenz angesehen, ist eine Gefahr, nicht nur für die allgemeine Wohlfahrt, sondern auch für die des einzelnen. Obendrein, wie wir gesehen haben, verliert das Geld viel von seinem Wert durch die Anhäufung des Reichtums. Im Verhältnis, wie die Zahl der großen Vermögen wächst, steigen die Preise und die Werte fallen.

Sonderbar ist, daß diese großen Vermögen schließlich so wenig vollbracht, einen so geringen Einfluß auf die Entwicklung des Landes gehabt haben. Die großartigsten Schenkungen, die freigebigsten Spenden haben die Nation in keiner Weise berührt. Es scheint, daß die besten Absichten, Gutes zu tun, örtlich beschränkt sind, und daß der berechtigte Ehrgeiz, Großes zu vollbringen, ein bescheidener Versuch geblieben ist.

Selbst die von einem reichen Mann dotierten Universitäten oder die von einem Wohltäter erbauten Bibliotheken haben einen beherrschenden Einfluß zu gewinnen nicht vermocht. Der Genius, der sich in der Arbeit zeigt, verfehlt den rechten Weg, wenn es sich darum handelt, ihren Erfolg zu nutzen. Die wahre Größe der Vereinigten Staaten wird offenbar werden an dem voraussichtlich nicht fernen Tage, an dem man dort den eigentlichen und angemessenen Wert der Dinge erkennt.

Es lohnt der Mühe, näher zu untersuchen, was die größten Vermögen für das öffentliche Wohl oder das des einzelnen zu tun imstande sind, und zu entscheiden, ob der Kampf, den der Erwerb solcher Reichtümer in sich schließt, nicht eher zum Schlimmen als zum Guten ausschlägt. Im vergangenen Frühling drückte

die öffentliche Meinung sich in einer höchst bemerkenswerten Weise in bezug auf diese wichtige Frage aus. Einer der industriellen Magnaten bot zu Wohltätigkeitszwecken mehrere Millionen an, die zurückgewiesen wurden, weil unmoralisch erworben. Versammlungen wurden abgehalten, um die Sache zu erörtern, Geistliche predigten darüber von der Kanzel herab, und finanzielle Artikel erklärten, daß keine milde Stiftung Geld annehmen sollte, das auf Kosten andrer gewonnen und das Elend Tausender verursacht habe.

Wenn sich ungemein schwer bestimmen läßt, bis zu welchem Punkte der Gewinn aus großen Unternehmungen als berechtigt angesehen werden darf, so ist doch von symptomatischer Bedeutung, daß die öffentliche Meinung sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt hat, und daß Millionen so entschieden abgelehnt worden sind, wie man ein Almosen von wenigen Kupferstücken hätte zurückweisen können.

Ein andres Problem, und ein nicht weniger ernstes, ist: ob diese Vermögensanhäufung, auch wenn mit der größten Liberalität verteilt, zum allgemeinen Besten beizutragen vermag? Denn wenn der einzelne volle Befriedigung in der glänzendsten Laufbahn nicht finden kann und die größten Reichtümer für die gebrachten Opfer zu entschädigen nicht imstande sind, dann fragt es sich noch, ob die für die Werke der Nächstenliebe ausgegebenen Millionen das Übel zu heilen vermögen, das durch die Unternehmungen verursacht ward, in denen sie gewonnen wurden.

Man kann nicht umhin, für die Betriebsamkeit und den praktischen Sinn des Amerikaners die aufrichtigste Bewunderung zu fühlen; anderseits aber ist man versucht, zu fragen, ob seine Energie nicht fast zu weit getrieben ist, ob er die gewünschten Resultate jemals genießen oder in diesem Lande der Freiheit nicht das Opfer des falschen Ehrgeizes werden wird? Hier, wo alle gleich sind und keiner sich als den Diener eines andern betrachtet, würde es zu beklagen sein, ihn den Sklaven seiner eignen Neigungen werden zu sehen.

„Ich hoffe, meine Kinder werden dasselbe Vergnügen haben, Geld auszugeben, als ich hatte, es zu sparen," schreibt der Vater seinem Sohn in der Korrespondenz eines Geschäftsmannes, die jüngst veröffentlicht worden ist und ein merkwürdiges Licht auf die Art zu denken des „neuen Reichen" wirft. Obgleich dies nur die übertriebene Karikatur einer Sittenstudie ist, können wir doch die wirkliche und ernste Note wahrnehmen, die ihr zugrunde liegt.

Indem wir inmitten dieses Lebens von angespannter Tätigkeit den unermüdlichen Fleiß der Amerikaner beobachten und ihren unausgesetzten Kampf studieren, fühlen wir nichts als Bedauern, wenn sie uns sagen, daß sie die Grenzen überschritten haben und zu weit gegangen sind; wenn sie auf einen Ausdruck der Bewunderung uns erwidern: „Ja, wir wissen zu arbeiten; aber wir müssen noch lernen zu leben!

Das geistige Leben.

Bietet die physische Tätigkeit der Amerikaner dem Studium ein fast unbegrenztes Feld, so sind die geistigen Eigenschaften des Volkes nicht minder interessant.

Das materielle Leben und die Intensivität der Arbeit in diesem Lande überraschen alle Welt, der Intellekt des Volkes aber begegnet oft einigem Zweifel. Bisweilen hört man, gerade aus dem Munde von Amerikanern, den Ausdruck des Bedauerns darüber, daß der Verstand an und für sich nur eine so bescheidene Rolle spielt. Die größten Pädagogen stimmen darin überein, daß die Erziehung ihrer ganzen Anlage noch zu materiell ist und zur Beeinträchtigung der geistigen Entwicklung führt. Es ist schwer zu entscheiden, in wie weit diese Anklage wirklich begründet ist.

Als Ergebnis meiner persönlichen Beobachtung kann ich sagen, daß ich die geistigen Fähigkeiten des Volkes nicht weniger als ihr physisches Können bewundere. Bei meiner Besichtigung der Schulen und Lehrinstitute jeder Art kam ich mit der heranwachsenden Generation in Berührung und war jedesmal erstaunt über die Durchschnittsintelligenz der Kinder.

Besonders fiel mir die rasche Auffassungsgabe auf. Sie erfassen nicht nur den Sinn einer Frage außerordentlich schnell, sie bemühen sich auch mit gleicher Promptheit zu antworten. Wenn ihnen eine Aufgabe vorgelegt wird, so kann man mit Interesse wahrnehmen, wie jeder einzelne des Lehrers Absicht beim Fragen sofort begreift.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Scharfsinn hier hoch entwickelt ist, und unbestreitbar arbeiten die Kinder hier schneller als sonst irgendwo. Ihre Unabhängigkeit und andrerseits die Verantwortlichkeit, die oft schon auf den Jüngsten schwer lastet, machen sie leicht sehr frühreif und, wie ich schon erwähnt habe, beginnt eine große Anzahl von ihnen ihr Brot unmittelbar nach dem Verlassen der Schule zu verdienen.

Die amerikanischen Kinder sind den unsrigen unbedingt um ein paar Jahre voraus. Sie entwickeln sich besonders schnell in den arbeitenden Klassen, und auch dort finden sie sehr bald Gelegenheit, ihre geistigen Kräfte zu entwickeln und auszunutzen. Der hervorstechendste Zug amerikanischer Intelligenz ist das praktische Geschick.

Von Klein auf werden die geistigen Kräfte rein utilitaristischen Gesichtspunkten dienstbar gemacht. Niemand hat Muße oder Neigung für philosophische Fragen. Die hervorragendsten amerikanischen Denker haben kaum ein Buch von bedeutender Wirkung hervorgebracht. Selbst Emerson, dessen Werke während der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts so viel gelesen wurden, ist weniger originell als irgend ein glänzender Schüler Carlyles.

Bei einem Blick auf die Literatur dieses Landes, über die ich an andrer Stelle gesprochen habe, wird einem klar, daß sich hier manch ein starkes Talent entwickelt hat, das sich aber mehr in Witz und Humor, als in originellen Gedanken zu erkennen gibt.

Dieselbe Beurteilung gebührt der amerikanischen Kunst. Eine sehr interessante Kunstbewegung geht gerade jetzt durch das Land, berührt besonders Boston und zählt Künstler von nicht geringer Bedeutung zu ihren Vertretern, Künstler, bei denen der wahre Wert ihrer Gemälde und Skulpturen in ihrer Kraft liegt. Sie wirken mehr durch ihre Stärke und Kühnheit, als durch das Originelle ihrer Erfindung.

Ihre Technik ist bewundernswert. Sei es bei großen Malern wie Whistler oder Sargent oder bei Bildhauern wie St. Gaudens,

Flanagan u. a., besonders bei jungen Künstlern mit aufsteigender Ruhmesbahn, überall verblüfft uns das Gewagte der Komposition und die Art der Sujetbehandlung, und wir bewundern die Kühnheit ihres Pinsels, die Unerschrockenheit ihres Meißels.

Von allen Künsten zeigt sich allein in der Architektur eine Erneuerung. Der literarische Ausdruck amerikanischer Denkweise hat sich in altbekannten Formen bewegt, wenn er auch über einige Spezialitäten wie kurze Geschichten in Zeitschriften und „Yellow Preß"-Sensationen verfügt; und die schönen Künste haben trotz der Frische und Kraft, die aus den Werken vieler ihrer begabten Jünger spricht, keine Sonderformen irgend welcher Art. In der Architektur dagegen finden wir nicht nur neue Tendenzen, sondern auch neue Gedanken.

Amerika war es, das die allgemeine Verwendung von Stahl und Eisen zum Häuserbau einführte. Die Errichtung regelrechter Metallkäfige ist seine Spezialität. Das dreißig- und vierzigstöckige Haus — der berühmte Wolkenkratzer — ist eine amerikanische Erfindung. Mag man es nun lieben oder nicht, bewundern muß man es jedenfalls als einen Sieg technischen Könnens und in Würdigung der Erfindungsgabe, von der es Kunde gibt.

Vollendung in technischer Hinsicht und Kühnheit der Ausführung sind die charakteristischen Merkmale amerikanischer Baukunst.

Das beste Feld für das Studium amerikanischer Denkarbeit und ihrer Resultate bietet die Entwicklung der Technik. Ein Besuch in einem der Industriezentren, eine Wanderung in einer großen Faktorei umher, oder auch nur ein einstündiger Aufenthalt in einem Hauptbahnhof, geben eine Vorstellung von der Kompliziertheit aller Mechanismen.

Bei der Besichtigung der gewaltigsten Maschinenbetriebe will es einem kaum in den Sinn, daß die unzähligen, ungleichartigen Teile, die Tausende von Rädern und die Meilen Treibriemen zu einem organischen Ganzen gehören, daß das kleinste Schräubchen seine besondere Aufgabe hat und für die richtige Inganggesetzung des riesigen Ungeheuers unentbehrlich ist.

Was einen noch mehr in Erstaunen setzt als die Bedeutung und Größe dieser Unternehmungen, ist das Verwickelte — ja, ich möchte sagen, Geheimnisvolle — an solch einem Mechanismus. Je länger man vor einem modernen Motor steht, oder eine Druckmaschine beobachtet, die imstande ist, bis ins Kleinste die Arbeit von fünfzehn Mann für sich allein zu leisten, desto mehr staunt man über den darin entfalteten erfinderischen Geist.

Es ist, als setze einen eine reichere Anschauung der Dinge besser in den Stand, den Genius selber zu erfassen, der sie erschuf; als seien diese glänzenden Maschinen wertvolle Zeugnisse, die den Schleier, der uns den Geist der Nation verhüllt, ein wenig lüften.

Alle diese wunderbaren Maschinen, diese komplizierten Mechanismen, sind beweiskräftige Zeugnisse für den menschlichen Verstand, für den Genius der Menschheit. Wie wir die Höhe der geistigen Entwicklung der Alten nach ihren Denkmälern bemessen, wie sich der Verstand, das Genie der Griechen und Römer in ihren großen Kunstwerken offenbart, so läßt sich auch die geistige Kraft Amerikas sehr leicht nach seinen Erfindungen und Neuschöpfungen beurteilen. Genau genommen sind ja die edelsten Kunstwerke, wie hoch auch ihr innerer Wert sein mag, wirklich von Bedeutung nur als glänzende Darstellungen des Gedankens, als lehrreiche Blätter der allgemeinen Kulturgeschichte.

In Amerika hat sich die menschliche Intelligenz nach verschiedenen Richtungen verzweigt, sie hat sozusagen „neue Gefilde, frische Weideplätze" gefunden. Es ist das Land der praktischen Erfindungen.

Es ist außerordentlich fesselnd zu beobachten, wie sich diese Neigung zum Praktischen schon im zartesten Alter offenbart; auch eine Befähigung für technische Wissenschaftlichkeit tritt hervor.

Auch die Schulen sind oft mit maschinellen Einrichtungen versehen, um die Kinder in den Stand zu setzen, einfache Mechanismen verstehen zu lernen.

Physikalisch-technische Kurse gibt es nicht nur in den Fachschulen, sondern auch in den mittleren und höheren Lehranstalten; die letzteren sind am volkstümlichsten und haben demgemäß die größten Klassen. Dort werden die zweifellos bis zu einem gewissen Grade ererbten Talente der Kinder geweckt und gefördert, dort kommen den Kleinen die neuen Gedanken und dort werden sie zuerst versuchen sie auszudrücken.

Amerika ist das Land der Erfindungen, nicht nur wegen der gewaltigen Neuerungen, die allmählich die Bedingungen des täglichen Lebens verändert haben, indem sie Träume aus Tausend und eine Nacht in die Wirklichkeit umsetzten, sondern vor allem, weil hierzulande jeder gewissermaßen ein Erfinder ist.

Neben Männern von anerkannt genialer Bedeutung, deren Namen als Beispiele zitiert werden, wie Edison, Westinghouse, Teßler u. a., gibt es tausende, die in bescheidenerem Maße zu der technischen Vervollkommnung beigetragen haben.

Große Erfinder haben, wie die Denker und Philosophen des Altertums, neue Begriffe geprägt, die ihre Schüler sowie Schriftsteller geringerer Bedeutung populär gemacht und in die Praxis umgesetzt haben, indem sie so der Welt ihres Meisters Gedanken darlegten. Eine kleine Verbesserung an irgend einem Maschinenteil kann eine sehr große Wirkung hervorbringen, nicht nur an der Maschine selber, sondern auch in den Wechselbeziehungen zwischen Arbeiter und Maschine. Aus jeder Verbesserung ergibt sich die Verwendbarkeit des Mechanismus für neue Zwecke, und daraus ein Umschwung in den Arbeitsbedingungen.

Kurz gesagt, jede Erfindung, ob klein oder groß, hat soziale Bedeutung. Es kommt nicht nur darauf an, die Vollkommenheit und Vollständigkeit der ganzen Maschinerie durchaus sicher zu stellen, sondern vor deren Bewertung muß man sich zunächst von ihrem praktischen Nutzen überzeugen. Denn nichts darf dem Zufall überlassen bleiben. Es darf kein „Ungefähr" geben; alles hängt von methodischer Berechnung ab.

Hierzulande nehmen Verstandesschärfe und schnelle Auffassung den ersten Rang ein. Geradezu staunenswert ist die Art, wie die Kinder der Neuen Welt einen Gedanken erfassen. Noch bevor die Frage ganz ausgesprochen, ist oft schon die Antwort da. Sie lesen sie einem gleichsam von den Augen ab, und der Formulierung in Worten bedarf es für sie nicht, denn vermittelst eines Blicks, einer Gebärde haben sie sich schon unsres Gedankens bemächtigt. „Rasch" und „schlau" sind ihre beiden Lieblingsbeiwörter. Spricht man von einem Kinde, so sagt einem der Lehrer sofort, daß es einfältig oder „schlau" ist. Noch im späteren Leben bedient man sich meistens dieser beiden Adjektiva, um ein Kompliment zu machen, und dabei macht es keinen Unterschied, ob es sich um einen Geschäftsmann oder Politiker, einen Gelehrten oder Künstler handelt.

Die Amerikaner sind in einem wohl von keinem andren Volke erreichten Grade rasch und schlau, und ihre kühne Sicherheit übertrifft sogar die geistige Subtilität der östlichen Rassen.

Das Denken der Amerikaner hat besonders den Vorzug großer Präzision: bei aller Schnelligkeit ist es scharf — niemals vag, verworren, immer klar, geordnet, geschäftsmäßig. Ihre Vernunft ist praktischer Natur; sie muß zu einem bestimmten Ergebnis führen, auf ein nützliches Ziel gerichtet sein.

Man darf jedoch nicht annehmen, daß alle geistige Tätigkeit von der angewandten Naturwissenschaft oder absolutem Utilitarismus absorbiert wird. Man findet doch auch viele Beispiele rein idealistischer Geistesrichtung.

Bei Untersuchung der Frage, welche Bezirke die subtilsten, verfeinertsten Geistestypen hervorgebracht haben, überrascht es einen kaum, zu finden, daß dies die am längsten besiedelten Staaten sind. Die früheste geistige Expansion finden wir in Neu-England, Massachusetts, Virginia, Maryland — d. h. den Uransiedelungen. Aus diesen Gebieten stammen die Pioniere der Kunst und Literatur.

Auch in der Musik entstehen jene originellen als Coon

Songs bezeichneten Melodien in Dörfern, die ein verhältnismäßig hohes Alter haben. Wenn auch die Komponisten meistens einfache Arbeiter, oft Neger sind, so haben doch die Lieder selbst ein echt amerikanisches, ein so echt nationales Gepräge, wie die Ghitanomusik in Spanien oder die cziganys Melodien der Ungarn.

Diese Pflanzergesänge sind zwar einfach und naiv, besitzen aber trotzdem viel Originalität, und ich hege nicht den leisesten Zweifel, daß eines Tages ihr Kunstwert ebenso richtig erkannt und gewürdigt werden wird wie der einer alten Ballade oder eines mittelalterlichen Chorals.

Mit Bezug auf alles, was über amerikanische Kunst und Literatur gesagt worden ist, möchte ich die aufsteigende Richtung der nationalen Literatur nicht aus den Augen gelassen sehen. Man muß sich klar machen, daß trotz der Lust am Sensationellen, die während der letzten Jahrzehnte das Geistesleben der Neuen Welt durchdrungen hat, sich das letztere doch mehr und mehr auf eine höhere Stufe erhebt. Ich spreche im besonderen von der Belletristik, Romanen und Gedichten.

Nach einer langen Periode erhabener Stilistik, während welcher ihre Historiker, Essaiisten und Dichter durchaus in den Spuren größerer Meister wandelten, trat um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein spezifisch amerikanischer Stil in die Erscheinung, dessen Vertreter sich in genau derselben Weise entwickelten wie die Künstler und Literaten bei uns.

In dieser neuen Schule ist die dem Gedanken verliehene Form, das Ausdrucksmittel, das hervorstechendste Merkmal. Diese Stilneuheit sehen wir in der Kunst wie in der Literatur. Die Beliebtheit einiger Schriftsteller, besonders der Novellisten und Romanschreiber, hängt ganz von dieser Originalität ab, die zwar bisweilen ungeschlacht ist und Feinheit vermissen läßt, aber kräftig, wie sie im allgemeinen ist, gerade durch ihren Mangel an Konvention bedeutende Wirkungen hervorbringt.

Aber eben die jetzt betrachteten Eigenschaften wurden an-

fänglich ſtreng kritiſiert, und erſt nach langem Ringen fand die „short story“, die Novelle in ihrer heutigen, etwas rohen Geſtalt Eingang in die klaſſiſchen Zeitſchriften. Allerdings hebt ſie ſich mehr und mehr, und unter ihren männlichen und weiblichen Verfaſſern gibt es viele Namen von internationaler Berühmtheit.

Für ganz beſonders wichtig halte ich die Wahrnehmung von einem kräftigen Aufwärtsſtreben in allen dieſen Dingen. Die Charaktere und Situationen werden feiner, ſorgfältiger ausgefeilt, man appelliert mehr an edlere Regungen des Menſchen. Selbſt die Novellen und Skizzen ſpiegeln höhere Empfindungen wider und anſtatt deshalb für langweilig zu gelten und Ladenhüter zu werden, erwerben ſie ſich eine immer größere Beliebtheit. Solche Büchlein haben bei aller Beſcheidenheit von Form und Inhalt die rechten Worte zur Einkleidung hochherziger und edler Gefühle gefunden, und alle, die nach beendeter Tagesarbeit, in der Schreibſtube oder auf dem Felde, darin geleſen, haben einen veredelnden Einfluß dadurch verſpürt, wie wenn an die zarteren Saiten ihrer Natur gerührt worden wäre.

Ich möchte hier ſtark betonen, daß die amerikaniſche Literatur, obwohl ſie noch in den Kinderſchuhen ſteckt, oft zu ſtreng beurteilt wird. Sie iſt nicht nur ſehr fruchtbar, ſondern bemüht ſich auch, und wie ich glaube erfolgreich, ſich zu läutern; ſie ſtrebt nicht mehr nur danach, Neugierde zu erregen und des Leſers Nerven zu kitzeln, ſondern nach echteren Werten und höherem Inhalte.

Die noch ſehr rudimentären Zuſtände erklären ſich ganz natürlich aus der allgemeinen Lage. Wenn man ſich auch nicht über ſie hinwegtäuſchen kann, und wenn auch die Amerikaner die erſten ſind, die ſie beklagen, ſo wäre doch Schwarzſeherei und peſſimiſtiſche Kritik ihnen gegenüber nicht am Platze.

Der Materialismus iſt ein die ganze Welt heimſuchendes Übel, und es wäre ein bedenklicher Irrtum, wollte man ein Volk für dieſe gefährliche Geißel verantwortlich machen, da ſie

eben allenthalben auftritt. Wenn sie in Amerika einen günstigeren Boden findet und sich dort ungeheuerlicher ausbreitet, so muß man bedenken, daß in der neuen Welt alles in größerem Maßstabe, alles übertrieben ist. Jeder Lebensvorgang ist drüben intensiver und vergrößert. Das Leben ist, wie wir gesehen haben, dort etwas unendlich Weiteres.

Gerade die Lebenskraft, die hier zu einem in der Geschichte der Menschheit einzig dastehenden materiellen Erfolg verholfen hat, ist gleichzeitig bisweilen für rein geistige Regungen hinderlich gewesen. Es ist nicht erstaunlich, wenn sich in diesem Lande die metaphysischen Eigenschaften nicht in demselben wunderbaren Maße haben entwickeln können, wie die materiellen. Überdies haben die Völker wie die Individuen ihre verschiedenen Altersstufen. Jugend, Reife und Verfall folgen aufeinander in regelmäßigen Zwischenräumen. Geistige Verfeinerung tritt gewöhnlich erst mit der Abnahme physischer Jugendkraft zutage.

Das heutige Amerika ist das Land des tätigen Schaffens; morgen ist es vielleicht schon das Land der geistigen Arbeit.

Die Stadt der Industrie (Chicago).

Der mächtige Bahnhof in Chicago stand unter polizeilichem Schutze. Auf jeden einzelnen Passagier — und es waren deren nicht wenige — zählte ich mindestens einen stattlichen Hüter der Ordnung. Auch der weite Platz vor dem Bahnhof wimmelte von Schutzleuten; einige sah ich sogar auf dem Bock der dort haltenden Wagen sitzen. In der Stadt herrschte ein Streik. Jene große Werkstätte der Vereinigten Staaten hatte wieder einmal ihre Tätigkeit eingestellt, und all das gewaltige Leben, das gewöhnlich von den Fabriken und Gießereien absorbiert wird, war plötzlich frei geworden.

Wie die Fluten eines angeschwollenen Flusses über die Ufer stürzen, so fluteten diese wogenden, brandenden Massen entfesselter Menschheit durch die Stadt. Auf meinem Wege vom Bahnhof sah ich viele ernste und traurige Szenen. Arbeiter und Polizisten gerieten fortwährend in Konflikt, und überall kam es zu Straßenkämpfen, regelrechten Schlachten. Die Streikenden forderten die Arbeiter auf, sich ihnen anzuschließen und alle, die sich weigerten oder ihre Arbeit fortsetzen wollten, wurden von der rasenden Menge niedergehauen und mißhandelt. Fabriken und Geschäfte wurden von Banden Streikender geplündert. Geheul und Geschrei mischte sich mit dem dumpfen Knall von Flinten- und Pistolenschüssen.

So sah Chicago am Tage meiner Ankunft aus. Wie durch Zufall war es mir vergönnt, diesen mächtigen, in seiner Art einzigen Mechanismus menschlicher Arbeit in Unordnung und

Verwirrung zu sehen. Dies Schauspiel hatte einen grausigen Reiz, wie ihn nur die Vereinigten Staaten hervorzubringen vermögen. In ein paar Tagen besserte sich die Lage, der Aufruhr war unterdrückt, der glühende Vulkan menschlicher Leidenschaft hatte sich ausgetobt. Das tägliche Gleichmaß der Arbeit wurde wieder aufgenommen, Millionen von Händen griffen von neuem zu ihrem Werkzeug, und der äußere Friede war wiederhergestellt.

Man kann Chicago die Stadt der Arbeit und der Streike nennen. Alle Einwohner, ob groß, ob klein, reich oder arm, arbeiten mit der gleichen wunderbaren Intensität. Ihre günstige Lage im Mittelpunkte des Landes, auf allen Hauptverkehrswegen leicht erreichbar, macht diese Stadt zu einem der größten landwirtschaftlichen und gewerblichen Märkte der Welt; Chicago kann in Wahrheit als die Handelshauptstadt der Vereinigten Staaten gelten, und die täglich dort abgewickelten Geschäfte belaufen sich auf mehrere Millionen Dollars. In den weitausgedehnten Vorstädten finden sich Fabriken und Gewerbebetriebe jeder Art im Überfluß.

Es gibt Betriebe, in denen bis zu 10 000 Personen beschäftigt werden, z. B. die Pullman-Werke, wo die berühmten Eisenbahnwagen gebaut werden. Das Illinois-Stahlwerk und viele andre gewerbliche Unternehmungen sind ganze Städte für sich, deren Bevölkerung aus den aus allen Teilen der Welt zusammengeströmten Arbeitern und deren Familien besteht.

Ich war in der Absicht gekommen, das neue von Arbeitern aus meiner Heimat errichtete Kirchlein einzuweihen. Das kleine hölzerne Gebäude steht in der Pullmanstraße in Chicago Süd, etwa 20 englische Meilen vom Mittelpunkte der Stadt. In seiner gegenwärtigen Umgebung von Mais- und Kornfeldern liegt es recht auf dem Lande, aber man sagte mir, daß sich in ein paar Jahren diese Felder in Straßen mit palastartigen Wohnsitzen verwandelt haben würden. In Chicago ist alles möglich, und ich hege nicht den leisesten Zweifel, daß diese Voraussage sich erfüllen wird.

Einstweilen boten mir diese Vorstadtbetriebe eine vortreffliche Gelegenheit, mich mit der gewerblichen Welt vertraut zu machen, zu sehen, wie die Dinge entstehen und etwas über die Arbeiter selbst zu erfahren. Die schnelle Entwicklung der Industrie in den Vereinigten Staaten ist eine der verblüffendsten Erscheinungen unsrer Zeit und wird mit Recht der Gegenstand lebhaftesten Interesses, wenn man bedenkt, daß dieser gesamte Aufschwung in Handel und Gewerbe erst vor fünfzig Jahren wirklich eingesetzt hat.

Der Zensus, jenes höchst beachtenswerte Sammelwerk, gibt die bedeutsamsten Tatsachen aus dem industriellen Leben der Vereinigten Staaten und so genaue Zahlen darüber wie möglich. Durchblättert man diese Seiten mit ihrer rückschauenden Übersicht über die Landeserzeugnisse, so erhält man eine Vorstellung vom gegenwärtigen Stande der Entwicklung in den verschiedenen Industriezweigen. An der Hand dieser Berichte werden wir auch Schlüsse auf die wahrscheinliche Entwicklung all dieser mannigfachen Unternehmungen in der Zukunft ziehen können.

Der Zensus von 1900, von dem wir als dem letzten statistischen Dokument ausgehen, zählt die wichtigsten Industrien und die Zweige, in denen der Fortschritt am deutlichsten hervortritt, auf.

Außer der Zahl der zu jedem Gewerbezweige gehörigen Betriebe gibt er die Zahl der Arbeiter, sowie die Höhe der Löhne und das angelegte und gewonnene Gesamtkapital an. Besondere Listen enthalten die Materialkosten und den Wert der Erzeugnisse. Es gibt 354 verschiedene Industriezweige, die in den Tabellen nach ihrer geographischen Verteilung geordnet sind, wobei man denn sogleich sieht, daß die Staaten an der nordatlantischen Küste die größte Zahl gewerblicher Betriebe und die bedeutendsten Anlagekapitalien aufweisen; daß der Westen, besonders während der beiden letzten Jahrzehnte, in der Industrie einen tüchtigen Schritt vorwärts gekommen ist; endlich, daß der Süden noch immer vorwiegend Ackerbau treibt. Die Gesamt-

zahl industrieller Betriebe in den Vereinigten Staaten beträgt 512 339 und das in diesen vielartigen Unternehmungen angelegte Kapital etwa 9 835 000 000 Doll. Die Erzeugnisse repräsentieren einen Wert von 13 000 000 000 Doll. Diese Zahlen zeigen ein Anwachsen um das Dreifache während der letzten zwanzig Jahre. Naturgemäß haben sich nicht alle Industriezweige in dem Maße entwickelt. Die Papierfabriken und Druckereien z. B., die im Jahre 1880 6044 Betriebe umfaßten, sind im Zensus von 1900 mit 26 747 Häusern vertreten.

Die Zunahme des in dieser Industrie allein festgelegten Kapitals ist verhältnismäßig groß, denn während der Gesamtbetrag 1880 auf 135 000 000 Doll. geschätzt wurde, war er zwanzig Jahre später auf 558 000 000 Doll. gestiegen.

Die Eisen- und Stahlindustrie kann eine gleich hohe Zunahme an Öfen und Gießereien nicht aufweisen, aber das auf sie verwendete Kapital ist im Verlaufe der letzten beiden Dezennien zu schwindelnder Höhe angewachsen. Im Jahre 1880 gab es 8823 Gießereien, 1900 deren 13 896. Das angelegte Kapital stieg in derselben Zeit von 488 000 000 Doll. auf 1 529 000 000 Doll.

Nicht weniger lehrreich ist ein Blick auf die entsprechenden Zahlen der beschäftigten Arbeiter und die Höhe ihrer Löhne. Im Zensus von 1880 werden die in den Papiermühlen und Druckereien angestellten Arbeiter auf 119 000, im Zensus von 1900 auf 297 000 geschätzt. Nach denselben Berichten beschäftigten die Stahl- und Eisengießereien 1880 379 000, zwanzig Jahre später 737 000 Mann. In der erstgenannten Gruppe betrug der Lohn 1880 53 000 000 Dollar, 1900 140 000 000 Dollar, während die Löhne in den Stahl- und Eisenwerken im gleichen Zeitraum von 161 000 000 Dollar auf 382 000 000 stiegen.

Der Unterschied zwischen dem Werte der fertigen Ware und dem des Rohmaterials hängt von der zur Herstellung erforderlichen Arbeitsleistung ab. Je größer die Umwandlung ist, wie in der Eisen-, Papier- und Textilindustrie, desto höher stellt sich

der Preis. In der Produktion der Lebensmittel und ihrer Nebenerzeugnisse, z. B. von Fleisch und Fellen ist der Unterschied zwischen dem ursprünglichen Stoffe und seiner neuen Form als Büchsenfleisch oder Gerberware vergleichsweise gering.

Bei den wichtigeren Manufakturen finden wir für 1900 folgende annähernd genaue Zahlen: Nährprodukte (Lebensmittel): 61 266 Betriebe, 938 000 000 Dollar Kapital, 312 000 Arbeiter, 129 000 000 Dollar Löhne. Textilindustrien: 30 048 Betriebe, 1 367 000 000 Dollar Kapital, 1 030 000 Arbeiter und 342 000 000 Dollar Löhne. Die Holzindustrie hat 47 054 Betriebe, 946 000 000 Dollar Kapital, 544 000 Arbeiter und 212 000 000 Dollar Löhne. Gerbereien und Lederfabriken sind mit 16 989 Betrieben mit einem Kapital von 344 000 000 Dollar, 238 000 Arbeitern und 100 000 000 Dollar Löhnen vertreten. Brauereien und Brennereien: 7 861 Betriebe, 534 000 000 Dollar Kapital, 63 000 Arbeiter und 37 000 000 Dollar Löhne. Transportwesen: 10 112 Betriebe, 397 000 000 Dollar Kapital, 316 000 Arbeiter, 165 000 000 Dollar Löhne. Schiffbau: 1 116 Betriebe, 77 000 000 Dollar Kapital, 77 000 Arbeiter, 25 000 000 Dollar Löhne. Glas- und Töpferwaren: 14 809 Betriebe, 351 000 000 Dollar Kapital, 245 000 Arbeiter, 109 000 000 Dollar Löhne. Tabak: 15 252 Faktoreien, 124 000 000 Dollar Kapital, 172 000 Arbeiter, 50 000 000 Dollar Löhne. Metalle (außer Stahl und Eisen): 16 305 Betriebe, 411 000 000 Dollar Kapital, 191 000 Arbeiter, 97 000 000 Dollar Löhne. Sonstige Industrien: 29 479 Betriebe, 1 349 000 000 Dollar Kapital, 483 000 Arbeiter und 203 000 000 Dollar Löhne. Endlich Kunstgewerbe und eigentliches Handwerk: 215 814 Betriebe, 392 000 000 Dollar Kapital, 559 000 Arbeiter und 288 000 000 Dollar Löhne. Die Tabellen und Spalten des Zensus zeigen auch die Verteilung und Gruppierung der Gewerbe in den verschiedenen Staaten. New York steht mit 849 000 Arbeitern und Fabrikaten im Werte von 2 175 000 000 Dollar an der Spitze. Pennsylvanien folgt mit 734 000 Arbeitern und 1 835 000 000 Dollar erzeugter

Werte an zweiter Stelle. Illinois liefert Waren im Werte von 1 260 000 000 Dollar und beschäftigt 395 000 Mann, Massachusetts beschäftigt deren 497 000 und der Wert seiner Erzeugnisse beträgt 1 035 000 000 Dollars.

Hieraus ergibt sich deutlich, daß die Hauptsitze der Industrie in den älteren Staaten liegen, und die Natur der Waren ist hier auch höchst verschiedenartig. New York geht in der Beziehung wieder voraus, es hat die größte Anzahl von Fabriken und Betrieben jeder Art. Fast jeder Industriezweig ist hier vorhanden, vom Eisenguß bis zur Herstellung des zierlichsten Luxusartikels, der ja in allen großen Städten starken Absatz findet. Je größer der Abstand vom Weichbilde und der unmittelbaren Umgebung der großen Städte ist, umso größer ist auch der Wechsel in der Natur der Waren. Um eine klarere Vorstellung von der Verteilung der industriellen Unternehmungen in den Vereinigten Staaten zu bekommen, muß man sich merken, daß, wie schon gesagt, die Haupthandelsplätze in den Staaten an der nordatlantischen Küste liegen, denn diese sind in ihren Einrichtungen fester gegründet als die übrigen und bilden den Kern, das Mark der Nation. Chicago ist so recht das Zentrum der gesamten Lebensmittelproduktion, der größte Markt für Gemüse und Obst. Es ist der mächtigste Stapelplatz für Fleischkonserven, eine verhältnismäßig junge Industrie, die für die Bedürfnisse neuer Länder und Kolonien geschaffen worden ist. Bis zu einem gewissen Grade ist diese Neuindustrie oder Erfindung mit dem Namen Chicago identifiziert worden, und wenn man bedenkt, daß die Nahrungsmittelerzeugung auf 2 273 880 000 Dollar geschätzt wird, so ist die kommerzielle, oder besser nationale Bedeutung dieser riesenhaften Industrie ganz offenkundig.

An einem heißen Junimorgen war es, als mein liebenswürdiger Wirt, Pater S., einer der ausgezeichnetsten Redner der Vereinigten Staaten und ein direkter Nachkomme des großen Generals und volkstümlichen Helden gleichen Namens, es übernahm, mich durch das Labyrinth der Schlachthäuser hindurch-

zubugsieren. Eine annähernd richtige Vorstellung von der ungeheuren Ausdehnung dieser Anlagen kann man sich vielleicht machen, wenn ich erwähne, daß sie eine Fläche von 250 Morgen dicht bedecken. Die Wege und Gänge auf diesem Gebiete messen über 75 engl. Meilen und das Eisenbahnnetz, das die Gebäude verbindet, erreicht eine Gesamtlänge von fast 300 engl. Meilen. Es ist eine Stadt oder eigentlich eine Welt für sich, von Arbeitern, Schlächtern und Schweinemetzgern bevölkert — ein recht unerfreuliches Gemeinwesen. Den größten Teil des Sommertages brachten wir damit zu, einen ungefähren Begriff von der Einrichtung und der kommerziellen Bedeutung dieses mächtigen Unternehmens zu bekommen, und wenn mir auch, wie wohl jedem andren Besucher, der Anblick des vielen Blutes Übelbefinden verursachte, konnte ich mich doch andrerseits des Gefühls der Bewunderung für die schneidige Handhabung dieser wunderbaren Einrichtungen nicht erwehren. Diese berühmten, so oft kritisierten und beschriebenen Viehhöfe von Chicago bilden gewiß eine der betrüblichsten Phasen modernen Industrielebens, aber sie zeigen andrerseits auch die erfolgreiche Ersetzung der Handarbeit durch die Maschine und eine bis jetzt unerreichte Verwertung der Überbleibsel. „Nichts geht verloren" könnte man als passendes Motto über die Packhäuser setzen. Nichts — weder Material noch Arbeit, noch Zeit.

Die Ausnutzung dieser drei Hauptfaktoren des Erfolges in geschäftlichen Unternehmungen, Material, Arbeit und Zeit, zeigt sich hier in ihrer Vollendung. Jedes Teilchen des Tierkörpers wird irgendwie nutzbar gemacht. Das Horn, die Knochen, Sehnen, die Haut, die Hufe, alles wird ergiebig zur Herstellung von Nebenprodukten, wie Seife, Glyzerin, Leim, Gelatine, Ammoniakpräparaten, Dünger usw. verwendet. Ebenso wissenschaftlich wird über Arbeit und Zeit verfügt. Eines jeden Arbeit ist auf einen bestimmten Handgriff beschränkt. Er führt immer den gleichen Axthieb, macht immer denselben Schnitt mit dem Messer, bis er selbst ein Teil der Maschinerie wird

und seine Bewegungen ganz automatisch, mit immer wachsender Geschwindigkeit ausführt.

Die Zeit — mit andren Worten: Raschheit und Genauigkeit, — ist der dritte wichtige Faktor in der Verwaltung dieser Großschlächtereien, und wir wurden bei unsrer Besichtigung unvermeidlich an die volkstümliche Redensart erinnert, daß das lebende Schwein zu einer Tür herein- und zur andern als Wurst wieder herauskommt. Die Schnelligkeit dieses Prozesses ist wirklich verblüffend. Das Tier wird mit einem Hinterbein an einer Kette befestigt und mittels eines drehbaren Rades emporgewunden. Dann kommt es auf eine Schnellwage, die sich auf Rädern bewegt und das Tier vor den Schlächter bringt, der ihm die Kehle durchschneidet. Nachdem das Blut Zeit gehabt hat, abzulaufen, wird der Körper auf demselben Wege zu einem Kessel mit kochendem Wasser geschafft. Eine andre nicht weniger ingeniös gebaute Maschine schneidet den Körper in die erforderlichen Teile. Der Kopf, die Schinken, Seiten, Knochen und der Speck werden, kaum losgetrennt, schon eingepökelt, verpackt und in den draußen vor den Gebäuden bereitstehenden Zügen nach allen vier Himmelsrichtungen versandt.

Ich habe mich absichtlich nicht auf eine genauere Schilderung der Viehhöfe eingelassen. Zweifellos ist vieles im Betriebe der Schlachthäuser zu tadeln; sie haben ihre schlechten Seiten, und immer heftigere Stimmen werden laut gegen die dort herrschenden Mißbräuche. Vielleicht hat man mir nur die vorteilhafteste Seite des Geschäfts gezeigt, oder es mag auch Swifts Haus, das einzige, das ich besichtigt habe, eine Musteranstalt sein. Jedenfalls hatte ich den Eindruck der Vollkommenheit in jeder Einzelheit. Das Gebäude, in dem sich die Bureauräume der Direktoren und Beamten befinden und wo das gesamte Geschäft gemacht wird, könnte sehr wohl ein Verwaltungspalast heißen und ist ein Muster von Eleganz und Sauberkeit. Die Bureaus sind geschmackvoll möbliert und machen jenen vornehmen Eindruck, der jedes amerikanische Geschäftshaus charakterisiert,

hier aber bis aufs äußerste gesteigert ist. Das Dienstgebäude ist ein schöner Eisenbau mit hohen Fenstern und mit den neuesten Errungenschaften ausgestattet.

Die Holzmöbel, Schreibmaschinen und Telephonzellen sind gemäß den Bedürfnissen dieses rasch wachsenden Industriezweiges nach bewährten Grundsätzen angeordnet; und auf den Luxus der Einrichtung kann man aus der Tatsache hinreichend schließen, daß die Temperatur durch Kühlapparate beständig auf 15° R. gehalten wird. Die Luft in den Bureauräumen wird mechanisch gereinigt, und durch irgendeine sinnreiche Vorrichtung wird der Geruch von den Schlachthäusern derart abgefangen, daß er nicht in diese heiligen Hallen dringen kann.

Die Leiter dieses einzigartigen Unternehmens bewirteten mich zum Lunch in dem geräumigen, über den fürstlichen Arbeitszimmern belegenen Speisesaal, der auch künstlich temperiert und mit reiner Luft versorgt wird. Diese imposante Halle ist mit Tischen ausgestattet, an denen die Beamten für weniges Geld ein gutes Mittagessen erhalten. An den Speiseraum stößt ein Rauchzimmer, das mit Büchern und Zeitungen versehen ist und wo man die Tagesgeschäfte bei einer Tasse schwarzen Kaffees erörtern kann. Dies ist das „non plus ultra“ der Behaglichkeit und steht ganz im Einklang mit dem amerikanischen Begriff vom Bureau, in dem die Leute den größten Teil ihres Lebens zubringen.

Während des Lunch gaben mir die Herren einige sehr interessante Informationen, nicht nur über dies Unternehmen und seine Bewirtschaftung, sondern auch über den amerikanischen Fleischhandel im allgemeinen. Sie erzählten mir, daß in dem statistischen Bericht von 1900 die Produktion an frischem Fleisch auf 292 000 000 Pfund Gewicht mit einem Werte von 21 100 000 Dollars, die von Büchsenfleisch auf 112 000 000 Pfund Gewicht mit einem Werte von 19 000 000 Dollars geschätzt wurde. Nach derselben Schätzung betrug die Zahl der 1900 geschlachteten Schweine beinah 9 000 000, die der Schafe 3 500 000 und Rinder

2 500 000. Chicago steht zweifellos an der Spitze dieses Handels, nicht nur in den Staaten, sondern in der ganzen Welt. Es gibt jedoch andre amerikanische Städte, die ihm nahe kommen. In Kansas City wurden 3 094 000 Schweine, 1 969 000 Rinder und 80 000 Schafe verkauft; in Omaha 2 200 000 Schweine, 1 276 000 Schafe, 828 000 Rinder, und in St. Louis 2 156 000 Schweine, 436 000 Schafe und 795 000 Rinder. Diese riesigen Zahlen sind interessant, wenn man bedenkt, daß der größere Teil der Erzeugnisse außerhalb des Landes konsumiert wird. Die Ausfuhr von frischem wie von gesalzenem Fleisch hat seit der Erfindung der Kühlräume ungeheuren Umfang angenommen, und im Jahre 1900 sind 329 000 000 Pfund frisches Fleisch, 49 000 000 Rinderpökelfleisch, 26 000 000 Pfund frisches Schweinefleisch, 133 000 000 Pfund Schweinepökelfleisch, 196 000 000 Pfund Schinken und 512 000 000 Pfund Speck ins Ausland versendet worden. Wurstwaren, Margarine, Schmalz und Öl werden jährlich in bedeutenden Mengen exportiert, und die statistischen Tabellen zeigen, in welchem Umfange die einzelnen Länder an dem Verbrauch amerikanischen Fleisches beteiligt sind und in welchem Maße die alte Welt ihre Nahrung von der neuen bezieht. Ich lauschte allen diesen Erläuterungen mit Interesse und Überraschung, bis sich die Zahlen in meinem Kopfe verwirrten und ich die Unterscheidung der einzelnen Massen verlor. Nur eins blieb mir deutlich, und zwar das ungeheure Schlachten, dessen es bedarf, um die Bedürfnisse des Molochs Menschheit zu befriedigen.

Einmal wurde ich eingeladen, eins der Warenhäuser zu besuchen. Diese mächtigen Etablissements sind 12 bis 15 Stock hoch und enthalten jeden nur denkbaren Handelsartikel, von Zündhölzern und Schnürsenkeln zu den wertvollsten Kunstschätzen und köstlichen Kleinodien. Man kann da wirklich alles kaufen, selbst Rittergüter und Landhäuser. Das sind „Bon Marchés“ und „Whiteleys“, nur größer und, wenn möglich, noch vollständiger, staunenswerter und vielleicht phantastischer in ihrer Aufmachung.

Das Haus, zu dessen Besichtigung ich eingeladen wurde, gehörte Marshall Field & Co., einer Firma von fast historischer Berühmtheit, denn ihre Größe und ihre Erfolge sind mit denen der Stadt sehr eng verknüpft. Vor etwa 50 Jahren, als Chicago noch kaum auf den Namen einer Stadt Anspruch machen konnte, machten drei Ansiedler Levy Leiter, P. Palmer und Marshall Field einen bescheidenen kleinen Laden auf, um die ersten Kolonisten mit allem Nötigen zu versehen.

Diese drei Begründer waren wagemutige, unternehmende Männer, und mit dem Wachstum der Stadt wuchs auch ihre Firma, bis sie heute eins der Wunderwerke von Chicago geworden ist.

Ich nahm alle die vielen Abteilungen mit Interesse in Augenschein und gelangte auch in das anstoßende Lagerhaus, das den Eindruck einer riesigen Festung macht. Es liegt am Flußufer, und die Waren werden von hier aus auf Booten in die Verkaufsräume gebracht. Dies Lagerhaus ist in der Tat ein wunderbares Gebäude. Man könnte vom Morgen bis zum Abend hindurchwandern, ohne damit zu Ende zu kommen, ohne seine Schätze zu erschöpfen, ohne eigentlich auch nur ein Tausendstel all der herrlichen Gewandungen gesehen zu haben, mit denen die eleganten Damen Chicagos sich zu schmücken lieben. Was mich aber mehr fesselte als all diese entzückende Märchenpracht, war die Person des Begründers, des Mannes, um den sich der ganze Mechanismus dreht — Mr. Field, der seit der Liquidation der Firma alleiniger Besitzer des Gesamtbetriebes ist.

Der junge Angestellte, der mich herumführte und mir die Geschichte des Hauses erzählte, machte, als wir um eine Ecke bogen, plötzlich Halt, wies auf eine Art kleinen Kontors, oder besser eine Art Loge mit Glaswänden, in der ein weißhaariger Herr an seinem Pulte saß, und flüsterte: „Der Chef!“

Es lag etwas wie Furcht in seiner Stimme bei der Nennung des Mächtigen, von dem seine irdische Existenz abhing. Mr. Field mag etwa 70 Jahre alt sein. Sein Haar ist schnee-

weiß, und sein Gesicht hat einen müden Ausdruck, das Ergebnis eines mühevollen und kampfreichen Lebens. Mein Führer bedeutete mich, daß „der Chef" immer an seinem Platze sei, als erster ankomme und als letzter das Haus verlasse. In seinem Glaskäfig sitzt er, wie die Spinne in ihrem Netze, hält alle Fäden in seiner Hand und lenkt alle Bewegungen dieses gewaltigen Geschäftes. „Es ist schwer, Millionen zu sammeln," bemerkte der liebenswürdige junge Mann, „aber schwerer noch, sie zu bewahren." In diesem Lande ständig wachsenden Wettbewerbes bedeutet ein einmaliges Lockerlassen den Zusammenbruch. Sich Ruhe gönnen heißt von Legionen von Konkurrenten verschlungen werden. Ununterbrochene Tätigkeit, unermüdlicher Eifer allein beherrschen den Markt, und Selbstaufopferung ist die Vorbedingung für das Gelingen.

Plötzlich drang ein murmelndes Geräusch vom andern Ende des Gebäudes her und unterbrach unsre Unterhaltung. Die Polizei war sogleich zur Stelle, aber schon drangen die Streikenden von der Straße herein und griffen die Leute an, die noch arbeiteten, z. B. die Rollkutscher, Karrenführer und Bestellkutscher. Der Lärm kam näher. Jetzt hörte man deutlich aufrührerische Rufe, das Geheul einer tobenden Menge und dazwischen das Ächzen der Verwundeten und das dumpfe Klappen von Schlägen. Die Ursache des Tumultes war dieselbe wie immer — das stürmische Verlangen nach einer kleinen Lohnaufbesserung. Es war eben ein neuer Ausbruch jenes eingefleischten Hasses zwischen Arbeiter und Kapitalist, der von Tag zu Tage ausgesprochener hervortritt. Alle die traurigen, blutigen Szenen, deren Zeuge ich seit meiner Ankunft in der Stadt gewesen war, bestätigten mir offenkundig die zunehmende Feindseligkeit der Armen gegenüber den Reichen, und lange nachdem ich jenen Gold- und Tandpalast verlassen, tönten mir die wütenden Stimmen der Unzufriedenen wie der Kehrreim eines häßlichen Kampfliedes ins Ohr . . . .

Als meine Gedanken zu dem Glaskäfig und zu dem weiß-

haarigen Manne zurückkehrten, der von morgens bis abends über seinen Büchern hockte, konnte ich nicht umhin, mich zu fragen: Wer ist beklagenswerter, die Leute, denen die Durchsetzung einer Lohnerhöhung mißlungen ist, oder der Millionär, der sein Leben hinter Käfigwänden zubringt? . . . . .

Während meines Aufenthalts in Chicago besuchte ich die meisten öffentlichen Einrichtungen, auf welche die Stadt mit Recht stolz ist, wie z. B. das Rathaus mit dem Bezirksgerichtsgebäude, das ein ganzes Häuserviertel einnimmt und dessen Errichtung 5 000 000 Doll. gekostet hat; das berühmte Auditorium, das ein großes Hotel und ein Theater mit 5000 Plätzen umfaßt und dessen Baukosten auf 3 000 000 Doll. geschätzt werden. In Amerika muß man den Preis jeder Sache kennen oder sich danach erkundigen, und sobald man Halt macht, um irgend etwas zu bewundern, erbietet sich bestimmt jemand, einem den Wert der Sache in bar zu nennen.

Die Volksbibliothek und die Chicagoer Kunstsammlung gehören unbedingt zu den schmucksten Gebäuden der Stadt. Das letztere, ein Werk von A. Coolidge, ist ein klassischer Bau und liegt bewundernswert auf grünem Rasen am Ufer des Michigansees. Sein Inneres ist künstlerisch geschmückt und gut beleuchtet und enthält viele schöne Gemälde neuerer Meister. Die großen zeitgenössischen Maler wie Millet, Troyon, Corot, Deraille, Munkacsy, Meissonier, Courbet, Rosa Bonheur, Makart, Isabay, Jerôme und De Naville sind mit ausgezeichneten Werken vertreten.

Auch die Bibliothek ist reich ausgestattet. Sie weist ungefähr 300 000 Bände auf, aber es ist Raum genug für die doppelte Anzahl vorhanden. Das Äußere des Gebäudes zeigt eine fast strenge Einfachheit, innen aber ist es mit wertvollem Marmor ausgelegt und mit Schnitzwerk und Bronzen geziert. Noch mehr jedoch als diese Anstalten selber setzte mich das

Publikum, das sie besucht, in Erstaunen. Schlichte Leute waren es, meist aus den arbeitenden Schichten, im Staube ihres Arbeitsanzuges. Alle freien Minuten scheinen sie mit Freuden der Bereicherung ihres Verstandes zu widmen und indem sie so von Tag zu Tag ein wenig hinzulernen, erwerben sie einen Schatz von Kenntnissen, der sie befähigt, dereinst zu hervorragenden Stellungen emporzusteigen. Daher überraschen einen so oft begabte, aus Kontor oder Fabrik stammende Leute durch ihr Wissen.

Die Newbury Bibliothek ist ein andres bemerkenswertes Institut; sie wurde zum Andenken an einen vermögenden Bürger begründet, der zu diesem Zwecke 3 000 000 Dollar vermacht hatte. Diese Sammlung enthält 200 000 Bände. Ein andrer Einwohner von Chicago, Mr. J. Alsar hinterließ 2 000 000 Dollar zur Errichtung einer Bibliothek in den südlichen, ärmeren Stadtteilen. Die Chicagoer historische Gesellschaft gehört zu den ältesten Bildungsstätten der Stadt und beherbergt zahlreiche Reminiszenzen an die Zeit ihrer Begründung. Ferner findet sich hier noch die berühmte Universität, die einen Flächenraum von 24 Morgen bedeckt. Die vier Fakultäten — Künste, Naturwissenschaften, Handel, Nationalökonomie — samt den Wohngebäuden für die Studierenden und den Lesesälen, sollen nach ihrer Fertigstellung vierzig Bauwerke umfassen. Zurzeit ist erst die Hälfte davon fertig, und schon jetzt überschreiten die Baukosten mit Einschluß der Cobb Hall, des chemischen Laboratoriums und des Museums 5 000 000 Dollars. Auch die Schulen sind alle sehr kostspielig und nach den neuesten Grundsätzen erbaut.

Neben der Universität, den Schulen und andren rein erzieherischen Zwecken dienenden Anstalten, besitzt Chicago noch zwei sehr interessante Institute für die sittliche Hebung der ärmsten und völlig verwahrlosten Einwohner. Eins der beiden ist von der Familie Armour gegründet worden und umschließt eine Krippe für ausgesetzte Kinder, einen Kindergarten, eine Freiapotheke, Bibliothek u. a. m. Einen ebenso nachhaltigen Eindruck wie diese Schöpfung machte auf mich das Hull House,

das von hochgebildeten Damen verwaltet wird und einen Mittelpunkt für die Verbreitung geistigen Lebens unter der arbeitenden Bevölkerung ringsum und für die materielle Unterstützung der Würdigen und Bedürftigen unter ihnen bilden soll. Neben einem Kindergarten für die Kleinen und einer Vorschule enthält es ein Museum und bietet gesellige Unterhaltungen, Vorlesungen, Konzerte, Theateraufführungen, alles in der Absicht, die Leute von der Straße fernzuhalten und ihnen in dem Streben nach sittlicher und geistiger Vervollkommnung zu helfen. Bis zu welchem Grade diese Anstalten die Erwartungen ihrer Begründer erfüllen, ist schwer zu bestimmen, nur bei der Kunst- und Gewerbeschule zeigt sich der wohltätige Einfluß täglich deutlicher. Aber selbst, wo die Resultate nicht so sichtbar sind, empfiehlt sich schon der bloße Versuch und liefert einen weiteren Beweis dafür, daß diese verhältnismäßig junge Stadt, die keine Traditionen zu wahren hat, die Notwendigkeit anerkennt, ihre Kinder, ohne Rücksicht auf pekuniäre Erwägungen, auf die höchstmögliche Stufe zu erheben.

Dank der allgemeinen Fürsorge wächst die Zahl der katholischen Erziehungsanstalten beständig, denn auch Eltern, die andern Konfessionen angehören, senden ihre Kinder gern in diese Schulen. Ich nenne nur das große St. Xavier College, die Schulen der Paulinischen Väter, das Junge-Mädchen-Pensionat der Schwestern von Loretto und vom Heiligen Herzen. Alles dies sind Musteranstalten, die ihre große Beliebtheit in erster Linie dem an ihnen erteilten gründlichen Unterricht und sodann der besonderen auf die Entwicklung der sittlichen Kräfte ihrer Zöglinge verwendeten Sorgfalt verdanken. Eins der gefälligsten Pensionate liegt im Lincoln Park inmitten grüner Wiesen und schattigen Buschwerks; man könnte sich da mitten aufs Land hinaus versetzt wähnen.

Ja, so seltsam es auch scheinen mag, Chicago, die Stadt der Fabriken und Schmelzöfen hat öffentliche Parks und Tummelplätze, die eine Fläche von 2230 Morgen bedecken, und Spazier-

wege von 66 Meilen Gesamtlänge darbieten. Der Jackson und der Washington-Park umfassen 523 Morgen; der Douglas-Park 180, der Garfield-Park 186 und der Humbert-Park 200 Morgen. Alle diese Anlagen haben guten Baumbestand und sind überreich mit Restaurants und Vergnügungsstätten bedacht. Die berühmte Seeuferstraße, die längs des Sees zum Lincoln-Park führt, ist die Promenade der Reichen. Es ist eine lange Allee, die einen unbegrenzten Blick über die Silberfläche des Sees gewährt. Am Strande entlang bilden die Villen der Millionäre eine ununterbrochene Reihe üppiger Wohnstätten, die nach Größe und Bauart verschieden sind: einige sind Nachbildungen des italienischen Landhauses, andre des vielgerühmten angelsächsischen Cottage. Andre wieder lehnen sich im Stil an das französische Lustschloß oder an die turmgekrönte, zinnenbewehrte Burg der Tudors. Sind auch nicht alle diese Versuche, etwas Eindrucksvolles zu schaffen, vom ästhetischen Standpunkt aus als gelungen zu betrachten — denn selbst die „stilvollsten" Schlösser und Burgen gehören nicht auf einen modernen Boulevard — so bieten diese Besitzungen doch den in den Vereinigten Staaten recht seltenen Vorteil, behagliche Zurückgezogenheit zu sichern.

Man braucht jedoch nicht unbedingt Millionär zu sein, um sich in Chicago den Luxus eines eigenen Hauses zu verschaffen. Scheint es doch der größte Ehrgeiz jedes Bürgers zu sein, sich auf eignem Grund und Boden ein Haus zu bauen, und daher dehnt sich die Stadt auch so erstaunlich schnell aus. Da gibt es Häuserreihen, wie die West-Allee, die von einem Ende zum andern über 20 Meilen lang sind. Und wiederum Vorstädte, wie die Pullmankolonie, die ganze Städte für sich bilden und deren Einwohner aus allen Nationalitäten, dem aufgehäuften Kehraus aus allen Winkeln des Erdballs, zusammengesetzt sind. Chicago mit seinen 3 000 000 Einwohnern ist, vom kosmopolitischen Standpunkt aus, eine der bedeutendsten Metropolen — ein wahres Sprachenbabel.

Fast scheint es, als würden alle die Millionen menschlicher

Weſen, die Jahr für Jahr an der nordamerikaniſchen Küſte landen, unbewußt dahin gedrängt, aus dieſem Orte ihr Hauptquartier zu machen.

Chicago iſt das Land der Verheißung für alle mißvergnügten und zielloſen Auswanderer. Mehr als die Hälfte ſeiner Bewohner ſind Ausländer, in ganzen Stadtvierteln wird nur deutſch geſprochen. Andre wieder ſind ausſchließlich von Slawen bewohnt.

Nirgends hat die Einwanderung ſolchen Umfang angenommen, nirgends ſonſt beſchäftigt die Einwanderungsfrage die Lokalverwaltung ſo ernſthaft und wirkt ſo auf die Entwicklung ein wie hier. Denn naturgemäß gibt es in dieſer Maſſe von Erwerbsſuchenden und Glücksjägern, die auf den Wogen des Geſchicks weſtwärts getrieben worden ſind, viele unerfreuliche Elemente, die nicht nur materiell zu erhalten, ſondern auch auf ein höheres geiſtig-ſittliches Niveau zu heben ſind.

Der Zweck meines diesmaligen Beſuches in Chicago war, wie ſchon geſagt, die Einweihung des kleinen ungariſchen Gotteshauſes, das die unlängſt von den Ufern der Donau und der Tiſza Eingewanderten errichtet hatten. Ich hatte die Vereinigten Staaten einige Zeit vorher verlaſſen und befand mich im äußerſten Norden von Kanada, an der Küſte des Atlantiſchen Ozeans, als mich die liebenswürdige Einladung meiner Landsleute erreichte, gerade nach einem Beſuche der Kolonie ungariſcher Handwerker, die in den Eiſengießereien von Sidney (Neu-Schottland) arbeiteten. Trotz des weiten Weges zurück nach Chicago unternahm ich die anſtrengende Reiſe gern und fuhr drei Tage und drei Nächte, um dem ſchmeichelhaften Erſuchen zu entſprechen. Bei meiner Ankunft in Chicago fand ich, daß mein Beſtimmungsort ziemlich ſchwer zu erreichen war und recht abſeits in der ſüdlichſten Vorſtadt lag. Dahin ging es denn zunächſt mit der Eiſenbahn, dann mit der Hochbahn, endlich im Straßenbahnwagen; dabei kam ich mitten durch die Stadt, vorüber an prächtigen Paläſten und Kaufhäuſern, durch ein Gewirr

von beſcheidenen Straßen, bis ich endlich ſchlecht und recht in einem gewöhnlichen Straßenbahnwagen ſaß, der mich geradeswegs mitten aufs Land hinaus zu bringen ſchien. Rechts und links dehnten ſich endloſe Maisfelder, und abgeſehen von ein paar hohen Schornſteinen am Horizonte, bot ſich mir ein Bild urwüchſigen Grüns, ein unendliches Gebiet unbewohnter Einſamkeit. Keine Straßen, keine Häuſer! — „Das wird allmählich alles kommen," ſagte man mir, und bei meinem nächſten Beſuche würde ich dieſe ländliche Natur in Häuſerblocks und Straßen verwandelt ſehen wie die übrige Stadt.

Ein wenig landeinwärts, mitten auf grünem Marſchenboden, entdeckte ich das kleine Holzgebäude. Von ſeinem Dache wehten die amerikaniſche und ungariſche Fahne, das Sternenbanner und die rot-weiß-grüne Trikolore friedlich nebeneinander. „Das iſt die Kirche und unten liegt die Schule", äußerte irgend jemand ſtolz. Es war ein recht beſcheidenes Bauwerk, gab aber von vielen Opfern und Mühen Kunde. Mit ihren ſauer verdienten Groſchen haben dieſe armen Leute es zum Ruhme Gottes und zur religiöſen Unterweiſung ihrer Kinder gebaut.

Die Bevölkerung von Chicago beſteht zu mehr als der Hälfte aus Fremden. Der deutſche und öſterreich-ungariſche Anteil allein beträgt faſt eine Million. Die unter öſterreichiſcher Oberhoheit ſtehenden ſlawiſchen Länder ſind ebenfalls ſtark vertreten, während die Polen und Böhmen, mit Einſchluß der Südſlawen ſich auf 300 000 Seelen belaufen. Ferner wohnen da 200 000 Italiener, und die eigentlichen Ungarn, die nicht zu irgendeiner andern Gruppe gehören, müſſen auf 15 000 Neuankömmlinge innerhalb der letzten paar Jahre geſchätzt werden.

Die letzteren werden hauptſächlich als Schlächter in den Viehhöfen, ſowie als Grobſchmiede und Zimmerleute in den Pullmanwerken beſchäftigt. Auf die Koſten der letztgenannten Leute war die kleine Kirche, die ich jetzt ins Auge faßte, errichtet worden. Sie erhebt ſich wie eine Warte aus den umliegenden Wieſen und bildet den Kern eines neuen Vorortes, der rings

um sie erstehen wird. Der aber mag nicht weniger wichtig werden als die andern, die 16 Meilen vom Mittelpunkt der Stadt entfernt entstanden sind und jetzt einen wesentlichen Bestandteil der Metropole bilden. Wieder ist also hier ein erster Schritt vorwärts getan, ein Grundstein der Zivilisation und Bildung gelegt worden.

Die Arbeiter und ihre Angehörigen erwarteten mich am Eingange des Kirchleins. Größtenteils trugen sie noch ihr schlichtes Gewand von „jenseits des Weltmeers" und ihr ganzes Benehmen verriet, daß sie vor noch nicht langer Zeit in diese Gegend gekommen waren. Aufs Geratewohl in diese Riesenstadt entsendet, ohne Kenntnis der Sprache, ohne einen freundschaftlichen Berater, sind diese armen Wesen dem Zufall preisgegeben.

Und zu allen den sonstigen Schwierigkeiten und Aufgaben, denen sich die Lokalbehörden gegenübergestellt sehen, tritt begreiflicherweise als eine der bedeutsamsten und schwierigsten die Frage, wie man mit einer fremden Bevölkerung von so niedriger Bildung zurecht kommen soll. Diese Scharen sollen ja nicht nur ernährt, sie sollen auch beschützt und erzogen werden. Kirche und Schule sind ihre einzigen Schutzengel. Solange die Leute noch in die Kirche gehen und ihre Kinder nach religiösen Grundsätzen erzogen wissen wollen, ist nichts zu fürchten. Solange sie ihre Pflichten gegen Gott anerkennen, solange werden sie auch die Pflichten gegen den Nächsten anerkennen und erfüllen.

Die Einweihung des schlichten Kirchleins und seine einfache Gemeinde haben mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Es war eine jener unvergeßlichen Szenen, die trotz ihrer scheinbaren Bedeutungslosigkeit ein Blatt in den Annalen der Geschichte bilden. Dieser kleine Anfang, diese Frucht der Sparpfennige aus harter Arbeit bildet den Mittelpunkt neuer Anstrengungen und neuen Ringens.

Hoffen wir, daß daraus ebenso schöne Erfolge erblühen wie in andern Teilen der Stadt. Hoffen wir, daß die Bewohner

dieſes Viertels eines Tages ebenſo blühend und wohlhabend daſtehen wie ihre Mitbürger im alten Chicago. Vor allem aber wollen wir hoffen, daß die kleine Kirche ſich zu einer Kathedrale auswachſe und die Volksſchule zu einem großen wiſſenſchaftlichen Inſtitut. Und wenngleich die ganze Stadt bisher ſo oft von Ausſtänden und Aufſtänden erſchüttert worden iſt, ſo wollen wir doch hoffen, daß in Zukunft Glaube und Bildung dieſem prächtigen Gemeinweſen Frieden und Wohlſtand ſichern werden.

Quer über das Land (Agrikultur).

Endlose Strecken von Kornfeldern dehnen sich, soweit das Auge reicht, zu beiden Seiten der Eisenbahn. Derselbe Bodenreichtum, den ich in den Zentralstaaten beständig bewundert hatte, entfaltete sich wieder vor meinem entzückten Auge, als ich der Atlantischen Küste zufuhr. Welche verschwenderische Fülle von Bodenerzeugnissen! Was für eine Höhe der Bodenkultur! Wie wunderbar hat man die natürlichen Hilfsmittel auszunutzen gewußt, und wie glänzend veranschaulichen die Farmen, was menschliche Unternehmungslust und menschlicher Scharfsinn zu erreichen vermögen! Wie ruhig, rasch und bewundernswert wird die Arbeit mittels der heutigen vollkommenen Maschinen in einem Lande geleistet, in dem die Handarbeit selten ist und bald gar nicht mehr zu haben sein wird! Selbst wenn man der ausgezeichneten Güte des jungfräulichen Bodens Rechnung trägt, so ist doch der außerordentliche Aufschwung der Landwirtschaft in Amerika sicher in erster Linie dem unermüdlichen Fleiße der Farmer zu danken.

Das angebaute Land, das 1900 336 500 000 Morgen bedeckte und seitdem noch bedeutend gewachsen ist, übertrifft an Ausdehnung das anbaufähige Gebiet des mittleren Europa; und dabei stellt diese riesige Bodenfläche nur eine knappe Hälfte des Landbesitzes der Vereinigten Staaten dar. Das gesamte bewirtschaftete Ackerland beträgt etwa 40 Prozent davon.

Der bebaute Boden ist je nach Klima und Beschaffenheit auf die einzelnen Distrikte ganz verschieden verteilt. Das nörd-

liche Zentrum wird am intensivsten bewirtschaftet und von seinen 158 000 000 Morgen stehen 126 000 000 unter dem Pfluge. Dann folgt zunächst das südliche Zentrum mit 103 000 000 bebauten Morgen von insgesamt 158 000 000. Auch die Natur der Ernte ist notwendigerweise verschieden. Getreide wird in großem Umfange im Norden gewonnen; wenn man in den Gegenden reist, so geht der Zug tagelang durch Korn- und Maisfelder. Auch Weideland gibt es dort in großer Fülle, mit Tausenden von Herden, und die Viehzucht ist in jenem Landesteil einer der Haupterwerbszweige. In der Nähe von Industriezentren und großen Städten wird der Ackerbau ebenfalls sehr nachdrücklich, aber in andrer Weise betrieben. Die ungeheuren Strecken fruchtbaren Landes sind dort in Obst- und Gemüsegärten verwandelt, und die Viehzüchtereien sind durch Milchwirtschaft- und Geflügelzucht treibende Farmen ersetzt.

Der Süden mit seinem halbtropischen Klima erzeugt hauptsächlich Baumwolle, Reis, Tabak und Zuckerrohr. Obst gedeiht mehr oder weniger überall in den Staaten, und die Obstausfuhr aus Amerika wächst von Jahr zu Jahr. Die Urwälder sind einstweilen zum großen Teile noch in ihrem Naturzustande geblieben. Sie sind vor allem an der nordatlantischen Küste zu finden und bergen gewaltige Schätze an Bauholz.

Die einzelnen Zählungsergebnisse zeigen, wie rasch sich die bebauten Gebiete in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben. Im Jahre 1870 wurden etwa 160 000 000 Morgen bewirtschaftet; 1890 waren es schon 249 000 000, während die Berichte für 1900 eine Gesamtfläche von über 330 000 000 Morgen angeben. Ebenso hat sich der Ernteertrag in den verschiedenen Gegenden im Laufe der Jahre bedeutend geändert. So wurden z. B. im Jahre 1900 die landwirtschaftlichen Leistungen im nördlichen Zentrum auf 5 238 000 000 Doll. bewertet, während das Resultat zehn Jahre vorher in derselben Gegend nur 4 427 000 000 Doll. betrug. Im südlichen Zentrum andrerseits ergab die Ernte — obwohl das ein reicher Baumwollendistrikt ist — im Jahre

1890 nur 1 698 000 000 Doll., während sie zehn Jahre früher, 1880, einen Wert von 1 740 000 000 Doll. gehabt hatte. Noch überraschender ist diese Abnahme des Wertes landwirtschaftlicher Erzeugnisse in den südatlantischen Gegenden: dort wurde die Ernte 1900 auf einen Wert von 1 511 000 000 Doll., 1890 auf 1 779 000 000 Doll. und vor einem halben Jahrhundert auf 2 846 000 000 Doll. geschätzt. Ähnlichen Schwankungen war der Bodenwert in den nordatlantischen Gebieten, in Neu-England, Massachusetts und Neu-York unterworfen, wo der Wert des anbaufähigen Landes 1900 4 355 000 000 Doll., 1890 4 560 000 000 Doll. und 1880 4 592 000 000 Doll. betrug. Je älter und je dichter bevölkert die Kolonien sind, desto merklicher tritt der Rückgang des Agrarbesitzes hervor. Alles in allem jedoch ist diese Abnahme trügerisch und rein örtlich, denn der gesamte Produktionswert im ganzen Lande ist heute bedeutend höher denn je zuvor. Es ist nur naturgemäß, daß in der Nähe großer Städte der ausgedehnte Anbau von Korn und Mais und auch von Baumwolle den Obst- und Gemüsekulturen aller Art und der Gewinnung von Milch, Butter und Käse in besonderen Schweizerwirtschaften weichen muß.

Wenngleich es schwierig ist, auch nur annähernd die in einem so ungeheuren Gebiete wie die Vereinigten Staaten aus der Landwirtschaft gewonnenen Einkünfte zu berechnen, noch dazu, da dieser Erwerbszweig hier, auch infolge der wechselnden klimatischen und Bodenverhältnisse, so lebhaften Schwankungen unterworfen ist, so gibt doch der letzte Zensus den Gesamtertrag auf etwa 4 187 892 000 Dollars an. Bei einer Einteilung der verschiedenen Bebauungsgebiete nach ihren Erträgen finden wir, daß man das nördliche Zentrum als die Kornkammer nicht nur der Vereinigten Staaten, sondern von Europa betrachten kann. Bei der Einteilung nach verschiedenen Fruchtsorten wird Roggen mit 369 900 000, Mais mit 828 300 000, Hafer mit 217 100 000, Gerste mit 41 600 000 Dollars bewertet, während Heu und Futterkorn 484 300 000 Dollars gebracht haben. An der Spitze

der kornproduzierenden Staaten stehen Illinois mit 6 700 000, Kansas mit 5 300 000, Nebraska mit 4 800 000, Minnesota mit 4 500 000 und vor allem Jowa mit 6 800 000 Morgen. Die berühmten Ranchos mit ihrem Viehbestand von mehreren hunderttausend Stück finden sich auch hauptsächlich in dieser Gegend und bringen nach den amtlichen Berichten etwa die Hälfte des dort gewonnenen Gesamtertrages. Dennoch müssen diese Viehranchos mehr und mehr nach Westen rücken, da die großen Städte unaufhörlich und ins Ungemessene weiterwachsen und sich die ganze Halbwildnis dort allmählich und in verhältnismäßig kurzer Zeit in bebautes Gebiet verwandelt. Die Gefilde, auf denen Buffalo Bill und seine unerschrockenen Cowboys ein romantisches Leben führten, schrumpfen immer mehr zusammen, Haustiere treten an die Stelle der wilden Wanderherden, und die Prärien verwandeln sich in Weideland mit regelrechtem Gutsbetrieb. Schon jetzt vollzieht sich der Übergang überall da, wo die Bevölkerung dichter und die Existenzbedingungen komplizierter geworden sind.

An den Küsten des Atlantischen Ozeans, besonders im Norden, bilden die Farmen mit Milchwirtschaft vollauf ein Viertel der agrarischen Unternehmungen. Die Milchprodukte werden pro Jahr nach dem letzten Zensus auf 472 400 000 Dollar berechnet, während Schlachtvieh 722 900 000 Dollar brachte. Die Stückzahl von Hornvieh ist mit 67 800 000, die der Milchkühe auf 17 000 000 angegeben. Der Wert des einzelnen Tieres ist je nach Güte und Ort der Herkunft sehr verschieden, doch gibt der Zensus als Durchschnittspreis für einen Schlachtochsen 29 Dollar 12 Cents, für eine Milchkuh einen etwas höheren Preis an.

Ein andres Kapitel derselben statistischen Sammlung weist die Gesamtzahlen für die verschiedenen Tierarten und ihre Werte nach und zwar: Schweine 64 500 000, Schafe 61 700 000, Pferde 21 100 000, Maulesel 3 300 000, mit folgenden, in entsprechender Reihenfolge genannten Werten: 238 700 000,

171 000 000, 1 051 100 000 und 217 900 000 Dollars. Aus den nun folgenden Seiten des Zensus, die sich mit Viehzucht beschäftigen, geht hervor, daß wieder der Norden, dies reichste Agrargebiet, die erste Stelle einnimmt.

Der Gesamtwert der dort gezüchteten Tiere wird auf 753 000 000 Dollar für je 30 600 000 Stück geschätzt.

Der größte Aufschwung der letzten Jahre ist aber wohl im Obst- und Gemüsebau erzielt worden. Seit die Schwierigkeit, frisches Obst zu transportieren, durch die Einführung der Kühlwagen beseitigt worden ist, können die Früchte nicht nur nach Neu-York und andren großen Städten in den Vereinigten Staaten, sondern über ganz Europa in immer zunehmenden Massen versendet werden. Gewisse Früchte, wie Weintrauben, Melonen und amerikanische Pfirsiche erobern allmählich den Markt der großen europäischen Städte durch ihre Güte und verhältnismäßige Billigkeit. Um einen Begriff von dem Überfluß an gewissen Früchten, z. B. an Äpfeln im Norden und Pfirsichen in Kalifornien zu geben, will ich nur erwähnen, daß man sie zur Schweinezucht verwendet. Ananas und Bananen wachsen ebenso üppig, und alle diese Sorten sind vortrefflich im Geschmack. Obst fehlt nie auf einer amerikanischen Tafel, und es ist allgemein gebräuchlich und sehr empfehlenswert, wenn es auch den Fremden vielleicht seltsam anmutet, morgens als erstes Obst zu sich zu nehmen.

Der Weinbau hat demgegenüber, so günstig ihm auch Boden und Klima sein mögen, recht wenig Fortschritte gemacht. Bis heute ist die Winzerei in Amerika recht stiefmütterlich behandelt worden. Der Hauptgrund dafür ist vielleicht in dem Umstande zu suchen, daß die große Masse niemals Wein trinkt, und daß die Keller der Reichen gewöhnlich mit fremden Erzeugnissen gefüllt werden. Eine weitere Ursache ist die, daß die ersten Kolonisten aus einem Lande kamen, in dem der Wein unbekannt war. Zum Nachtisch dagegen produzieren die amerikanischen Gartenbauer ungeheure Mengen von Weintrauben. Das Ge-

samtgewicht der Trauben, die in den Vereinigten Staaten gewachsen sind, wird auf jährlich 600 000 Tons angegeben, wovon die Hälfte aus Kalifornien stammt.

Als Ersatz für den fehlenden Weinbau hat die Tabakgewinnung umso bedeutenderen Umfang angenommen. Der Tabak ist bekanntlich amerikanischen Ursprungs und wird von Jahr zu Jahr in immer größerem Maßstabe angebaut.

War schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Tabakproduktion auf 199 752 000 Pfund berechnet, so ist der Bericht für 1900 noch viel verblüffender, denn er verzeichnet den vierfachen Betrag dieser Summe und nennt einen Ertrag von 868 000 000 Pfund. Auch diese gewaltige Zahl wird im Zählungsbericht wahrscheinlich wieder noch weit überboten werden.

Die Haupttabakgebiete sind: Kentucky mit 314 000 000 Pfund im Werte von 18 540 000 Dollars, Nordkarolina mit 127 000 000 Pfund im Werte von 8 070 000 Dollars; Virginia mit 123 000 000 Pfund, gleich 4 210 000 Dollars; Ohio mit einem Ertrag von 66 000 000 Pfund oder 4 860 000 Dollars. Die übrigen Südstaaten produzieren alle weniger als 50 000 000 Pfund. An Tabakspflanzungen gibt es ungefähr 308 317. Für die Tabakverarbeitung findet man für 1900 folgende Angaben: Pfeifentabak 13 850 000 Pfund, Zigaretten 2 505 000 000, Zigarren 6 176 000 000, woraus eine beträchtliche Zunahme in allen drei Zweigen dieses Gewerbes hervorgeht.

Mit der Hanf- und Flachsgewinnung dagegen geht es stetig rückwärts. Die einst so berühmten Pflanzungen, die vor fünfzig Jahren 151 000 000 Pfund ergaben, figurieren im letzten Bericht mit nur 11 800 000 Pfund. Werden die beiden Pflanzen jetzt zu Textilzwecken nicht mehr so recht verwendet, so schätzt man um so mehr das in ihren Früchten enthaltene Öl, und dank dieser neuen Verwendungsart zeigen die letzten Berichte wieder ein Steigen der Zahlen. Ein andrer landwirtschaftlicher Industriezweig, dessen Entwicklung, wie anzunehmen wäre, mit dem allgemeinen Fortschritt der Nation hätte Schritt halten

müssen, aber verhältnismäßig zurückgeblieben ist, ist die Kultur des Zuckerrohrs. Das Gesamtgebiet der Staaten liefert nur 400 000 Tonnen Rohrzucker und 750 000 Tonnen Runkelrüben pro Jahr. Natürlich hat dies geringe Angebot der Nachfrage nicht entsprochen, und so hat die Einfuhr hierin die heimische Produktion um das Dreifache überstiegen. Und doch könnten die Zucker liefernden Pflanzen bei der für sie außerordentlich günstigen Beschaffenheit von Boden und Klima leicht kultiviert werden. In den südlichen Gegenden wächst Zuckerrohr im Überfluß, während sich die Runkelrübe mehr oder weniger überall findet. Der letzte Zensus berechnet die mit Zuckerpflanzen bestellte Bodenfläche mit 342 000 Morgen, von denen 44 000 mit Runkeln, etwa 110 mit Sorgo (Mohrhirse) und 181 000 mit Zuckerrohr bepflanzt sind.

Die amerikanischen Nationalökonomen messen dieser auf den ersten Blick ungünstigen Lage der Dinge keine Bedeutung bei. Sie meinen, die Leute hätten sich bislang deshalb nicht ernstlich auf die Zuckerproduktion gelegt, weil sie aus andern Kulturen größeren Nutzen ziehen konnten. Sie sind auch dafür, daß die Zucker- und Kaffeegewinnung mehr und mehr das Ziel ihrer überseeischen Kolonien, der jüngst erworbenen tropischen Inselbesitzungen, werden müsse, auf denen die Arbeitskräfte billiger zu haben sind.

Das eigentliche amerikanische Sonderprodukt ist die Baumwolle. Die Vereinigten Staaten bringen mehr Baumwolle hervor als irgendein andres Land der Welt, weit mehr als Indien z. B.; die Jahresproduktion wurde bei der letzten Zählung auf 11 000 000 Ballen im Werte von 5 500 000 Dollars geschätzt. Wie der Tabak ist auch die Baumwolle eine der in Amerika heimischen Pflanzen, deren Gedeihen Bodenverhältnisse und Klima in gleich hervorragender Weise begünstigen. Der ungeheure Ertrag der Baumwollernte ist zweifellos dem heißen Sommer und dem sonnigen Herbste der Vereinigten Staaten zu verdanken. Gegenwärtig sind insgesamt mehr als 12 000 000

Morgen Land mit Baumwolle bepflanzt. Hiervon entfallen auf Texas allein 3 300 000 Morgen, auf Georgia 1 700 000, dann folgen Alabama mit 1 600 000, Miſſiſſippi mit beinahe 1 500 000 Morgen. Noch überraſchender als die Höhe dieſer Zahlen wirkt die ſchnelle Entwicklung der Produktion. In der tabellariſchen Überſicht über die Baumwollerzeugung im letzten Jahrhundert macht der Zenſus folgende Angaben: Im Jahre 1790 betrug die geſamte Ballenzahl 8900; 1800: 177 800; 1810 belief ſie ſich auf 320 000, 1820 auf 681 800. Im Jahre 1830 ſtieg ſie auf 1 000 000; zwanzig Jahre ſpäter, alſo 1859, wurden 5 387 000 Ballen gewonnen. Heute hat ſich dieſe Zahl nahezu verdoppelt, und es liegt kein Grund vor zu der Annahme, daß ſich die Baumwollkultur nicht auch fernerhin in demſelben Maße entwickeln werde. Die Baumwollverwendung wächſt in den verſchiedenſten Fabrikationszweigen. Auch der Gebrauch der Baumwollfaſer tritt in halbziviliſierten Ländern mehr und mehr an die Stelle der früher ausſchließlich benutzten Hanf- und Flachsgewebe.

Die für Baumwollkulturen geeigneten Ländereien ſind in den Vereinigten Staaten noch bei weitem nicht alle erſchloſſen. Zwar iſt dafür in den fruchtbarſten und beſtbewäſſerten Diſtrikten der Südſtaaten kein Boden mehr verfügbar, aber im Weſten des Landes harren noch weite Strecken der Urbarmachung. Tabak und beſonders Baumwolle werden in den landwirtſchaftlichen Unternehmungen der nächſten Zukunft eine überwiegende Rolle ſpielen. Gegenwärtig ſteht das Getreide noch obenan, aber in den nächſten ſtatiſtiſchen Berichten wird man wahrſcheinlich finden, daß die Kornerträge von denen der Baumwollinduſtrie erreicht, wenn nicht überholt ſind.

Aus alledem entnehmen wir, daß der Zenſus nicht nur für das Blühen der Landwirtſchaft, ſondern auch für den anhaltenden Fortſchritt in den einzelnen Kulturen beredtes Zeugnis ablegt, und wir fragen uns angeſichts deſſen, wie es kommt, daß wir aus dem Munde der Züchter und Farmer ſo viele und lebhafte

Klagen vernehmen. Ist das nichts als das übliche Stöhnen nach einer Mißernte oder einer örtlichen Verschlechterung der Marktlage, oder erlebt die Landwirtschaft jetzt in Amerika eine ähnliche Krisis wie vor kurzem in den europäischen Ländern? Gewiß ist, daß die älteren Staaten mit jahrhundertealter Kultur, mit großen Städten und dichter Bevölkerung auf eine so ausgedehnte Bodenbewirtschaftung verzichtet haben, wie sie bisher das besondere Vorrecht amerikanischer Agrikultur gewesen ist und noch heute die ökonomische Überlegenheit der südlichen und westlichen Staaten sichert. Eine der großen nationalen Aufgaben von heute besteht darin, die Massen mehr nach dem Westen hinüberzuziehen, die großen Gebiete jenseits des Mississippi dichter zu besiedeln und mehr auf die Nutzbarmachung der Prärieen und Ödländereien hinzuwirken. Denn obwohl die Vereinigten Staaten kein unbebautes Land erster Güte mehr haben, so gibt es doch noch viele Striche, denen man durch harte Arbeit, Düngung und Bewässerung Ertrag abgewinnen könnte. Diese notwendigen Vorarbeiten und die dadurch bedingte lange Wartezeit bis zur Gewinnung greifbarer Ergebnisse hat leider für Neuankömmlinge nichts Verlockendes. Die Zugmittel der großen Städte üben eine immer stärkere Anziehungskraft selbst auf die untersten Schichten aus, und die gewöhnlich in den Verkehrszentren der Neuen Welt landenden Auswanderer lassen sich nicht leicht zu weiterem Vordringen ins Innere des Landes bewegen. Sie ziehen ein Vonderhandindenmundleben, eine ungewisse, aber an Abwechslung und Anregung reiche Existenz der Ruhe und Gleichförmigkeit ländlicher Beschäftigung vor. Zweifellos schwindet die Freude an der Landarbeit, und das Landleben verliert mehr und mehr seine Reize. Die Arbeitsfrage wird von Tag zu Tag ernster. Im Süden gibt es für die Feldarbeiten noch eine Menge Neger, im Norden dagegen ist der Landarbeiter oft „part owner", Teilhaber oder doch jedenfalls irgendwie an dem Unternehmen interessiert.

Auch die mit der Beschaffung häuslicher Arbeitskräfte ver-

bundenen Schwierigkeiten nehmen allmählich einen immer bedenklicheren Charakter an, denn, abgesehen von den Negern, ist fast kein geborener Amerikaner geneigt, in häusliche Dienste zu treten. Daher ist diese Berufsart fast gänzlich Fremden überlassen, und irische, deutsche, skandinavische Einwanderer bieten sich der starken Nachfrage an. In reichen Haushalten ist es nichts Ungewöhnliches, wenn im Dienstbotenzimmer ein halbes Dutzend fremde Nationalitäten vertreten sind. Eine Anzahl dieser Fremden nehmen nur zu dem Zweck einen Dienst an, um ein wenig Geld zu sparen und dann in die Heimat zurückzukehren. Andre wieder betrachten einen häuslichen Dienst als das Sprungbrett zu einträglicheren, vor allem auch unabhängigeren Stellungen. Die beständige Schwierigkeit, Leute zu bekommen, ist um so merkwürdiger, als die Löhne in den Vereinigten Staaten höher sind als in England oder irgendwo auf dem Festland von Europa. Man berechnet die Höhe der jährlich in den Vereinigten Staaten für Landarbeit gezahlten Löhne auf 365 000 000 Doll. Natürlich sind die Preise und der Bedarf an Arbeitskräften in den einzelnen Distrikten und Industrien sehr verschieden. So wird z. B. gegenwärtig auf den Ranchos verhältnismäßig wenig Arbeit gebraucht, während auf den Tabak- und Baumwollpflanzungen eine ungewöhnlich starke Nachfrage herrscht.

Sieht man sich auf diesem Gebiet etwas weiter um, so findet man nach den amtlichen Berichten, daß der bebaute Boden in den Vereinigten Staaten unter 5 739 657 Gutsbesitzer verteilt ist, während es deren in England kaum 500 000 gibt. Die Unkosten der Bewirtschaftung berechnet man im Durchschnitt auf den Morgen mit 65 Dollars — ein erstaunlich geringer Betrag, demgemäß sich die Arbeitsunkosten auf 10% des jährlichen Ertrages stellen.

Diese günstige Lage beruht einerseits darauf, daß der Boden noch von Natur fruchtbar und vielfach wenig ausgebeutet ist und daher weder soviel Beackerung noch Düngung braucht wie bei uns. Ein andrer Grund dafür ist der, daß mit der Ver-

vollkommnung der landwirtschaftlichen Maschinen und bei der großen Zahl der verwendeten Tiere die menschliche Arbeit allmählich immer mehr eingeschränkt wird. Ihre physischen Leistungen werden durch die von Tieren, besonders von Pferden und Mauleseln, wie auch durch mannigfache, höchst erfinderisch verwertete Maschinen abgelöst. Besonders auf den ausgedehnten Plantagen der mittleren und westlichen Staaten kann man die modernen, verbesserten Methoden der Landwirtschaft beobachten. Ungeheure Kornfelder erstrecken sich über Tausende von Morgen hin vor dem Auge des Beschauers, aber nirgends zeigt sich eine menschliche Behausung. Unwillkürlich fragt man sich: Wem gehört all das Land? Wie wird die Arbeit hier geleistet? Hier und da entdeckt man wohl ein einsames Farmhaus, aber seine Insassen würden kaum für die Bewirtschaftung der herumliegenden Obst- und Gemüsegärten ausreichen. Um zu verstehen, nach welchen Prinzipien der Ackerbau dort geregelt ist, muß man jene Gegenden im Frühling, zur Zeit der Aussaat, oder im Herbst, zur Erntezeit, besuchen, wenn der Dampfpflug von nur zwei geschickten Händen gelenkt die Arbeit eines ganzen Heeres von Menschen verrichtet. Im Zensus von 1900 wird die Zahl der männlichen Feldarbeiter auf 9 349 322, und einschließlich ihrer Frauen, die im allgemeinen an der Landarbeit nicht teilnehmen, auf 10 438 188 Personen angegeben. Zum größeren Teil sind diese Leute Eigentümer oder Mitbesitzer, Teilhaber oder Pächter, so daß die Zahl der eigentlichen Tagelöhner, im strengen Wortsinne, auf 2 000 000 zusammenschmilzt. Der Arbeitsverdienst dieser Leute beträgt nach dem Bericht 288 Dollars pro Kopf, und der Rohertrag landwirtschaftlicher Produkte 4 187 892 000 Dollars.

Gegenüber so günstigen statistischen Ziffern, aus denen eine allgemeine stetige Zunahme hervorgeht, läßt sich schwer feststellen, bis zu welchem Punkte die Behauptung eines Niedergangs der Landwirtschaft in Amerika berechtigt ist. In Wahrheit vollzieht sich gerade der Übergang. Die älteren Bezirke, die man seit

Jahrhunderten ausbeutet, können schlechterdings nicht so überreiche Erträge abwerfen wie der jungfräuliche Boden der neueren Staaten. Und noch einmal: Die ökonomischen Umwandlungen infolge der Entwicklung der großen Städte und der Bevölkerungszunahme müssen notwendigerweise die landwirtschaftlichen Unternehmungen der Umgebung beeinflussen. Der Korn- und Maisbau muß sich naturgemäß nach Westen hin verschieben, um den gartenartigen Wirtschaften und Molkereibetrieben Platz zu machen. Weite Länderstrecken beanspruchende Kulturen müssen solchen, die auf kleinerem Raum gedeihen, weichen, wenn die gewerbliche Ausnutzung des Ackerbaus ernstliche Fortschritte machen soll. Betriebe zur fabrikmäßigen Herstellung von Butter und Käse, kondensierter Sahne und Milch werden sich in kurzem überall erheben, wo sich jetzt noch Ranchos ausbreiten. Die Farmen werden eine gründliche Umgestaltung durchmachen, und mit ihnen werden sich die Lebens- und Arbeitsbedingungen ihrer Insassen wandeln. Dann wird das amerikanische Landleben, das von den nationalen Schriftstellern so oft reizvoll geschildert worden ist, den Zauber friedlicher Stille verlieren. Die malerischen Pflanzungen, in deren patriarchalischen Einrichtungen so mancher aus den Tagen ihrer Begründung überlieferte Brauch weiter lebt, müssen den Forderungen einer neuen Zeit weichen und werden verschwinden. Die heiteren, hinter Blumen- und Obstgärten halbverborgenen Heimstätten, jene behäbigen und gemütlichen Behausungen, die der grünen Landschaft von New Hampshire, Massachusetts und dem ganzen nordatlantischen Gebiete so hohen Reiz verleihen, werden gar bald vor jenen Großbetrieben zur Verwertung landwirtschaftlicher Erzeugnisse weichen, die den Bedürfnissen des Tages dienen.

Und jene großen Besitzungen im Süden, die noch aus der ersten Zeit der Besiedlung stammen, jene prächtigen Herrensitze mit den schattigen Säulengängen und den schimmernden, pfeilergeschmückten Fronten, auch sie sind leider dem Untergang geweiht und mit ihnen die letzten Überlieferungen und Andenken

an die alte Welt. Der Ackerbau selbst aber wird, statt abzunehmen, an Intensivität gewinnen. Der Boden, der nichts weniger als erschöpft ist, muß unter der veränderten Behandlung und bei der verschiedenartigen Bebauung noch unendlich viel reichere Ernten bringen als bisher. Die Furcht vor einem Verfall der Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten ist unbegründet, wenn auch andrerseits die Verschiebung des agrikulturellen Schwerpunktes und die Umgestaltung der landwirtschaftlichen Ziele unvermeidlich ist. Dessenungeachtet sind alle vorhandenen Bedingungen einer fortschreitenden Entwicklung und bedeutenden Ergebnissen günstig.

Die Stadt der Musen (Boston).

Es war im September 1900, als ich mit Neu-England und seiner berühmten Hauptstadt Boston bekannt wurde, und gewiß ist der Herbst die beste Jahreszeit für einen Besuch in diesem Teile des Landes, denn dann ist des Sommers sengende Hitze vergangen, die Luft durch die vom Atlantischen Ozean herüberwehenden Winde rein und frisch geworden, und der Himmel strahlt in wolkenloser Bläue. Die Landschaft mit ihren wellenförmigen Ebenen und waldigen Berghängen ist zwar zu jeder Zeit lieblich und fesselnd, besonders aber dann, wenn sich das Laub färbt. Mit Recht sind die Amerikaner auf diesen Winkel ihres Gebietes stolz, denn abgesehen von seinen Naturreizen verleihen ihm seine blühenden Formen und stattlichen Behausungen einen nur ihm eigentümlichen Ausdruck von Frohsinn und Wohlstand. Alles trägt dort den Stempel der Reife, Vertiefung und Festigkeit. Dies Merkmal fällt jedem, der von Westen her kommt, unbedingt auf, als charakteristisch für die Natur, das Volk und die öffentlichen Einrichtungen des Landes. Fast unmerklich kommt es einem zum Bewußtsein, daß die Kultur hier höherer Art ist, auf sichrerer Grundlage ruht und eine ältere Geschichte hat. Mag man das Land an den von schmucken Barken belebten Flüssen entlang durchqueren oder den Windungen des Weges über die mit netten Häuschen besetzten Hügelreihen folgen, überall bemerkt man mit frohem Staunen, wie gut gepflegt und wohl erhalten alles und jedes ist. Und betritt man eine der Farmen, so fällt einem nicht nur der Eifer auf, mit

dem man hier der Landwirtschaft obliegt, sondern auch die verfeinerten Sitten der Bewohner.

Man ist angenehm überrascht, keine schreienden Gegensätze zwischen Reichtum und Armut zu finden; man trifft weder schloßartige Wohnsitze noch elende Hütten. Gewiß sieht man viele hübsche Bauwerke, aber kein übermäßig großes oder auffallendes, und alle Häuser sind nach der reizenden alten Mode, die man den Kolonialstil nennt und die so voll historischer Nachklänge ist, erbaut.

In diesem ganzen Gebiete scheinen die Glücksgüter gerechter als anderswo verteilt zu sein. Ohne Zweifel gibt es hier nicht weniger reiche Leute als in den andren Staaten, aber sie sind geschmackvoll genug, den Inhalt ihrer Geldschränke und die Höhe ihrer Bankguthaben nicht offen zur Schau zu tragen.

Alles dies weicht sehr von der sonst zu beobachtenden Kulturphysiognomie eines jungen Landes ab. Die hier herrschende Bildung ist nicht die Frucht von heute oder gestern, sondern der Ausdruck stufenweiser Evolution, durch viele Generationen hat sie sich von Vater auf Sohn vererbt. Der Verstand allein kann sie nicht hervorbringen, dazu bedarf es auch des Gemüts. Der äußere Schliff, die vollendeten Manieren lassen sich leicht erwerben; die Feinheit des Empfindens dagegen, die das Merkmal echter Bildung ist, gehört als eine edlere Gabe dem Gebiete des Seelischen an.

Mein erster Eindruck von Boston war nichts weniger als ermunternd. Wohin ich auch blicken mochte, nirgends bemerkte ich in der unmittelbaren Nähe des Bahnhofs irgend etwas Erfreuliches. Alles war schrecklich alltäglich, um nicht zu sagen häßlich. Form und Farbe beleidigten das Auge gleichermaßen. Scharfe Kontraste in den Bauformen und rohe, grelle Farben empören das künstlerische Gefühl. Dicht neben einem beängstigend hohen Gebäude steht ein so niedriges, daß man meinen möchte, es rage kaum über den Erdboden empor. Die Fassaden sind meistens in schmutzigem Weinrot gestrichen, bisweilen auch

in einem ausgesprochenen Rot, und das ist dann gar nicht so übel, gewöhnlich aber haben sie eine krankhafte, unbestimmbare Schattierung. Die Straßen haben in der Mehrzahl nicht den geringsten künstlerischen Anflug, sondern tragen wie die jeder andern amerikanischen Stadt den üblichen Geschäftsverkehrstypus und sind von Straßenbahnwagen und Gefährten aller Art überfüllt, während hoch darüber ein Netz elektrischer Leitungsdrähte die verschiedenen Gebäude wie die Bruchstücke eines Tongeschirrs zusammenhält.

Dem zufälligen Beobachter bietet das „amerikanische Athen" nichts, was diesen Namen rechtfertigte. Ich war gründlich ernüchtert, hatte ich doch etwas ganz andres erwartet; ich hatte mir eine Art malerischer, hübsch in Grün gebetteter, in allen Einzelheiten künstlerischer Musterstadt, so etwas wie ein zweites Washington vorgestellt.

Meine Enttäuschung wurde noch dadurch erhöht, daß die Stadt nach dem landläufigen Ausdruck noch „leer" war. Es herrschte zwar ein lebhaftes Handelstreiben, eine lärmende Geschäftigkeit, besonders um die Mittagsstunde und nachmittags, wenn die Leute von der Arbeit heimkehrten. Dann konnte man auf der Straße kaum vorwärts kommen, aber die besser gestellten Einwohner weilten noch außerhalb der Stadt. Die Häuser, an die ich empfohlen war und die Wohnungen meiner zahlreichen Freunde waren alle verschlossen. So verbrachte ich meine Zeit mit dem Besuch der Sehenswürdigkeiten und öffentlichen Einrichtungen der Stadt. Boston ist mit Recht auf seine städtischen und staatlichen Gebäude stolz, deren einige wahrhaft prächtig und mit ungeheurem Kostenaufwand errichtet sind. Der Turm der Trinitatiskirche ist der ansehnlichste von allen Kirchtürmen. Das Gotteshaus selbst ist ein rein romanischer Bau, den man ohne Rücksicht auf die Kosten zu einem des Ortes würdigen Bauwerk ausgestaltet hat. Unter den staatlichen Gebäuden verdient der neue Hauptbahnhof — zweifellos einer der prachtvollsten Bahnhöfe der Welt — an erster Stelle erwähnt zu

werden. Man sagte mir — denn selbst in Boston ist man nicht über eine gewisse Geldprahlerei erhaben — daß die Baukosten mehr als vierzehn Millionen Dollars betragen haben. Zahlen können mir nicht viel Interesse abgewinnen, und vollends in Amerika, wo man mit Millionen und andren Riesensummen um sich wirft, verliert man jeden Maßstab für den wahren Wert des Geldes. Weit mehr fesselte mich der Anblick des wunderbaren Bauwerks selber, mit seinem über 28 Gleise sich wölbenden Dache und seinen geschmackvollen Dekorationen. Trotz ihrer mächtigen Breite ist die Station doch immer voll von Zügen und Passagieren. Die Mehrzahl der Amerikaner lebt im allgemeinen in den Vororten der Städte, in denen sie beschäftigt sind, und vielleicht ist das in Boston noch mehr der Fall als anderswo, da die Umgebung sehr reizvoll ist. An den Ufern des Charlesflusses stehen viele anmutige Villen, und man kann genußreiche Ausflüge nach Brooklin, Chelsea, Norumbega-Park und andren hübschen Punkten der Umgegend machen. Einer der interessantesten ist Brookfarm, wo George Ripley das berühmte sozialistische Idealgemeinwesen geschaffen hat. Dieser Begriff war neu und gewann um so größere Berühmtheit, als so wohlbekannte Männer wie Channing und der beliebte Schriftsteller Hawthorne Mitglieder des Bundes wurden. Boston ist nach wie vor der Mittelpunkt geistigen Schaffens und verfeinerter Lebensauffassung. Setzt in der alten Welt irgendeine neue Bewegung im Bereich der Künste oder der Literatur oder auch auf sozialem Gebiete ein — so kann man sicher sein, Anhänger derselben auch in der Hauptstadt von Massachusetts zu finden.

Am besten tritt die geistige Regsamkeit der Bewohner oder doch wenigstens der höheren Stände in dem Museum und der Bibliothek in Erscheinung. Diese beiden Anstalten, das Museum der bildenden Künste und die Öffentliche Bibliothek nenne ich anstandslos einzig in ihrer Art. Einzig nicht so sehr im Hinblick auf den reichen Inhalt ihrer Sammlungen oder auf ihre

prachtvolle Ausstattung — denn in dieser Beziehung können sie sich mit den Schatzkammern der alten europäischen Hauptstädte nicht messen — sondern mit Rücksicht auf die wunderbar geschickte Art, die unvermeidlichen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Erwerbung guter, umfassender Sammlungen in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum entgegenstellen.

In erster Linie verblüfft die Auswahl der Gemälde und Kunstschätze den Beschauer. Jedes Bild hat, auch wenn es nicht allerersten Ranges ist, seine unbestreitbaren Vorzüge und bildet ein Glied in der Kunstgeschichte. Und was ist denn in Wahrheit Ziel und Aufgabe eines Museums? Soll es nicht belehren, bilden und erziehen? Ist es nicht in einem so jungen Lande doppelt wichtig, dies Ziel im Auge zu behalten? Unter diesem Gesichtspunkte ist ein Besuch der Bostoner Sammlungen unbedingt von Vorteil. In der Auswahl der dort aufgehäuften Kunstwerke sind die Interessen sowohl des Berufskünstlers wie des Liebhabers berücksichtigt worden. Da sind Meisterwerke, deren Schönheiten auch die Ansprüche des schärfsten Kritikers und des verwöhntesten Dilettanten zufriedenstellen. Ich habe Bilder getroffen, die beim ersten Anblick vielleicht keinen besonderen Eindruck machten, ja dem flüchtigen Beschauer wohl gar mißfielen und dennoch erstaunliches, kraftvolles Talent verrieten. Fast alle ersten Künstler sind dort vertreten und zwar ausnahmslos mit Werken aus ihrer besten Zeit. Man findet Gemälde von Millet, Troyon, Corot, Meissonnier, Gérôme, Rousseau und vielen andren hervorragenden Meistern. Alle diese Werke sprechen laut für das hohe Können ihrer Schöpfer und legen zugleich für die Ziele und Bestrebungen irgendeines Abschnitts der Kunstgeschichte Zeugnis ab. Es gibt wenig Sammlungen, die einen besser in den Stand setzen, die einzelnen Kunstepochen des neunzehnten Jahrhunderts zu verfolgen als dies Museum am Strande der Bucht von Massachusetts. Hier kann man die Entwicklung der modernen Malerei in allen ihren Phasen, vom strengen Klassizismus zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und der

Romantik der dreißiger Jahre bis zum sogenannten „akademischen Stil“ und den heutigen „Realisten“ überblicken. Im Bostoner Museum finden sich Beispiele für alle diese Schul- und Stilgattungen, und allen wohnt das gleiche Streben nach dem höchsten Kunstideal inne. Was der Galerie des Luxembourg den ersten Rang unter den modernen Kunstsammlungen sichert, nämlich die in allen ihren Bildern zum Ausdruck gelangende künstlerische Individualität, das kennzeichnet bis zu einem gewissen Grade auch das Museum der bildenden Künste in Boston. Und wenn wir einzelne der großen Künstler vermissen und andre mit weniger glänzenden Stücken als in den europäischen Sammlungen vertreten sind, so bleibt hier doch genug, um auch die anspruchsvollste Kritik zu befriedigen, und — was wichtiger ist — dem Publikum unschätzbare Dienste zu leisten.

Die Bostoner Gemäldegalerie hat noch einen andren Vorzug — sie macht einen heimischen, wohnlichen Eindruck. Man fühlt sich nicht von der Fülle der Kunstschätze erdrückt, und nirgends macht sich kalter Pomp breit. Ja, in diesem Lande weiter Größenverhältnisse, wo alles einen vergrößerten Maßstab annimmt, kommt einem dies Museum auffallend klein vor. Seine Räume sind mehr stattliche Zimmer als Säle, und das ist von größerer Bedeutung, als es auf den ersten Blick scheinen mag, besonders für das Studium gewisser Malerschulen wie der Präraphaeliten und der Niederländer.

In den endlosen Galerien zu Versailles, z. B. wo die geschichtlichen Gemälde Davids und die großen Schlachtenbilder von Détaille so gut zur Geltung kommen, würde sich ein Simone Memmi oder ein Boltraffio verlieren. Sollte man demnach nicht bestrebt sein, für die Meisterwerke der Kunst eine Umgebung zu schaffen, die, soweit irgend möglich, zu ihrem ursprünglichen Milieu paßt? Das ist meiner Meinung nach einer der großen Vorzüge der Ausstellung von Gemälden des 17. und 18. Jahrhunderts in der Wallacegalerie. Die Anordnung ist dort ganz vortrefflich, und der Stil, in dem die Räume gehalten

sind, versetzt einen in die Atmosphäre des Rokoko und seiner mit Puderzopf und Perücke geschmückten Meister.

Es scheint, als habe man im Bostoner Museum der frühitalienischen Schule und den französischen Naturalisten ganz besondere Beachtung geschenkt. Boticelli und Manet können wohl als zwei Antipoden gelten, denen sich die jeweilige Kunstrichtung und der Beifall des Publikums zuwandte. Der Einfluß der „Akademiker", die im vergangenen Jahrhundert die Kunst beherrschten, ist hier kaum zu spüren. Beim Betreten des Museums merkt man sofort deutlich, daß man es mit einer neuzeitlichen Schöpfung zu tun hat. Die ganze Anlage ist modern; man kommt sich vor wie in vertrauter Umgebung. Der Einfluß zweier zeitgenössischer Kunstrichter — Ruskin und Goncourt — zeigt sich, bisweilen vielleicht nur mittelbar, aber doch ebenso deutlich in dieser Sammlung wie im Luxembourg. Ruskin und Goncourt, der Engländer und der Franzose! Jener der größte Symbolist und Stilist seiner Zeit, dieser der Realist und vor allem ein „Veriſt". Unter ihrer Führung hat sich die Umwandlung im Kunstgeschmack vollzogen. Wenn diese Bewegung — man könnte auch sagen: diese Schule — zwar zuerst auf starken Widerstand stieß, so ist sie doch jetzt fast allenthalben anerkannt worden. In Europa machte sie nur langsam Fortschritte, und noch bis auf den heutigen Tag gibt es da Kunstzentren, wo diese Anschauungen kaum durchgedrungen sind. In Amerika dagegen wurden sie rasch volkstümlich, und in den Vereinigten Staaten hatten diese ästhetischen Grundzüge schon viele Anhänger gefunden, als man in Rom und München kaum von ihnen gehört hatte.

Allmählich sind dann Italien und Deutschland, Frankreich und England alle denselben Weg gegangen in dem Streben nach Wahrheit und Schönheit.

Es ist auch interessant, an dem Kunstmaßstab, den die Bostoner Galerie darbietet, die allgemeine künstlerische Entwicklung der Vereinigten Staaten zu bemessen. Erstens ersieht

man daraus, wie sich künstlerische Erkenntnis verbreitet hat, zweitens, was in dieser Richtung in gewissen Kunstkreisen geleistet werden kann.

Eine andre fesselnde Abteilung des Museums ist die japanische Sammlung. Es ist allgemein bekannt, daß, abgesehen von einer kleinen Schar französischer Liebhaber, die Amerikaner als erste die hervorragenden Kunsterzeugnisse des fernen Ostens erkannt und gewürdigt haben. Ohne Zweifel wurde diese genaue Kenntnis durch den Umstand, daß die amerikanischen Schiffe als die ersten in japanische Gewässer gelangten und daß die Regierung zu Washington den ersten Handelsvertrag mit dem Mikado schloß, bedeutend erleichtert. Seit die japanischen Häfen fremden Mächten den Zutritt gestattet haben, sind die wertvollsten Raritäten immer amerikanischen Liebhabern vorbehalten worden. Und so sind diese orientalischen Schätze, die ursprünglich amerikanischen Millionären gehörten, mit der Zeit den Sammlungen überwiesen worden: so z. B. die berühmten Nephrite (Bittersteine), die Herr Bishop dem Metropolitan-Museum in Neu York geschenkt hat. Aus diesem Grunde stößt man bisweilen in den Sammlungen der Vereinigten Staaten auf so köstliche Proben japanischen Porzellans und besonders orientalischer Rüstungen und geschnitzter Nephrite.

Dicht neben dem Museum erhebt sich die Bibliothek. Hätte ich beabsichtigt, die einzelnen Einrichtungen nach ihrer Wichtigkeit zu besprechen, so hätte ich mit der Bibliothek den Anfang gemacht. Es mag schönere, schmuckere und reicher dekorierte Gebäude geben, aber eine ruhigere, harmonischere Wirkung als die, welche die Bostoner Bibliothek erzielt, läßt sich kaum denken. Um einen Begriff von ihrer heiteren und doch weihevollen Schönheit zu geben, will ich nur erwähnen, daß für die innere Ausschmückung, die Giebelfelder und Fresken, Künstler wie Puvis de Chavannes und Sargent herangezogen worden sind. Beide Meister scheinen die Bedeutung ihrer Aufgabe sogleich erfaßt zu haben. Sie sagten sich, daß ihr Auftrag nicht nur dahin lautete,

das schönste Gebäude der Stadt Boston zu schmücken, sondern auch der Nachwelt ein ästhetisches Denkmal einer kunstgeschichtlichen Periode zu überliefern. Das Werk des großen französischen Meisters macht dessen Namen Ehre. Die Komposition ist sehr einfach, die Farbengebung weich. Der Künstler will durch vollendete Zeichnung, durch reinste Linienführung gewinnen und fesseln. Das Bild stellt die dem Genius der Aufklärung huldigenden Musen dar, und für eine Wanddekoration ist das Figürliche fast zu einfach, das Kolorit zu gedämpft, um eine starke Wirkung auszuüben. Aber dennoch wird des Künstlers Absicht in Boston vollauf gewürdigt, und niemals sind die auserlesene Feinheit und der Ernst des Entwurfs, oder die Zartheit der Farbengebung mißverstanden oder für Schwäche gehalten worden.

Sargents Schöpfung ist in jedem Sinne das gerade Gegenteil zur vorigen. Das starke Talent des Künstlers offenbart sich hier in seiner ganzen Kraft. Die Komposition ist symbolisch und verwickelt, die Zeichnung reich, die Farben sind lebhaft. Um die Wirkung zu steigern, hat er sogar Gold verwendet. Offenbar unter dem Einfluß byzantinischer Mosaikbilder stellen seine Wandbilder prächtig reiche Szenen dar, die von Leben und Leidenschaft erfüllt sind. Man wird bei ihrem Anblick an die Meisterwerke zu Ravenna oder in der palatinischen Kapelle zu Palermo erinnert. Seine Leistung gehört sicher zu den interessantesten Schöpfungen der amerikanischen Kunst bis heute.

Im Innern ist das Gebäude in allen seinen Einrichtungen vollkommen und vor allem durchaus zweckentsprechend. Die ruhigen Lesesäle laden zum Studium ein, und gern würde man seine Zeit hier zubringen. Immer, wenn ich die Bibliothek besucht habe, war sie voll von Benutzern aller Stände und jeden Alters. Achtjährige Kinder habe ich verständig neben Gelehrten und schlichten Handwerkern sitzen und lesen sehen. Manche bedienen sich der Bibliothek wohl auch, um sich mit ihren Freunden zu treffen, wie an der Börse; sie ist eben für alle geöffnet.

In Anbetracht der stark intellektuellen Neigungen der Ein-

wohnerschaft ist es ganz natürlich, daß unter den zahlreichen städtischen Anstalten die dem öffentlichen Unterricht und der Erziehung gewidmeten im Vordergrund stehen. Es gibt deren wirklich viele, jeder Art und Größe. Manche sind Fachschulen für besondere Studien, denn das Spezialisieren auf allen Gebieten ist Amerikas Steckenpferd. Bostons Hauptstolz ist das Polytechnikum (Institute of Technology) mit über tausend Schülern, die bedeutendste derartige Anstalt in den Vereinigten Staaten.

Eine Schilderung der Stadt Boston wäre unvollständig ohne eine Beschreibung seines berühmtesten Instituts, der Harvard-Universität. Aber, wenn ich aufrichtig sein soll, so zögere ich beim Niederschreiben meiner Eindrücke, mich auf einen so ausgiebigen Stoff einzulassen, da ich ihm im engen Rahmen einer Skizze nicht gerecht werden könnte. Die Harvard-Universität ist das älteste außereuropäische Bildungsinstitut. Sie ist mehr als eine Riesenanstalt mit palastartigen Hallen und Tausenden von Studierenden; sie verkörpert zugleich die Kultur in den Vereinigten Staaten. In ihr treten die Kulturbestrebungen des Landes in Erscheinung. Seit ihrer Gründung im Jahre 1636 hat die Harvard-Universität die Mehrzahl aller denkenden und geistig schaffenden Männer des Landes hervorgebracht und zu allen Zeiten eine führende Stellung im geistigen Leben der Nation innegehabt. Namen wie John Adams, Channing, Everett, Prescott, Emerson, Motley, Agassiz, Longfellow und viele andre sind mit diesem Institut eng verknüpft.

Die in seinen Mauern verlebten Jahre bilden für viele seiner Studierenden die glücklichsten Erinnerungen und drücken ihrem ganzen Leben den Stempel auf. Jeder „Harvard-Mann" weiß den Vorzug zu schätzen, dort gewesen zu sein und erinnert sich noch im späten Alter mit Stolz seiner College-Zeit. Wie Oxford und Cambridge flößt der bloße Name Harvard Respekt ein.

Die Universität liegt in kurzer Entfernung vom Flusse in

einem schattigen Park. Rings auf Wiesengründen und unter Bäumen sind die schönen Collegewohnungen und prächtigen Hörsäle verstreut, aus denen die Anstalt besteht. Die jüngst entstandenen Gebäude sind wahre Paläste, vielleicht ein wenig zu verschwenderisch ausgestattet für ihre Bestimmung, allzu weit abweichend von dem ernsten, schulmäßigen Charakter, der die englischen Universitäten so anziehend macht. Es ist nur zu wahr, daß der Reichtum nicht unbedingt vorteilhaft ist.

Bis auf den heutigen Tag hat Harvard eine hervorragende Stellung in der Kulturgeschichte des Landes innegehabt. In Kunst, Literatur und allgemeiner Bildung steht es in den Vereinigten Staaten obenan. Boston verdankt seine hohe Bedeutung unter den Städten der Union hauptsächlich seiner Universität, seinen Schulen und wissenschaftlichen Instituten.

Die Umgegend von Boston ist auf beiden Flußufern anmutig und reich an geschichtlichen Erinnerungen. Auf dem Gemeindeanger steht noch die Washingtonulme, unter deren Zweigen der erste Präsident der Vereinigten Staaten, damals Generalissimus, am 3. Juli 1775 den Oberbefehl über die Truppen übernahm. An der Spitze seines Heeres von Cambridge heranrückend, zwang er die britischen Streitkräfte, Boston zu räumen. Auch mit der Stadt selbst sind viele geschichtliche Ereignisse verknüpft, denn im 18. Jahrhundert war sie schon recht bedeutend und zählte etwa 25 000 Einwohner.

Jetzt ist Boston vorwiegend die Stadt der Musen. Die Nachkommen der „Pilgrim Fathers" haben viel von den literarischen Neigungen ihrer Vorfahren bewahrt. Sie sind eifrige Leser und, mehr als das, sie lieben ihre Bücher wie Freunde. Sie bedienen sich ihrer nicht nur als Zeitvertreib auf langweiligen Eisenbahnfahrten, sondern die Bücher sind ihre ständigen Begleiter, und wenn über Schriftsteller gestritten wird, handelt es sich nicht nur um solche, die ein amüsantes Buch, sondern auch um solche, die ein gutes Buch geschrieben haben.

Die Bostoner sind immer leicht zu erkennen. Sie tragen

ein unverkennbares, nur ihnen eigentümliches Gepräge, das sie auf Reisen sofort als Bürger von Neu-England kennzeichnet. Da sie von Natur zurückhaltend sind, ist es vielleicht nicht immer leicht, sie genau kennen zu lernen, aber man kann nicht mit ihnen in Berührung kommen, ohne ihre angeborene Feinsinnigkeit zu spüren. Die Männer sind natürlich größtenteils von Geschäften in Anspruch genommen, aber die Frauen widmen sich um so bereitwilliger den Werken der Nächstenliebe. Die Last der Wohltätigkeitsbestrebungen ruht in großem Umfange auf den Schultern des schwachen Geschlechts, und das weibliche Element leistet in allen diesen kulturellen und gemeinnützigen Bewegungen, die im Leben der Großstädte einen immer breiteren Raum einnehmen müßten, ganz Hervorragendes. Dazu rechne ich auch die Kunst, die im Museum wie auf der Bühne einen höchst segensreichen und veredelnden Einfluß ausüben kann, wenn sich das Publikum seiner Verantwortlichkeit bewußt ist, nur das Gute behalten, das Schlechte aber verwerfen zu müssen.

Die neu-englische Mutter scheint mir außerordentlich befähigt, der werdenden Generation diese Anschauungen einzuprägen. Als Weib und Mutter ist sie sich vollauf der an sie gestellten Anforderungen bewußt. Sie besitzt jene größte aller häuslichen Tugenden: die Gabe, den Ihrigen ein wirkliches Heim zu schaffen. In andren Teilen der Union habe ich viel kostbarere Behausungen besucht, nirgends jedoch habe ich so viel echtes, mit Behaglichkeit und höchster Kultur gepaartes Familienleben gefunden, wie in Boston.

Die Herrin des Hauses denkt *an* alles und *für* jeden. Nichts entgeht ihrem Blicke, und da sie von Natur begabt und sorgfältig unterrichtet ist, reicht ihr Einfluß weit über den eigentlichen häuslichen Kreis hinaus. Ein andrer großer Vorzug, den das Weib in Neu-England vor ihren Schwestern in andren Staaten voraus hat, ist die Fähigkeit, mit Anmut und Würde alt werden zu können. Das ist sicher eine nicht geringe Kunst, und wenn man die Vorrechte des Alters wohl zu be-

nutzen weiß, so sind sie recht bedeutend. Es ist immer erbaulich, mit einer dieser vornehmen Matronen in Berührung zu kommen. Sie, die vom Kampfplatz des Lebens abgetreten sind, und die das Leben gereift hat, sind durch reiche Erfahrungen nachsichtig geworden; sie verlangen nichts mehr für sich, finden aber ihre höchste Befriedigung darin, andre zu unterstützen und zu erfreuen. Schlicht in ihren Gewohnheiten, noch einfacher in ihrer Kleidung und Haartracht, verschmähen sie die Anwendung künstlicher Mittel, um die Spuren, die die Zeit ihrem Antlitz aufgedrückt hat, zu verbergen. Wie würdevoll sind sie! — wie ungemein viel sympathischer als die traurige Maske der ewig jungen Frau! Leider wird dieser vornehme Typus selbst in Boston beständig seltener, und es steht zu befürchten, daß es in kurzem keine alten Damen mehr in der Welt geben wird.

Es ist nicht verwunderlich, daß Neu-England das Lieblingsthema vieler nationaler Schriftsteller gewesen ist und daß seine grünen Auen, seine friedliche Szenerie mancher hübschen Geschichte als Rahmen gedient haben. Ebenso natürlich ist es, daß der Fremde, der Amerika besucht, in Boston den Hort der Bildung und der feinen Sitten sieht. Aber man darf nicht vergessen, daß dies zwar alles zutrifft, aber zum Teil doch äußeren Umständen zuzuschreiben ist. Dies Gebiet besitzt eben eine ältere Kultur, seine Bewohner stammen von höher gebildeten Vorfahren ab und genießen gerade durch diese Herkunft besondere Vorteile. Daher ist es gewagt und wenig billig, Vergleiche zwischen Ost und West zu ziehen. Das Land, der Volkscharakter, alle Lebensverhältnisse sind hier und dort verschieden. Nicht nur eine räumliche Entfernung von hunderten von Meilen, sondern Jahrhunderte der Kultur trennen sie.

Wie in Chicago die Macht des Handels, in Neu York den Reichtum, so bewundert man in Boston die dort erreichte hohe Kulturstufe.

Bei meinem zweiten Besuch in Boston sah ich diese anmutige Stadt in ihrem winterlichen Gewande. Der berühmte Marktplatz mit seinen stattlichen und ehrwürdigen Bäumen, die jetzt mit glitzerndem Reif überzogen waren, und die in eine starke, schimmernd weiße Schneedecke gehüllten Wege boten einen entzückenden Anblick. Die Straßen und Alleen waren von Scharen von Menschen belebt, deren frostgerötete Gesichter nur wenig aus den Pelzkleidern hervorlugten. Schlitten jeder Art und Farbe, große und kleine, schossen hierhin und dorthin, von mutigen Pferden gezogen, deren Schellengeläut lustig in die klare Winterluft klang.

Ich sah ein paar prächtige neue Gebäude, besonders die Musikhochschule, das berühmte Gardnermuseum und vor allem die neue Medizinische Schule, einen weißen Marmorbau, eins der schönsten Werke amerikanischer Baukunst.

Bei dieser Gelegenheit verweilte ich ziemlich lange in dem amerikanischen Athen; und während ich bei meinem ersten Besuche nur die Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen hatte, konnte ich mich jetzt mit dem Leben dort vertraut machen. Waren schon meine ersten Eindrücke, die ich als einfacher Tourist gewonnen hatte, angenehm gewesen, so haben mich die während meines verlängerten Aufenthalts in meiner Eigenschaft als zeitweiliger Bürger der Stadt gemachten Erfahrungen geradezu begeistert.

Meine verschiedenen Beschäftigungen brachten mich beständig mit mancherlei gesellschaftlichen Schichten in Berührung. Manche glückliche Stunde habe ich in einer Reihe von erzieherischen, religiösen und wohltätigen Instituten verlebt, und immer wieder arbeitete ich in der Bibliothek und im Museum. Dabei habe ich Leute von wirklich hervorragender Bildung kennen gelernt und habe als Gast in wahrhaft geschmackvollen und feinen Häuslichkeiten geweilt.

Vor meinem Abschiede wurde ich aufgefordert, über meine persönlichen Eindrücke im fernen Osten zu reden, und da ich die

künſtleriſchen Neigungen der Back-Bay-Bewohner kannte, ſo wählte ich als Thema: „Aſiatiſche Ethik und Äſthetik“. Wenn auch der Gegenſtand für eine zwangloſe Plauderei etwas abſtrakt war, ſo konnte ich mir doch keine aufmerkſameren und mehr auf die Gedanken des Redners eingehenden Zuhörer wünſchen.

Selten hat man im Leben die Freude, ſeine Erwartungen an einem Orte, von dem man ſich viel verſprochen hat, erfüllt zu ſehen. In Boſton jedoch habe ich dieſe angenehme Erfahrung machen können.

Bücher und Schriftsteller.

Der allgemein von der Kritik der nationalen Kunst und Literatur der Vereinigten Staaten gemachte Vorwurf, sie entbehrten der Individualität, ist durchaus ungerecht und unzutreffend.

Bevor ich mich mit dem Gegenstande selbst beschäftige, möchte ich daran erinnern, daß die Vergangenheit des amerikanischen Volkes als einer unabhängigen Nation erst ein Jahrhundert alt ist. Noch steht es mitten im tätigen Ringen und Schaffen, noch hat es den Zeitpunkt nicht erreicht, der ihm die Muße zu höherem Gedankenleben und rein geistiger Betätigung bietet. Es steht noch sozusagen in seinem heroischen Zeitalter, und kommenden Generationen bleibt die Aufgabe vorbehalten, das Epos seiner nationalen Entwicklung zu schreiben.

Mangel an Originalität und an Individualität sind also die der amerikanischen Literatur gewöhnlich vorgeworfenen Fehler. Man beschuldigt sie, sich aus fremden Ländern Inspiration und Anregungen zu holen und mehr für die Überlieferungen und die Vergangenheit Europas als für die Geschichte des eigenen Landes übrig zu haben. Dem ist tatsächlich so, doch kann man darin kaum eine Schwäche erblicken, wenn man bedenkt, daß diese Literatur ja doch ein Abkömmling der europäischen und im besonderen der englischen ist und eigentlich mehr eine Gegenwart als eine Vergangenheit besitzt. Es ist nur natürlich, daß die Erinnerung an das Land, in dem ihre Wiege gestanden, sich beständig in ihren Blättern widerspiegelt und daß ihre Dichtkunst

sich sehnsüchtig den Gestaden zuwendet, an denen sie einst das Licht erblickt und von wo sie zu eigenem Schaffen ausgegangen. Hat nicht überdies jede junge Nation ihr Interesse für das geistige Leben ihres Stammvolkes gezeigt und baut sie nicht ihre neue Kultur auf der alten auf? Ist nicht Rom jahrhundertelang der gelehrige Schüler Athens geblieben, hat es nicht Europa wer weiß wie lange für wichtiger gehalten, die Klassiker zu studieren, als sich um seine eigenen Verhältnisse zu kümmern?

Was ferner das Fehlen des Gefühls für das Ästhetische und die Roheit der Form anlangt, Dinge, die man der amerikanischen Literatur oft zum Vorwurf gemacht hat, so sind das zwar Mängel, aber oft sind sie beabsichtigt. Die puritanische Denkweise der Ansiedler wollte keinerlei Gefühlsausdruck, das moderne Empfinden dagegen verlangt ihn. Der Inhalt ist alles: was gesagt wird, ist das Wesentliche; wie es gesagt wird, steht oft ganz an zweiter Stelle. Eine derartige Schreibweise ist oft ohne Feinheiten, immer aber kraftvoll, klar und verständlich; sie liebt starke Phrasen und packende Gegensätze und überrascht durch unerwartete Wendungen. Im Bereich der Belletristik wirkt dieser primitive Stil beinah verletzend, in technischen und wissenschaftlichen Werken aber bietet er großen Nutzen, da er die Aufmerksamkeit fesselt und eine fast mechanische Wirkung auf das Gedächtnis ausübt.

Der Sinn für symmetrische Form entwickelt sich wie im äußeren Leben, so auch in der Literatur mit der Zeit bei allen Völkern und zwar gewöhnlich, wenn die ursprüngliche Produktivität bis zu einem gewissen Grade nachgelassen hat. Noch bahnt sich Amerika, die Axt in der Hand, kämpfend und strebend einen Weg vorwärts. Greift es nun zur Feder und gibt die Gedanken und Empfindungen seiner Söhne in ihrer Sprache, nach ihrer Art, wieder — mögen diese Äußerungen auch noch so wenig formvollendet sein — so ist es nur recht und billig und zugleich von höchstem Interesse, wenn wir diesen Kundgebungen Gehör schenken.

Wissensdurst und Selbstbewußtsein gehen Hand in Hand und sind für das amerikanische Volk charakteristisch. Alle wollen lernen und Kenntnisse erwerben, und wer nicht in der Jugend Gelegenheit dazu gehabt hat, sucht die Lücken in späteren Jahren auszufüllen. Die Jahr für Jahr veröffentlichten Bücher zählen nach Tausenden; unzählig sind die wissenschaftlichen und belletristischen Werke, und selbst ein Dorf mit ein paar Hütten und Holzhäusern besitzt wenigstens e i n e eigene Zeitung.

Die Macht und Organisation der amerikanischen Presse ist erstaunlich, ihre Freiheit unbeschränkt, ihr Einfluß oft höchst bedeutsam. Diese Macht kommt einem voll zum Bewußtsein, wenn man die den Zeitungen gehörigen Paläste sieht, z. B. den großen Renaissancebau des „New York Herald" im Herzen von New York, das mit einer vergoldeten Kuppel überwölbte Geschäftshaus der „Welt" (World), oder das mächtige turmgekrönte Gebäude der „Times". Die Redakteure, Berichterstatter und Schreiber bei solch einem Zeitungsstab zählen nach Hunderten, Telegraphen und Fernsprechleitungen umstricken sie wie ein Spinngewebe und bringen aus allen Weltteilen einen ununterbrochenen Strom von Neuigkeiten herbei. Die imposanten Hallen, ungeheuren Werkstätten und wunderbaren Maschinen, die in ein paar Stunden hunderttausend Abzüge einer farbig reich illustrierten Zeitung liefern können, sprechen deutlich genug für die gewaltige Verbreitung dieser Zeitungen.

Ich will hier nicht von den einzelnen Richtungen, dem literarischen Wert oder der Moral der amerikanischen Presse reden. Diese Dinge sind oft genug erörtert worden, und der bedauerliche Einfluß der „Yellow Preß" ist allzu wohl bekannt, als daß ich noch irgend etwas Neues darüber sagen könnte. Dieser Übelstand ist einer der wunden Punkte im öffentlichen und sozialen Leben von Amerika, denn er bewirkt, daß fast alle wohlhabenden und unabhängigen Klassen sich von der Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten fern halten, und schaltet so einen sehr beträchtlichen Teil nationaler Intelligenz und Tatkraft

völlig aus. Im Gegensatz zu diesen Blättern verdienen die wirklich ernsthaften und anständigen amerikanischen Zeitungen um so höheres Lob und müssen nicht nur als Verbreiterinnen glaubwürdiger Nachrichten, sondern auch als starke Träger der Kultur und Verfeinerung geschätzt und geachtet werden. Die zahllosen Wochen- und Monatsschriften und die viel gelesenen, beliebten Journale und Revuen werfen, wenn auch nicht gerade das beste, so doch ein recht klares und scharfes Licht auf das Leben und den literarischen Geschmack des modernen Amerika. Die sogenannte „short story", die Skizze, Novelette herrscht unumschränkt. Die meisten Leser verlangen kurze, möglichst eigenartige und packende Erzählungen. Ob komisch, ob tragisch, das Wichtigste ist, daß sie konzentriert sind, in schnellem Tempo fortgehen und in Aufbau und Schluß möglichst Unvorhergesehenes bringen.

Vor allem muß den Leser ein Schaudern packen — je aufregender die Schilderung, je überraschender die Lösung, — um so größerer Beliebtheit wird sich das Werk erfreuen. So bemerkt man eine überwiegende Nachfrage nach Detektiv- und Kriminalgeschichten, die die Phantasie in Bann schlagen und den freien Minuten, die man im Zuge oder auf der Straßenbahn zubringen muß, etwas Interesse verleihen — und die meisten Menschen verlangen nichts weiter von einem Buche. Einfache Erzählungen und Romane sind kaum weniger begehrt, ihre Handlung ist ganz natürlich aufgebaut, und alles endet glücklich.

Die ungeheure Verbreitung der Monatshefte, Revüen und vor allem der sogenannten „Magazines" beruht in hohem Grade auf der Beliebtheit der darin enthaltenen Geschichten. Die Herausgeber zahlen außer den sehr hohen Abdruckshonoraren oft auch noch Prämien für die besten Beiträge. Auf diese Weise ist es den führenden Zeitschriften gelungen, für ihre Leser verschiedene begabte Schriftsteller zu entdecken. Die berühmtesten und bestbekannten der letzten Jahre wie Mark Twain, Bret Hart, Winston Churchill, Marion Crawford, Gertrude Atherton, Mrs. Hodgson Burnett, Edith Wharton und andre kaum weniger anerkannte

verdanken ihre Volkstümlichkeit ihren wöchentlichen oder monatlichen Beiträgen zu Zeitschriften. Diese führenden amerikanischen „Magazines" scheuen in der Tat weder Mühe noch Kosten, um das beste Material zu erwerben, und in keinem andren Lande können Schriftsteller für ihre Leistungen bessere Preise erzielen.

Eine verhältnismäßig neue Erscheinung an den Magazinen sind ihre vortrefflichen Illustrationen, besonders die hoch künstlerisch ausgeführten farbigen. Die Zeichnung ist meistens vollendet schön, und die Vorgänge sind höchst geschickt dargestellt. Die Einzelfiguren stellen sich als das Werk scharfer Beobachtung dar und bilden oft wahre Typen. So wird wie mit dem Stabe des Magiers eine ganze Welt von Anschaulichkeit vor das Auge des Lesers gezaubert, und die Gibsontypen sind ebenso gewiß nationale Typen geworden wie Mark Twains Yankeehelden und der unverbesserliche, immer müde Bummler.

Aufmachung und Papier sind vom allerbesten, was die moderne Technik bietet. Was auf dem Gebiete der Zeitschriftenausstattung geleistet wird, sieht man am besten an den bekanntesten dieser Art: „The Century", „Harpers", „Bunsays" und „Mc Clures" mit ihren bunten Bildern. Ihre ungewöhnlich hohe Auflage hat dem Buchhandel ernstlich Abbruch getan und spricht für ihre Vorzüglichkeit und Beliebtheit. Sie alle zählen die besten Schriftsteller dauernd zu ihren Mitarbeitern, und einige der Meisterwerke amerikanischer Literatur, wie Hawthornes Erzählungen und Poes Gedichte sind in ihren Spalten erschienen. Daraus und aus dem Abdruck bedeutender ausländischer Werke erklärt sich die gewaltige Verbreitung dieser Zeitschriften.

Ohne Frage ist es jedoch ein strittiger Punkt, ob die allgemeine Anpassung der Literatur an die wachsenden Bedürfnisse der Journalistik der höheren Entwicklung der Kunst dienlich gewesen ist. Besonders ergibt sich doch daraus die Förderung des Schnellschreibens und noch mehr des Schnelllesens, so daß weder Verfasser noch Leser geneigt sind, sich mit Form und Stil zu befassen — sie haben einfach keine Zeit für solche Dinge. Die

Lebensbedingungen sind derart, daß sie tieferen kritischen Sinn gar nicht aufkommen lassen, und das Publikum ist gleichgültig. Neuheit und Originalität sind die einzigen Vorbedingungen für den Erfolg, und die zurzeit herrschende Richtung der amerikanischen Literatur läßt sich in die Auswahl ungewöhnlicher Vorwürfe, den Gebrauch packender Wendungen und die Wiedergabe wirksamer Vorgänge zusammenfassen. Bei einem Blick auf die Werke zeitgenössischer realistischer Schriftsteller und einer Prüfung ihrer Bestrebungen können wir besser würdigen, welche wunderbaren Bahnen die amerikanische Literatur während ihres verhältnismäßig kurzen Bestehens durchmessen hat.

Liest man die literarischen Erzeugnisse aus Amerikas Ansiedelungszeit, so staunt man darüber, wie es seine jetzige Stellung so rasch habe erreichen können. Es überrascht in der Tat, daß die Verfasser des berühmten „Bay-Psalmen-Buches", das, 1640 gedruckt, das erste in Amerika erschienene englische Buch war, die Vorfahren der lebenden Schriftstellergeneration sein sollen. Aber man darf nicht vergessen, daß diese Siedelungsperiode nicht so sehr amerikanisch als englisch war. Die Pilgrim Fathers, welche 1620 in Plymouth (Massachusetts) landeten, waren durchaus Engländer, mit all den charakteristischen Merkmalen ihrer Rasse und ihrer Zeit. Von Anfang an waren sie eng und beschränkt in ihren Anschauungen und ihrer Lebensführung, voll Ingrimm gegen ihr Vaterland, das sie hatten verlassen müssen, und ihre Schriftwerke haben den Ton der Trauer, Verstimmtheit, des Leidens und oft auch des Pathetischen nicht verloren. Ihr Unglück trieb sie zur Rauheit, Unduldsamkeit und oft auf die Bahn der Grausamkeit. Die religiösen Überspanntheiten der Puritaner bildeten unüberwindliche Schranken, die sie an der Schöpfung bleibend wertvoller Werke verhinderten. Die hervorragendsten unter ihnen, wie Booker, Cotton, Williams, Shepherd Ward und Mather werden nicht so sehr um ihres schriftstellerischen Könnens als um ihrer starken Persönlichkeiten willen noch heute genannt.

William Bradford und Edward Winslow, die beide in der

ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Posten eines Gouverneurs von Neu-England bekleideten, können mit Recht den Anspruch erheben, Amerikas früheste Schriftsteller zu sein. Beide kannten die Kolonien gründlich, und des erstgenannten „Relation" ist eine lebhafte graphische Darstellung des Neu-Englands seiner Tage. Sie enthält die berühmte Geschichte von der Gründung von Plymouth, das später eine der historischen Stätten der neuen Welt werden sollte.

Nicht nur Bradford und Winslow, sondern fast alle Schriftsteller jener Periode beschränken sich auf Schilderungen. Alle hatten das gleiche Ziel im Auge, nämlich die Welt mit ihrem Adoptivvaterlande bekannt zu machen und dadurch so viele Ansiedler wie möglich anzuziehen. Zu dieser frühen Kolonialgruppe ziemlich trockener Autoren gehören Johnson, Gookin und besonders Winthrop, der Verfasser der „Geschichte von Neu-England", eines seinerzeit vielgelesenen Buches. Die Dichtung jener Tage weist zwei Namen auf: Richard Rich und Anne Bradstreet. Der erstere kam aus England zum Besuche nach Amerika und schrieb nach etwa einjährigem Aufenthalt in Virginia (1609—1610) seine „Neuigkeiten aus Virginia", ungeglättete, aber oft aufregende Balladen, die in der schlichten Sprache eines abenteuernden Soldaten die Gefahren des Pionierlebens schildern.

Anne Bradstreets Leben und Begabung war ganz andrer Art. Gut erzogen und wohlhabend, Gattin eines hohen Staatsbeamten, sucht sie ihre Stoffe anmutig darzustellen. Ihre „zu Ehren der Königin Elisabeth" geschriebenen Verse verraten mehr Belesenheit als Talent und zeigen deutlich, wie sehr sie unter dem Einfluß ihrer puritanischen Umgebung stand. Dennoch steht sie auf Grund ihrer 1672 erschienenen „Stanzas" unter den Dichtern der Kolonialperiode an erster Stelle. Diese Gedichte sichern ihr einen Platz in der Geschichte der amerikanischen Literatur, wenngleich ihr Hauptwerk, ein langatmiges Elaborat mit dem Titel „Die vier Elemente, Temperamente, Lebensalter und Jahreszeiten" längst der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Es läßt sich schwer entscheiden, in welchem Maße Schriftsteller, die in England geboren und auf kurze Zeit als Beamte oder Besucher in die Neue Welt gekommen sind, als amerikanische Autoren anzusprechen sind und inwiefern die Literarhistoriker berechtigt sind, die geistige Betätigung dieser Kolonialperiode für Amerika in Anspruch zu nehmen.

„Aber es ist immer leichter von Unabhängigkeit zu reden als sie wirklich zu erlangen", sagt Trent in seiner „Geschichte der Amerikanischen Literatur". — „Wir können unbeschadet die Engländer des 17. Jahrhunderts missen, die als Abenteurer nach Amerika kamen, früher oder später aber für immer in ihre Heimat zurückkehrten. Nicht so leicht dagegen können wir jene unkörperlichen Einwandrer entbehren, jene Einflüsse wie die Sitten, Gebräuche, Überlieferungen und Glaubensbekenntnisse, die mit den ersten Ansiedlern herüberkamen und Amerika zu dem gemacht haben, was es noch heute ist, zu einer Ausdehnung, einer Erweiterung von Europa. Mögen auch einzelne Europäer ihre Herkunft verleugnen, einzelne Amerikaner ihre Sippe vergessen, es bleibt doch eine Tatsache, daß die Neue Welt seit Kolumbus' Landung sich von der Alten Welt nicht frei gemacht hat noch überhaupt frei machen kann."

Wendet man sich dem 18. Jahrhundert zu, so begegnet einem als erster der Name eines Schriftstellers, dessen Genius sich alle beugen und der weltberühmt geworden ist — Benjamin Franklin. Seiner Persönlichkeit und Begabung nach ist er der echte, unverkennbare Amerikaner. Sein Geist war ebenso originell, wie seine Tätigkeit national. Vom Anbeginn bis zum Ende gründeten sich bei ihm Intellekt und Anschauungen auf amerikanische Begriffe und Ideale.

In der Hauptstadt von Neu-England als Sohn einfacher Bürgersleute geboren, begann er als Gehilfe eines älteren Bruders, der eine Zeitung druckte und verlegte, und begann nicht nur von seiner frühesten Jugend an zu schriftstellern, sondern sogar seinen Lebensunterhalt damit zu verdienen. Während seines

spätereu Lebens, das er meist auf Reisen zubrachte, setzte er seine schriftstellerische Laufbahn ununterbrochen fort. Als junger Bursche in Boston, als stürmischer Jüngling in Philadelphia, als geachteter Vertreter des Landes und schließlich als der berühmte Weise und Gelehrte schrieb er unaufhörlich. Noch bemerkenswerter ist, daß er nicht nur schrieb wie er dachte und fühlte, sondern daß es ihm mit schlichter Geradheit gelingt, seinen Lesern begreiflich zu machen, wie er zu seiner Denkungsart gekommen.

In „des armen Richard Almanach" lehrt er seine Mitbürger, wie man wohlhabend und mächtig werden kann. Seine Einbildungskraft trägt ihn in genialem Fluge zu den Wolken empor, aber wenn er zu dunkle Spekulationsgebiete erreicht, fällt er wieder ins Praktische zurück und schreitet wieder nach echter Yankeeart den ausgetretenen Pfad alltäglicher Weisheit. In jeder Hinsicht, auch in modernem Sinne des Worts war er Amerikaner, und Trent hat durchaus recht, wenn er von ihm sagt:

„Wahrscheinlich lebt kein andrer Amerikaner des 18. Jahrhunderts noch so frisch in der Erinnerung seiner späteren Landsleute wie Benjamin Franklin, und zwar scheint das auf zwei Gründen zu beruhen, deren einer ist, daß er als eine Verkörperung praktischen Wissens, drolligen Mutterwitzes, treuer Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe ein typisches und unerreichbares Produkt dessen ist, was seine Landsleute so gern echtes Amerikanertum nennen."

Sicher ist, daß keiner von Franklins Zeitgenossen ein dem seinigen gleiches literarisches Können besaß. Seine Bücher, wie der schon erwähnte „Poor Richards Almanack" oder „Father Abraham" gehören zu den Meisterwerken der amerikanischen Literatur, und seine berühmte „Selbstbiographie" wird noch heute als eine Gipfelleistung betrachtet. Franklin war ein großer Mann, weil, wie man oft gesagt hat, sein Genius sich in seinen Handlungen klar widerspiegelte; er war ein großer Schriftsteller, weil seine Bücher seine große, machtvolle Persönlichkeit getreu wiedergaben. Seine Verdienste und seine schriftstellerische Be-

liebtheit überragten die der andern Autoren seiner Zeit bei weitem. Selbst die meist beachteten Werke wie Jeffersons „Declarations“, von denen einst so viel gesprochen wurde und die „Notizen über Virginia“ oder Paines „Amerikanische Kritik“ und „Gesunder Menschenverstand“ sind schon lange in Vergessenheit geraten.

Andre Schriftsteller, wie Dickinson, Witherspoon, Otis, Mayhew und viele andre dieser sogenannten Revolutionszeit waren nur Männer des Augenblicks, die jene Zeit der Unruhe, des Wechsels und der Aufregung zum Schreiben anregte, die aber einen nur vorübergehenden Ruf unter ihren Mitbürgern und Gesinnungsgenossen errangen. Unter den Dichtern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts steht der Name Philipp Freneaus zweifellos noch am meisten in gutem Andenken. Dank seinem langen, abenteuerreichen Leben hatten seine Schriften einen vielseitigen Charakter, seine Beliebtheit aber verdankte er seinen in der Gefangenschaft geschriebenen Gedichten, im besonderen dem „Britischen Gefangenen-Schiff“ und seinen Satiren. Die dieser unruhevollen Periode angehörenden Bücher haben kein allgemeines Interesse, ihre Zeit ist vorbei, sie gehören ausschließlich jenen Tagen an, in denen und für die sie geschrieben worden sind. Zu dieser Gruppe kann man Barlows „Vision von Kolumbia“, Woolmans „Journal“, Adams „Discourses on Davilla“, Careys „Vindicae Hibernicae“ und Tylers „Kontrast“ rechnen, das auf des Verfassers Landsleute eine so packende Wirkung ausübte.

Außerhalb Amerikas sind von den Werken jenes Zeitabschnitts wohl die von Jean de Crevecoeur, dem Verfasser der „Briefe eines amerikanischen Farmers“ am meisten gelesen worden. Dieser Band an einen Freund gerichteter Briefe gibt eine idyllische Schilderung des Tageslaufs eines amerikanischen Gutsbesitzers, und die landschaftlichen Skizzen wie die Vorgänge aus dem häuslichen Leben sind mit warmer Empfindung und meisterhafter Treffsicherheit gezeichnet. Das Buch ist in die meisten europäischen Sprachen übertragen worden und hat einen für die

amerikanische Literatur bemerkenswerten Erfolg errungen. Jean de Crevecoeur kann jedoch kaum als Amerikaner bezeichnet werden. Franzose von Geburt, war er in England erzogen worden und kam erst im Mannesalter nach Amerika. Diesen Umstand darf man nicht übersehen, selbst wenn man die „Briefe eines amerikanischen Farmers" zur Literatur der Neuen Welt zählt, es sei denn, man wollte auch einem Werk wie „Atala" und seinem berühmten Verfasser Chateaubriand amerikanischen Ursprung zuschreiben.

Erst im 19. Jahrhundert zeigte die amerikanische Literatur immer deutlicher einen unabhängigen Charakter. Washington Irving ist der erste echte Literat; und der Schriftsteller, der vor allen andern Weltruf und Volkstümlichkeit erworben hat, ist Fenimore Cooper, der treue Freund der Knaben in der ganzen Welt. Diese beiden Autoren wurden in Amerika geboren, jener im Jahre 1783, dieser 1789, und können daher als echte Yankees gelten.

Washington Irving trat in den Vordergrund durch seine satirische „Geschichte von New York", die mit ihrem Reichtum an Glanz und Farbe den Jubelsturm wohl verdiente, den ihr Erscheinen hervorrief. „Die Knickerbockerlegende", die die nichtigen Eitelkeiten und aristokratischen Ansprüche der ehrsamen Burghers verspottet, die New York gegründet haben, ist ein Meisterwerk, dessen Lektüre immer aufs höchste fesseln wird. Sein „Skizzenbuch," mit der wohlbekannten Erzählung von „Rip Van Winkle" zeigt Irving als Essayisten, Kritiker und Reisenden. Die wertvollsten aber von seinen Reiseberichten sind die in Spanien entstandenen, „Das Spanische Skizzenbuch" und „Die Alhambra". Sie werden von allen Besuchern der wunderbaren alten Maurenstädte des Landes wieder und wieder gelesen werden. Mag auch Washington Irvings Prosa heute altmodisch erscheinen, kann man ihn vielleicht wegen seines Mangels an Erfindungsgabe auch nicht als ein allererstes Talent ansprechen, so werden seine Schriften doch dank ihrer poetischen Empfindung und vortreff-

lichen Beobachtungsgabe, besonders als Reisebeschreibungen und Kulturstudien, lange leben.

Man kann, ohne auf Widerspruch zu stoßen, getrost behaupten, daß James Fenimore Coopers Werke die weiteste Verbreitung von allen gefunden haben. Wer hätte nicht die „Lederstrumpf-Erzählungen" gelesen oder von dem „Letzten der Mohikaner" gehört? Seine Geschichten, die so getreu und zugleich mit soviel Phantasie die Prärie und das Leben der Rothäute schildern, sind umso wertvoller geworden, seitdem die Urwälder und die indianische Kriegführung so rasch von der Weltbühne verschwinden. „Der Lotse", „Red Rover", „Die beiden Admirale", „Wing und Wing" andrerseits zeigen uns den Verfasser in einem ganz andern Lichte. In diesen Schilderungen des Seelebens finden sich viele Stellen, in denen die erhabene Größe des Weltmeers mit unvergleichlich dramatischer Wucht wiedergegeben ist. Seine zahlreichen weltberühmten Bücher zeigen ihn als einen der begabtesten Schriftsteller nicht nur Amerikas, sondern der ganzen Welt. Sein Einfluß auf die Literatur seines Landes war höchst bedeutend: seine an aufregenden und spannenden Zwischenfällen reichen Erzählungen trugen in hohem Maße dazu bei, die Roman- und Novellendichtung zu der Höhe zu erheben, die sie jetzt erreicht hat.

Die Sturm- und Drangperiode der amerikanischen Literatur fällt in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, und zwar war Neu-England der Kampfplatz. Wer von denen, die sich für die geistige Entwicklung der Vereinigten Staaten interessieren, hat nicht von der „Brook Farm" gehört? wer nicht mit gespannter Aufmerksamkeit von dieser außerordentlichen Utopie gelesen? Dieser Versuch, ein neues Arkadien zu gründen, in dem die Brüderschaft ein ideales Leben auf kommunistischer Basis führen sollte, endete jedoch in einer materiellen und intellektuellen Katastrophe: Der ideale Kommunismus führte zu wirklicher Anarchie. Unter literarhistorischem Gesichtspunkt aber bleibt es von Interesse, daß sich inmitten des geschäftlichen, materiellen Treibens

und Hastens, das alles in seinen Bereich zu bringen strebte, eine Gruppe erlesener Geister zusammengefunden hat, die nur geistige Kultur und seelische Gemeinschaft suchte.

Unmittelbar oder mittelbar standen alle hervorragendsten Schriftsteller jener Tage mit Brook Farm in Verbindung, und von denen, die das schlichte Leben in diesem Arkadien zu führen unternahmen, hat Hawthorne sich die weiteste Berühmtheit erworben. Sein „Scarlet Letter" ist nicht nur seine Glanzleistung, sondern wird noch heute als die schönste amerikanische Novelle betrachtet. Sie ist für jenseits des Ozeans dasselbe, was „Adam Bede" für die englische, „La Peau de Chagrin" für die französische und „I Promessi Sposi" für die italienische Literatur bedeutet. Die streng psychologische Charakterzeichnung und die scharfe Motivierung stellen den „Scarlet Letter" neben Balzacs und George Eliots Werke. „The House of the Seven Gables"*) gilt als Hawthornes zweitbestes Buch und ist kaum weniger bekannt, während er sich in „Der Marmor-Faun" als Kritiker und Reisender zeigt.

Mit Recht können sich die Literarhistoriker der Vereinigten Staaten nicht genug darin tun, Hawthorne zu rühmen und mit den größten Schriftstellern der Weltliteratur auf eine Stufe zu stellen: sein Land kann sein Schöpfergenie, seine Beobachtungsgabe und seinen klaren, glänzenden Stil nie zu hoch einschätzen.

Nach dem „Scarlet Letter" hört man von Oliver Wendell Holmes klassischem Roman „Elsie Venner" am meisten reden; ja, bei seinem Erscheinen erregte er sogar größeres Aufsehen und wurde günstiger aufgenommen als der „Scarlet Letter". Bei Lebzeiten genoß Holmes einen erstaunlich hohen Ruf und allergrößte Popularität. Im allgemeinen verdankten seine Bücher, wie z. B. der „Schutzengel", ihren Erfolg in hohem Maße ihrer Lokalfärbung und der getreuen Wiedergabe zeitgenössischer sozialer Verhältnisse. Seine wohlbekannten Bände „Tischgespräche",

*) „Das Haus mit den sieben Giebeln."

„The Professor", „The Autocrat" und „Der Dichter am Frühstückstische" waren auch beim Lesepublikum sehr beliebt. Seit seinem Tode aber hat Holmes' schriftstellerischer Ruhm sehr abgenommen, und trotz vieler reizvoller stilistischer Vorzüge kann ihm ein Platz in den ersten Reihen kaum mehr zuerkannt werden.

Emerson, der beständig zitierte Essayist und Dichter, gehörte ebenfalls zu der mit der Brook Farm verbundenen Gemeinschaft, der er zwar nicht als Mitglied, aber als einer ihrer eifrigsten Freunde nahestand. Vom rein literarischen Standpunkt betrachtet hatte Emersons Werk, solange er lebte, trotz seiner eigentümlichen und oft widerspruchsvollen Ziele, einen bis dahin unerreichten Erfolg. Seine Hauptstärke lag im Essay, und seine Artikel über Bildung, Reichtum und verwandte Gebiete machten auf die arbeitenden und erwerbenden Klassen seiner Landsleute, so fern ab sie auch von seinem persönlichen idealistischen Standpunkte waren, tiefen Eindruck.

Die erste Auflage seiner „Essays" war in zwei Tagen verkauft, ein Beweis für seine Beliebtheit. Nicht weniger wurde er als Versdichter bewundert, und zwar waren „Maitag", „Terminus", „Leb wohl, du stolze Welt", „Waldklänge", „das Problem" und „Rhodora" vielleicht die berühmtesten seiner Dichtungen. Doch hat Trent zweifellos recht, wenn er meint, Emerson sei als Poet und Prosaiker überschätzt worden.

„Es wäre urteilslos, wollte man ihn mit den großen englischen Dichtern, oder als Künstler mit seinem Landsmann Longfellow gleichstellen, der eine viel umfassendere Kenntnis und sicherere Beherrschung der Verstechnik besaß. Und was soll ich von Emersons Prosa sagen? War Matthew Arnold im Recht, als er als erfahrener Kritiker ruhig das Urteil fällte, daß dieser Lieblingsautor seiner Jugend in seinen Essays, Vorlesungen und „Englischen Zügen" nicht eine Prosaleistung geboten habe, die wertvoll genug sei, ihn als einen großen Literaten hinzustellen? Es scheint, als sei für Emersons Landsleute die Zeit gekommen, diesen Urteilsspruch willig hinzunehmen. Schwächen im Stil

und Stoff schließen Emerson von der kleinen Schar der großen Meister der Prosa aus. Seine Essays enthalten zwar vielfach Seiten einer an Kraft und Schönheit edler Dichtkunst gleichkommenden Prosa, aber im allgemeinen ist seine Schreibweise doch fast immer mehr die des Vortragenden als die des Schriftstellers. Zu häufig verlor er die Vornehmheit des Tones und begnügte sich damit, sein keineswegs anspruchsvolles Publikum zu befriedigen."

Doch es ist zweifellos, daß Emerson auf seine Zeitgenossen in Amerika und ihre Literatur großen Einfluß geübt hat.

Emerson in Gedankeninhalt und Stil nahe verwandt war Henry David Thoreau: seine klassischen „Wälder", seine „Woche am Concord", die einige der beredtesten Naturschilderungen der Weltliteratur bietet, und seine „Familienbriefe" zeigen alle, wie sehr seine literarischen Ziele denen seines Freundes ähnelten.

Zu derselben Schule gehören mit ihrem Hang zum Idealismus und Transzendentalismus Jones, Very, Christopher Pearse, Cranch und der junge Channing. Die Schriften der wohlbekannten Magaret Fuller, meist kritische und analytische Aufsätze für die Zeitschriften, zeigen viel Selbstbewußtsein und Selbstgefälligkeit, doch kommt sie mit diesem charakteristischen Zuge noch nicht entfernt der berühmten Mme. de Scudery gleich. Andre gleichgesinnte Schriftsteller waren Ripley Channing und der krankhaft exzentrische Lafler Alcott.

In diese Zeit fällt der Beginn des Erscheinens hoher Auflagen von Büchern und Zeitschriften, und besonders die letztgenannten fanden eine ungeheure Verbreitung. Damals standen „The Boston Quarterly Review", „The Dial", „The Democratic Review" und vor allem „The North-American Review" in höchster Blüte. Schriftstellern war sozusagen Mode geworden, und die gebildeten Stände hielten es fast für eine Pflicht, alle ihre Gedanken und Empfindungen zu veröffentlichen. Longfellows „Letzte Rose", Poes „Raben" und Mrs. Beecher Stowes „Onkel Toms Hütte" waren in aller Händen und waren von tiefer Wirkung auf die Denkweise ihrer Generation.

Es wäre müßig, Werke kritisieren zu wollen, die in ihrer Art Meisterwerke sind, trotz ihrer zahlreichen literarischen Mängel. Die Zeit hat ihnen in der Literaturgeschichte des Landes dauernd einen Platz zugewiesen, und jedenfalls ist es nicht meine Absicht, in diesen wenigen Seiten eine erschöpfende Kritik der amerikanischen Literatur zu geben. Ich wünsche vielmehr die Schriftsteller, die den größten Einfluß auf die literarischen Entwicklungsbestrebungen in Amerika gewonnen haben, und diejenigen ihrer Werke flüchtig zu skizzieren, die den Ausländer am passendsten in die geistige Werkstätte der Neuen Welt einführen.

Longfellows Werke wurden von dem Augenblick an volkstümlich, als in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sein „Outre Mer" erschien. Seine allbekannten Gedichte: „Excelsior", „Hymnus an die Nacht", „Der Psalm des Lebens", um nur ein paar zu nennen, wirken durch die tiefe Empfindung, die sie so aufrichtig wiedergeben. Longfellow gehörte im wesentlichen zu jener romantischen Periode und war in erster Linie ein Romantiker Neu-Englands. „Die Brücke", „Der Tag ist aus", und „Fußspuren im Sande" sind schöne Proben seiner sentimentalen und dichterischen Natur. Seine Reisen ins Ausland schenkten ihm weitere und tiefere Eindrücke und stärkten sein Ausdrucksvermögen.

Er war in der Tat so voll von den Ideen, historischen Erinnerungen und geistigen Einflüssen Europas, daß man ihn mit Recht oft einen angelsächsischen, nicht einen amerikanischen Schriftsteller genannt hat. Betreffs seiner dichterischen Begabung und seiner Stellung in der amerikanischen Literatur macht Trent folgende charakteristischen Bemerkungen:

„Longfellow, der liebenswürdige Dichter, ist immer und von allen nur gepriesen worden. Ist er der gefällige unoriginelle Dichter, wie nach dem Urteil einiger hyperkritischen Modernen, der überschwenglich gelobte Wortführer eines naiven Volkes, einer unphilosophischen Generation? So berechtigt solche Auffassung auch zu sein scheint, so schießt sie doch übers Ziel hin-

aus. Weder in ihren Komponenten noch im ganzen ist Longfellows Poesie eindrucksvoll genug, um groß genannt zu werden. Seine Phantasie war nicht kraftvoll, seine Bildlichkeit nicht erlesen, sein Intellekt nicht besonders stark. Nur in der Beherrschung des Rhythmus kam er vielleicht der Begabung, zwar nicht der großen Meister des Liedes, aber doch der der Dichter zweiten Ranges gleich. Im erzählenden Blankvers wie in den sangbaren lyrischen Metren zeigt er deutliche Schwächen. Auch hing er ganz offenbar von der europäischen Kultur, besonders von englischen Dichtern ab, denen er viel Inspiration verdankt. Selbst in seinen spezifisch amerikanischen erzählenden Dichtungen scheint er heute, trotz der Neuheit der behandelten Gegenstände und der metrischen Formen, nicht mehr als eine erste Kraft. Diese Feststellungen sollen ihn nicht herabsetzen, sondern nur erklären, warum sein Werk neuerdings so wenig hoch geschätzt wird. Doch gleichzeitig sollte man sich zu Gemüte führen, daß seine in Neu-England zugebrachte Jugendzeit, seine Belesenheit, seine Reisen in Europa, seine eindrucksfähige Natur ihn ebenso selbstverständlich zu europäischen, besonders englischen Methoden der Dichtkunst greifen ließen, wie Irving sich der Methoden englischer Essayisten und Historiker bediente. Wenn in beiden Fällen das literarische Ergebnis nicht den höchsten Grad der Vollendung aufweist, so liegt das hauptsächlich daran, daß beide Schriftsteller keine Genies waren. Beide leisteten ihr Bestes und jeder im ganzen etwas in seiner Art Vortreffliches. Longfellow bedeutet als Übersetzer, Nachempfinder und in bescheidenerem Maße auch als Neuerer viel für die Entwicklung der Kultur seiner Heimat. Er setzte das von Irving begonnene Werk fort, der Neuen Welt die Alte zu offenbaren."

Poe dagegen war ein gerade durch Originalität gekennzeichneter Schriftsteller, und nach seinem Tode haben ihn die Literarhistoriker als den eigenartigsten von allen amerikanischen Autoren anerkannt. Sehen wir von dem Menschen Poe ab — von dem unverbesserlichen Bohémien, dessen trauriges, aus-

schweifendes Leben und moralische Haltlosigkeit so viel Tragisches mit sich brachte — und denken wir nur an seine schriftstellerischen und künstlerischen Vorzüge, so kommen wir zu der Erkenntnis, daß er einer der kraftvollsten und glänzendsten amerikanischen Schriftsteller ist. Die dichterische Kraft, verbunden mit der Kunst des Schauerlichen, wie wir sie in „The Raven" ausgedrückt finden, der Rhythmus der „Glocken", die dramatische Gedrängtheit von „Ulalume", legen Zeugnis ab für sein unbestreitbares, wenn auch oft angekränkeltes Genie. Sein Dichterruhm reicht weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, und manche Kritiker halten ihn für den bedeutendsten Dichter Amerikas.

Seine Prosawerke sind nicht weniger beachtenswert als seine Dichtungen; „Die schwarze Katze", „Schatten", „Der Sturz des Hauses Usher", „Eleonora", und „Der Goldkäfer" sind, einige von vielen, Phantasiegebilde, die trotz vieles Exzentrischen zu den schönsten Proben der „'short story", der Novelle gehören. Poes Platz in der Literaturgeschichte wird in der folgenden Stelle aus Trents Werk treffend angegeben:

„Die Aufgabe, Schriftstellern den ihnen gebührenden Platz anzuweisen, ist sehr delikater Natur, so sehr, daß viele Leute, irrtümlich zwar, aber nicht ohne Veranlassung geneigt sind, darin eine Zeitverschwendung, wenn nicht eine Anmaßung zu erblicken. Vielleicht ist es in der schwierigen Entscheidung über Poes Stellung in der amerikanischen Literatur am geratensten, zuzugeben, daß er in Anbetracht seines Ansehens in Europa, seines Einflusses auf die moderne Literatur, seiner vollendeten Künstlerschaft auf zwei Gebieten und seines stetig wachsenden Ruhmes derjenige amerikanische Schriftsteller ist, der für die heutige zivilisierte Welt am meisten bedeutet, und daß er wahrscheinlich die meiste Aussicht hat, seine Wirkung auf die Nachwelt zu behaupten und noch zu erweitern. Heißt dies nun zwar, daß er der größte amerikanische Schriftsteller ist, so besagt es doch nicht, daß er je der Liebling der Amerikaner zu werden

braucht. Es gibt eine Verehrung, die ihren Sitz im Herzen hat, und eine Bewunderung, die dem Verstande entspringt. Die eine mag Hawthorne oder Emerson gehören, die andre Poe."

Die Männern wie Whittier, Bryant und Lowell von ihren Zeitgenossen gezollte Anerkennung und Bewunderung steht in auffallendem Gegensatz zu der ihrem bedeutenden Kollegen Poe zuteil gewordenen Behandlung, dessen Erfolg bei seinen Lebzeiten ungewiß blieb und viel umstritten wurde. Whittiers „Balladen und erzählende Gedichte" und „Subjektive und rückschauende Dichtungen" waren sehr gesucht, und selten ist ein Gedichtband beim Erscheinen mit so viel lobender Kritik aufgenommen worden, wie sein „Eingeschneit" (Snow Bound). Alle diese Werke sind typische Erzeugnisse ihrer Entstehungszeit und der Umstände, unter denen sie geschrieben wurden, und sind vor allem voll von Erinnerungen und Eindrücken aus der geistigen Morgendämmerung Neu-Englands.

Diese patriotische, ja eigentlich lokalpatriotische Ader war besonders Bryant eigen, dessen Schriften, solange er lebte, unverminderten Beifall ernteten. Vom rein literarischen Standpunkt aus waren seine Gedichte seine besten Leistungen, z. B. „Der Zeitenlauf", „Thanatopsis" (Totenschau), und auch, trotz seines förmlichen und hochgeschraubten Stils, das Gedicht „Die Vergangenheit". Doch können sie alle weder Begeisterung noch tiefere Rührung im Leser auslösen. Die Werke dieser Nachkommen der alten Puritaner gehören unbedingt zu der klassisch-konventionellen Schule.

Unter den Namen des amerikanischen „Sturms und Drangs" ist keiner bekannter als der von James Russell Lowell, der aus einer Literatenfamilie stammte und in der Universitätsstadt Cambridge geboren war. Seine „Fabel für Kritiker", „Die Bigelow-Papiere" und „Unter meinen Büchern", in denen seine Vielseitigkeit und angeborene Eigenart hervortritt, sind das Bekannteste von ihm und werden noch sehr viel gelesen. Lowell hat immer Bewunderer und Nachahmer gefunden, und zwar sind

seine poetischen wie seine Prosaschöpfungen gleich beliebt. Viele seiner Beurteiler, darunter Matthew Arnold, stellen seine Prosa über seine Verse, Wilmont Griswold dagegen zollt ihm uneingeschränktes Lob.

Andre immer wieder angeführte Erscheinungen dieser Periode sind Sargents „Lied vom Meere", Pikes „Das verwaiste Herz", Parsons „Verse auf eine Dantebüste", Willis' „Bleistiftskizzen", Taylors „Orientalische Dichtungen" und vor allem Whitmans „Abschied vom Tage" (Leaves of Grass). Willies, Whitman und noch mehr Taylor gehören zu den besten amerikanischen Dichtern und sind, wenn auch nicht Talente erster Ordnung, so doch interessante Gestalten der amerikanischen Literatur.

Unter den Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts war eine der geschätztesten Elizabeth Wetherel oder mit ihrem wirklichen Namen Miß Wasner. „Die weite, weite Welt" errang sogleich einen durchschlagenden Erfolg, und ist ein gutes Beispiel für die ein wenig krankhafte Sentimentalität jener Tage. Eine weitere Angehörige dieser Schule war Miß Sedgwick, die sich große Beliebtheit erwarb, und auch Maris S. Cummins, die Verfasserin des „Laternenanzünders".

Von allen diesen romantischen Geschichten erlebte aber nicht eine einen so überwältigenden Triumph wie Mrs. Beecher Stowes „Onkel Toms Hütte", und diesen Triumph teilte bald in nicht geringem Maße mit der ersten ihre zweite Negererzählung „Dred, eine Geschichte aus dem großen schrecklichen Sumpfmoor". Weniger wertvoll als literarische Kunstwerke, da sie in Stil und Aufbau viel zu wünschen übrig lassen, sind sie sehr bedeutsam wegen der Schlaglichter, die sie auf die Bestrebungen jener Zeit werfen. Unzählige Bücher wurden in Anlehnung an die der Beecher Stowe geschrieben und die rührenden Neger- und Plantagengeschichten wuchsen bald zu einer wahren Sonderliteratur an. Freilich haben die meisten von ihnen kein literarisches Verdienst, aber sie sind doch wegen der edlen Resultate, die sie mit der Besserung des Loses der Sklaven erzielten, achtenswert. Wenige

Bücher, das steht fest, haben soviel wie „Onkel Toms Hütte“ dafür getan, daß die Leiden der Enterbten der Menschheit gelindert würden, und kaum ein Phantasiegebilde hat je einen so nachhaltigen Eindruck gemacht.

Soweit es sich um umfangreichere literarische Unternehmungen handelt, die zwar in Amerika ziemlich selten sind, muß ich zwei außerordentlich verdienstvolle Schöpfungen erwähnen, nämlich Motleys große „Geschichte der Vereinigten Niederlande“ und Bancrofts „Geschichte der Vereinigten Staaten“. Motleys Werk wird noch immer als die beste historische Darstellung der Holländischen Republik gepriesen und hat seinem Verfasser den Ruf eines der größten modernen Geschichtsforscher eingetragen. Die Fülle der Anmerkungen, die genaue Lokalkenntnis, und die augenscheinliche Liebe zum Gegenstande, die den Autor beseelte, wirken zusammen, um es zu einer für den Historiker höchst wertvollen, für jeden Laien aber ungemein interessanten Arbeit zu machen.

George Bancroft, der viele Jahre in Deutschland studiert und später sein Land als bevollmächtigter Gesandter in Berlin vertreten hat, gibt in seiner berühmten Geschichte der Vereinigten Staaten das denkbar vollständigste Bild der Entwicklung der Neuen Welt. Sie ist häufig kritisiert und analysiert und bisweilen weniger hoch geschätzt und bewertet worden, als sie verdient. Immer aber wird das Werk um seiner flüssigen Rhetorik und seines Erzählertons willen allgemein beliebt bleiben und als Nachschlagewerk von dauerndem Werte sein. Trent, den ich als Autorität auf dem Gebiete der amerikanischen Literatur wieder einmal zitieren möchte, würdigt den Wert des Buches treffend in folgenden Zeilen:

„So herbe auch Bancrofts Rhetorik und Philosophie war, so war sie doch echt und großzügig und tat seinem hohen Verdienst als Erzähler, Forscher und Sammler geschichtlichen Materials keineswegs Abbruch. Alle, die die Kolonial- und Revolutionsepoche studieren, verdanken ihm viel, und sein Ruhm ist zum Teil fest

begründet. Man würde auch fehlgehen in der Annahme, daß er nicht fähig war, die höheren Aufgaben des denkenden Historikers zu erfüllen. Aber es war unmöglich, daß seine Beliebtheit anders als dem Namen nach fortdauern konnte, nachdem die Nation den Kinderschuhen entwachsen war. Ihn zu konsultieren ist oft nötig und bisweilen von hohem Werte, ihn zu lesen jedoch nur allzu häufig eine Strafe."

Zwei andre verdienstvolle Geschichtsschreiber waren Prescott und Parkman. Prescott wurde durch „Die Geschichte der Eroberung von Mexiko" und „Die Geschichte der Eroberung von Peru" berühmt und füllte durch die Wahl seines Gegenstandes, die spanischen Eroberungen in Amerika, eine Lücke in der historischen Forschung aus.

Viel moderner in ihrer Anlage und wissenschaftlicher sind die Werke Parkmans, dessen letztes Buch „Montcalm and Wolfe" ein vollendetes Muster analytischer Geschichtschreibung ist. Ganz einzigartig sind besonders seine Schilderungen der Zustände im Frankreich des 18. Jahrhunderts und seine Charakterskizze des heldenmütigen Montcalm. Auch seine früheren Werke, wie „Die Verschwörung von Pontiac", „Der alte Kurs von Kanada" oder „Die französischen Pioniere in der Neuen Welt" sind, wenn auch weniger sorgsam durchgeführt und psychologisch vertieft, doch wertvoll und verdienstlich. Wie Prescott seine Lebensarbeit ausschließlich dem Studium der spanischen Eroberungen, so widmete Parkman die seinige der Erforschung französischer kolonisatorischer Bemühungen in Kanada.

Die besten kritischen und ästhetischen Studien hat Whipple verfaßt; sein „Zeitalter der Elisabeth" und seine „Essays und Revuen" enthalten bei allem Mangel an echt kritischem Sinne viel Treffendes. Ein andrer feinsinniger Schriftsteller, der seine Landsleute mit der Kultur fremder Völker besser bekannt machte, war William Curtis, dessen Gediegenstes seine Erinnerungen an den Osten, wie „Die Howadji in Syrien" und „Betrachtungen eines Howadji am Nil" sind.

Unter den Literaturgeschichten gilt George Ticknors „Geschichte der Spanischen Literatur" als eine Musterleistung. Wilmont Griswolds „Dichter und Dichtkunst in Amerika" ist zwar vielfach einseitig und nicht immer gerecht in der Würdigung einzelner Schriftsteller, gibt aber eine vortreffliche Übersicht über die amerikanische Versdichtung. Eine allgemeine Geschichte der Literatur ist von Professor Trent in einem bewundernswerten Bande herausgegeben worden, und neuerdings hat Charles Gafin über „Amerikanische Kunst und Künstler" geschrieben.

Hohes Interesse bieten auch die Reden und Äußerungen der großen amerikanischen Staatsmänner. Sie beschäftigen sich natürlich vorwiegend mit politischen, häufig aber auch mit den sozialökonomischen Problemen des Tages. Von Washington bis auf Roosevelt sind die meisten Präsidenten der Vereinigten Staaten treffliche Schriftsteller gewesen. Der erste Präsident war ein großer Redner, der letzte ist ein hochbegabter Erzähler und Plauderer. Roosevelts „Rough Riders" und sein „Tätiges Leben" (Strenuous Life) gehören zu den Büchern, die neuerdings ganz außergewöhnliches Interesse erregt haben. Einige der Präsidentenreden sind veröffentlicht worden, und wenn auch manche von ihnen vom literarischen Standpunkt aus etwas alltäglich Hausbackenes haben, so muß man doch die meisten als brauchbare historische Berichte ansehen, da sie unmittelbar die mannigfachen politischen Kämpfe der Nation widerspiegeln. Der Mehrzahl nach waren die Präsidenten in jeder Hinsicht tüchtige Männer mit umfassenden Kenntnissen und gründlicher Bildung und einer ausgesprochenen literarischen Begabung; Männer wie Jefferson, Madison, Adams und Lincoln z. B. erklommen nicht nur die erhabene Stellung als erste Männer im Staate, sondern waren obendrein noch bewunderungswürdige Schriftsteller.

Mein Bestreben war, in der vorliegenden kurzen Skizze darzulegen, daß von den frühesten Zeiten bis heute eine lebhafte literarische Tätigkeit in den Vereinigten Staaten geherrscht hat. Ich habe in diesen Blättern nur den Versuch gemacht, einen

allgemeinen Überblick über diese Tätigkeit zu geben, und es hat mir fern gelegen, mir die Rolle eines Kritikers anzumaßen oder mich bei solchen Schriftstellern, die für die Gestaltung ihrer nationalen Literatur das Höchste geleistet haben, in Einzelheiten zu verlieren. Sind auch viele der Namen und sogar die Titel ihrer Bücher in Europa wohl bekannt, so wird doch die amerikanische Literatur als Ganzes diesseits des Atlantischen Ozeans wenig studiert, und mit Ausnahme von ein paar der glänzendsten, sind die amerikanischen Autoren der Vergangenheit bei uns in Vergessenheit geraten.

Es muß jedoch zugestanden werden, daß die Literatur der Neuen Welt noch in den Kinderschuhen steckt, und große Namen nur selten und in weiten Abständen vorkommen. Anderseits ist die Zahl der geschickten und begabten Schriftsteller riesengroß, und man muß ihnen bei allen Schwächen und ungeachtet der Ungleichwertigkeit ihrer Leistungen doch sehr nachrühmen, daß ihre Arbeiten nach Ton und Inhalt niemals niedrig oder gemein sind. In rein literarischer und ästhetischer Beziehung mag sich vieles zu ihrem Nachteil sagen lassen, aber in betreff des Sittlichen und Ethischen wird der unparteiische Beobachter zugeben können, daß die amerikanischen Schriftsteller im ganzen bemüht sind — wenn auch nicht immer nach der besten Methode — ihre Leser zu erziehen, zu fördern.

Die Bücher und Schriften der Tagesschriftsteller sind zu wohl bekannt und zu weit verbreitet, als daß sie eines Kommentars bedürften. Der räumliche Abstand und die sachlichen Unterschiede, die einst die beiden Weltteile trennten, sind jetzt fast völlig verschwunden. Bücher, die in den Vereinigten Staaten geschrieben worden sind, werden zu gleicher Zeit in Europa veröffentlicht, und so kreuzen sich die geistigen Ströme über Land und Meer zwischen der Neuen und der Alten Welt gleich elektrischen Funken.

Bilder und Maler.

Die beiden Namen Whistler und Sargent lenkten die Augen der gebildeten Welt zum ersten Male auf die amerikanische Kunst. Als die Werke dieser beiden ausgezeichneten Maler, James Mc Neill Whistler und John Singer Sargent in den großen Kunstausstellungen erschienen, erregten sie großes Aufsehen. Beim Anblick der Schöpfungen dieser beiden bedeutenden Individualitäten fragte sich alle Welt voll Bewunderung: Wer waren die Vorläufer so außerordentlicher Künstler? Haben die Vereinigten Staaten eine Geschichte der Malerei? Gibt es drüben eine höhere Kunstbewegung, ein entwickeltes künstlerisches Leben?

Wie die meisten bekannteren amerikanischen Meister verdanken auch diese beiden besonderen Größen Amerika nichts als ihre Geburt; in fremden Ländern haben sie ihre Studien gemacht, ihr Heim aufgeschlagen. Wie man von der amerikanischen Literatur oft gesagt hat, daß sie ihrem Wesen nach mehr international als national sei, so kann man mit noch größerem Recht von der amerikanischen Malerei und den übrigen schönen Künsten behaupten, es fehle ihnen an Eigenart.

Die meisten ihrer Jünger haben in Europa studiert und oft ihr ganzes Leben dort zugebracht. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, dem Beginn einer ernstlichen Entwicklung der Kunst in den Vereinigten Staaten, wurden viele amerikanische Kunstschüler von Düsseldorf angezogen. Ein paar Jahrzehnte später wurde München der künstlerische Mittelpunkt der Welt. Heutzutage gehen alle, die den Pinsel, das Modellierholz oder den

Meißel handhaben, nach Paris. Amerika steht jedoch mit seinem Mangel an Individualität nicht allein da. Kosmopolitanismus ist ein allgemeiner und höchst interessanter Zug der modernen künstlerischen Kultur.

Allgemeine und fremdländische Einflüsse sind unvermeidlich. Nationale Sondereigenschaften werden zugunsten einer allen Ländern gemeinsamen Schule mehr und mehr in den Hintergrund treten. Der moderne künstlerische Ausdruck eines Landes beschränkt sich nicht auf dessen eigene Grenzen. Wenn die Deutschen sich „Sezessionisten", die Engländer „Ästhetiker", die Franzosen „Impressionisten" nennen, ist doch ihre Kunstrichtung ein und dieselbe und ihr Einfluß international. Daher folgt die amerikanische Kunst darin nur den Bahnen aller zeitgenössischen Kunst.

Wenn auch die New Yorker Zeichnergenossenschaft und die Nationalakademie zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits bestanden und so namhafte Mitglieder hatten, wie die Bildnismaler Tawett, Vanderlin, Waldo und Inman und die Landschafter Cole, Doughty und Durand, blühte die amerikanische Kunst doch nicht auf, und eine wirkliche Kunstbewegung setzte erst gegen Ende der siebziger oder besser im Verlauf der achtziger Jahre ein.

Junge Kunstpioniere wie St. Gaudens, Wyant, Low, Shilow Innes und Martin begründeten 1878 eine neue Gruppe, die „American Art Association", deren Ausstellungen höchst bemerkenswerte Ergebnisse erzielten. Die Werke ihrer 130 Mitglieder machten sogar in Europa viel Sensation, wo sie regelmäßig ausgestellt wurden, und Namen von Mitgliedern wie Alexander, Thayer, Mc Ewen, Humphreys, Walter Gay, Donnat, Forrest, Melchers, Knight und andre sind wohlbekannt.

Sie alle gehören zur neuen Schule und nehmen sogar die zukünftige vorweg. Sie wünschen etwas Originelles zu schaffen und sind doch dabei bemüht, die Ziele der allgemeinen Ästhetik im Auge zu behalten. Ihre Auffassung ist, das gebe ich zu, oft

roh und ihre Malweise plump, immer aber sind sie ehrlich und wagen sich mutig an die schwierigsten Aufgaben. Ihr Selbstvertrauen hat ihnen schon manchen schönen Erfolg eingetragen, und es steht zu hoffen, daß ihr beharrlicher Fleiß alle Hindernisse überwinden wird.

Um sich mit den Hauptzügen der amerikanischen Kunstgeschichte vertraut zu machen und einen gründlichen Überblick über ihre Gesamtentwicklung zu bekommen, muß man ihrem Werdegang bis heute nachgehen.

John Sniebert gilt allgemein als der Vater der amerikanischen Malerei. 1720 in Edinburgh geboren, war er ein geborener Schotte und gehörte der Kolonialperiode an. Als Jüngling kam er in die Neue Welt und lebte und wirkte vornehmlich in Boston. Sein Werk bestand hauptsächlich aus Bildnissen schmächtiger und trauriger puritanischer Persönlichkeiten. Hätte Sniebert in andrer Umgebung gelebt und lebensvollere, malerischere Vorwürfe gehabt, so würde er sicher einen höheren Grad künstlerischer Vollendung erreicht haben.

Der berühmteste Maler dieser Frühzeit war zweifellos Benjamin West. In der Nähe von Philadelphia kam er zur Welt, war also von Geburt Amerikaner. Kaum erwachsen, verließ er die Heimat, um in Rom zu studieren und kam dann nach England, wo er seitdem ausschließlich lebte. Hier nahm er als Bürger wie als Künstler eine hervorragende Stellung ein und wurde gelegentlich zum Präsidenten der Königlichen Akademie ernannt. Seine Laufbahn war von der Geburt bis zu der feierlichen Bestattung in der St. Pauls-Kathedrale eine ganz außergewöhnliche, doch ist es fraglich, ob seine Kunst die ihm erwiesene außerordentliche Ehre verdiente. Wie dem auch sei, er besaß unbedingt natürliche Begabung, denn schon als Kind schuf er mit ein paar Farben überraschende Bildchen von Indianern. Sein Können brachte ihm unerwarteten Erfolg, und seine Kunst war bei aller Konvention dem Geschmack seiner Zeit angepaßt.

Bedeutender aber als er und der bedeutendste jener Zeit

überhaupt war Gilbert Stuart, der 1755 in Narraganſett an der atlantiſchen Küſte geboren wurde und deſſen Tätigkeit in die republikaniſche Periode fiel. Ein Schotte von väterlicher, ein Walliſer von mütterlicher Seite, zeigte er von früher Kindheit an Selbſtändigkeit und Energie. Nach einem kürzeren Aufenthalt an der Univerſität Glasgow wurde er ein Studierender der berühmten Weſtſchen Kunſtſchule in London und blieb dort acht Jahre, ohne ſeine unabhängige Stellung zur Kunſt aufzugeben. Sein Hauptvorzug war Individualität, Wahrheit und Wirklichkeit die ſtarken Seiten ſeiner Arbeiten.

Der amerikaniſche Freiheitskrieg führte Stuart in ſein Vaterland zurück, und hier ſchuf er drei berühmte Bildniſſe von Waſhington, von denen zwei erhalten ſind und immer wieder bewundert werden. Das eine, ein Bruſtbild, hängt jetzt in der Boſtoner Galerie, das andre ſtellt den Helden in ganzer Figur dar. Mit der Ähnlichkeit des dritten war der Künſtler unzufrieden und vernichtete es daher. Nach dem Leben gemalt, geben die beiden noch vorhandenen ein gutes Bild von Stuarts Können und bilden den Höhepunkt amerikaniſcher Malerei zu Beginn der Unabhängigkeit des Landes.

Stuarts bekannteſte Zeitgenoſſen waren Charles Wilſon Seale und John Singleton Copley. Die vielſeitige Genialität des erſteren war erſtaunlich. Neben der Malerei beſchäftigte er ſich mit der Wiſſenſchaft, beſonders mit Archäologie. Er begründete das erſte Muſeum in Amerika und übte einen ſtarken Einfluß auf die wiſſenſchaftliche Forſchung in ſeinem Vaterlande aus. Seine geiſtige Beweglichkeit hinderte Seale jedoch nicht, ſich der Malkunſt mit Hingebung zu widmen. Seine Arbeiten zeigen Beherrſchung ſeiner Kunſt und ſo viel Originalität wie damals nur möglich war. Viele ſeiner berühmten Zeitgenoſſen wurden durch ſeinen Pinſel verewigt: von Waſhington allein hat er vierzehn Bildniſſe gemalt.

John Singleton Copley war der letzte der bekannten Kolonialzeit-Künſtler. Nach der Unabhängigkeitserklärung verließ er die

Staaten und brachte den Rest seines Lebens in England zu. Seine Jugend hatte er in Boston verlebt, wo er auch am meisten gewirkt hat. Aus guter Familie, gebildet und wohlhabend, malte er hauptsächlich Angehörige der höheren Stände. Sein Meisterwerk war das Bildnis einer gefeierten Dame, Lady Wintworth, die in ihrem prächtigen Gewand mit Hofschleppe an die von Lely*) oder Raeburn auf die Leinwand gebrachten höfischen Gestalten erinnert. Neben seinen Bildnissen malte Copley auch Historien, deren bekannteste „Chathams Tod" ist.

Aber diese Schöpfungen bieten weniger Interesse, als seine intimeren Arbeiten. Eine Reise nach Italien mit Aufenthalt in Rom machte ihren Einfluß auf seine Kunst, z. B. auf dem Bilde eines jungen Paares (den Izzards) geltend, dessen Hintergrund ein Ausblick auf Forum und Kolosseum bildet.

Ebenfalls Porträtmaler waren Robert Pine und Matthew Pratt. Des letztgenannten Hauptwerk: „Die amerikanische Schule", das Wests Londoner Atelier darstellt und jetzt im Besitz des New Yorker hauptstädtischen Museums ist, zeigt bedeutende Begabung.

Der Begründer der neuen Ära und die künstlerische Verkörperung der Revolutionszeit war Trumbull. Seine Schlachtenbilder, besonders die von Trenton und Bunkershill, trugen ihm bei Lebzeiten Ruhm ein und nötigen uns noch heute dazu, seinen Stil und seine künstlerische Reife zu bewundern. In seiner Jugend ein Mitstreiter der Revolution, reich an allgemeinen Kenntnissen und Erfahrungen, hatte Trumbull gewissermaßen eine Sonderstellung unter seinen Kunstgenossen inne. Als glühender Patriot und Idealist hielt er seine Kunst für unzureichend zur Verwirklichung seiner heroischen Sehnsucht, ein Gefühl, dem er in einem Briefe folgendermaßen Ausdruck gibt:

„Ich bin mir voll bewußt, daß dieser Beruf, wie er gewöhnlich ausgeübt wird, frivol, wenig nutzbringend für die Ge-

*) Peter van der Faes 1618—1680.

sellschaft und eines Mannes unwürdig ist, der das Zeug für ernstere Dinge hat. Aber der Umstand, daß die Kunst das Andenken an die edelsten Taten, die die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat, festhält und verbreitet, verleiht ihr Berechtigung."

Der Grundsatz: die Kunst um der Kunst willen war also weit entfernt, das einzige Motiv für die Maler der Revolutionszeit zu bilden.

Zwei andre bekannte Maler, John Vanderlin und Washington Allston, besaßen echt künstlerisches Temperament. Die großen Bilder dieser beiden Meister werden in den Galerien von New York und Philadelphia, wo sie hängen, mit Stolz gezeigt, wenn sie auch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, den modernen Beschauer ziemlich kalt lassen. Selbst Allstons Meisterwerk: „Der ins Leben zurückgerufene Tote" und Vanderlins historischer Vorwurf „Marius auf den Trümmern Karthagos" liegen in Idee und Ausführung unsrer heutigen Kunst zu fern, als daß sie uns Bewunderung abgewinnen könnten. Was einen jedoch fesselt, ist das ehrliche Bestreben beider Maler, etwas ästhetisch wirklich Wertvolles zu schaffen, und trotz alles Konventionellen, trotz des Mangels an Originalität, müssen wir ihre künstlerischen Verdienste anerkennen.

Beide hatten den großen Vorteil, jahrelang in Rom zu leben — im Umgang mit hervorragenden Männern, in der Gefolgschaft Goethes, Byrons, Lessings und Ampères. Beide waren begeisterungsfreudig und phantasievoll, und beide schufen sich zu hohe Ideale, die zu erreichen über ihre Kraft hinausging.

Die „Hudson River-Schule" machte als erste den Versuch, eine nationale Kunst zu schaffen. Ihre Mitglieder waren meist Landschafter, die sich auf großen Flächen Leinwand in weitschweifiger und ermüdender Manier abmühten, packende Landschaften und erhabene Panoramen im Stile Claude Lorrains oder Poussins herzustellen. Aber ohne die Eleganz und den Farbensinn des einen und die Kraft und Technik des andern blieben ihre Bilder konventionell und zahm.

Thomas Cole, Asher Durand, Thomas Doughty, William Hart, Thomas Moran und Frederick Church gehörten zu den Führern dieser Gruppe. Doughty, der 1856 starb, war der erste Landschaftsmaler, den die Neue Welt hervorgebracht. Noch niemand hatte mit so scharfem Blick die Natur beobachtet, noch wie er die liebliche Einfalt ländlicher Vorgänge wiederzugeben gesucht.

Auch auf Durand als Landschafter wird oft hingewiesen. Er war ebenfalls für alles Schöne und Ergreifende in der Natur empfänglich, aber der Einfluß der Akademie hatte ihn zu sehr gelähmt, als daß er seinen Empfindungen Ausdruck verleihen konnte; daher leiden seine Malereien an Idealisierung und sind bedeutsamer als Veranschaulichungen der Leistungen seiner Schule denn als selbständige Kunstwerke.

Thomas Cole war der begabteste der Hudson River-Gruppe und kann mit Recht als ihr Begründer gelten. Er wurde im ersten Jahre des vorigen Jahrhunderts in England geboren und wanderte als ganz junger Mann nach den Vereinigten Staaten aus. Das Fremdartige seiner neuen Heimat machte ihn vielleicht umso empfänglicher für deren Naturschönheiten. Er wurde wirklich der erste getreue Nachbildner der amerikanischen Landschaft.

Seine begeisterte Wiedergabe der welligen Umrisse und weichen Farben der Catskillberge bietet dem auf den rauhen Pfaden amerikanischer Kunst Dahinschreitenden willkommene Erholung.

Coles Liebe zur Hudsonlandschaft lenkte zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihre Reize und führte zur Entstehung der sogenannten Hudsonschule. Leider fühlte sich Cole dann zu höherem Künstlerflug berufen, und in seinem „Course of Empire“ und dem noch anspruchsvolleren „Vertreibung aus dem Paradiese“ vermissen wir den intimen Reiz seiner Landschaften und finden keine dramatische Wucht als Entschädigung.

Hart war Schotte von Geburt und begann als Wagen-

lackierer. Bierstadt, ein geborener Deutscher, bewahrte sich die Vorliebe für komplizierte Umrisse und Wirkungen. Seine Freunde, Church und Moran, versuchten ebenfalls packende und romantische Szenerien festzuhalten. Die Landschaften des erstgenannten in der New Yorker Lennox-Bibliothek und des letzteren „Shoshone-Fälle", auf denen ein Gießbach über riesige Felsen schäumt, sind gute Beispiele dieser Richtung.

Unterdessen machte die Bildnismalerei tüchtige Fortschritte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stand sie offenbar unter dem Einfluß der englischen Meister, besonders von Lawrence. Die hervorragendsten Porträtisten waren Henry Inman, Charles Elliot, Thomas Sully und Chester Harding.

Sully blieb immer der Engländer, als Mensch wie als Künstler. In Lincolnshire geboren, studierte er bei West in London. Er war ein begeisterter Anhänger Gainsboroughs und wurde ein typischer früh-viktorianischer Künstler mit all den Fehlern und Vorzügen jener Periode.

Inman dagegen war ein geborener Amerikaner und lebte in Philadelphia. Er war eigenartiger in seinen Ideen und vermochte die Individualität der von ihm gemalten Personen mit ziemlicher Kraft wiederzugeben.

Harding war ein guter Zeichner, aber trotz der Gesundheit und Kraft seiner Technik ermangeln seine Bilder des Interesses.

Elliot, dessen Blüte in die fünfziger Jahre fällt, war der begabteste unter den vier genannten. Er war ein vollendeter Zeichner und besaß gleich große anatomische Kenntnisse und außerordentliche Geschicklichkeit. Seine Technik und sein Strich waren prachtvoll, aber darin war er unglücklich, daß er in einem so ungünstigen und wenig anregenden Zeitalter lebte.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts steht die amerikanische Kunst unter dem Einfluß von drei verschiedenen Schulen — der Düsseldorfer, Münchener und Pariser. Dasselbe aber gilt auch von andren Völkern, denn alle Kunstbeflissenen der Welt wurden vor fünfzig Jahren durch die Regsamkeit des Kunstlebens und

den Ruf von Meistern wie Schadow, Lessing, Knaus und Vautier an den Rhein gelockt.

Die charakteristischen Züge der Düsseldorfer Schule waren glühende und bisweilen sogar grobe Farbengebung, scharfe Kontraste und kühne Umrisse. Ihre Hauptschöpfungen waren Genrebilder, und diese Interieurs wurden vom Publikum sehr gesucht. Auch Landschaften, besonders südliche Motive mit übertriebenen Licht- und Schattenwirkungen lenkten auf Ausstellungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Marinebilder der Düsseldorfer Meister, unter denen Achenbach der Ältere besondere Erwähnung verdient, wurden ebenfalls viel beachtet. Einige der besonderen Züge dieser Schule, z. B. scharfe Kontraste und stark aufgetragene Farben, wurden als stereotype Ausdrucksmittel von Künstlern des ganzen Erdballs angenommen.

Ein Deutscher, Lentze, und ein Amerikaner, Johnson, sind die Führer dieser Schule in Amerika. Beide studierten in der niederrheinischen Kunststadt und bedienten sich der dort herrschenden besonderen Manier. Wie viele Maler jener Zeit richteten sie ihr Hauptaugenmerk auf die Genremalerei. Intime Vorgänge und Stilleben in reich geschnitzten Goldrahmen fanden ihren Weg in die Sammlungen der reichen Kunstmäcene. Millionäre, die als Arbeiter angefangen hatten und plötzlich reich geworden waren, bauten sich Paläste und schmückten sie mit einer großen Anzahl von Gemälden.

Für diesen Zweck eigneten sich solche Genrestücke am besten, da sie, abgesehen von ihrem künstlerischen Werte, durch Einfachheit des Vorwurfs leicht verständlich waren.

Viele solche Bilder wurden gemalt und verkauft. Von New York bis San Francisco findet man in vielen reicheren Häusern nur derartige Bilder: farbenüberladen, arm in der Wirkung und kindlich im Vorwurf werden diese in massiven Rahmen steckenden Bilder mit Stolz betrachtet und Besuchern als „echte Ölbilder" gezeigt.

Aber der Einfluß Düsseldorfs war von kurzer Dauer,

München wurde der neue Kunstmittelpunkt. Schadows Schüler wandten sich jetzt voll Bewunderung Piloty zu.

Diese allgemeine Bewegung ging von Europa nach Amerika hinüber, und alle dortigen jungen Kunstbeflissenen richteten ihre Schritte nach der bayrischen Hauptstadt, lernten wie die bayrischen Maler und ihre Schüler sehen und fühlen und bemühten sich eifrig, es Piloty und seinen Jüngern gleich zu tun.

In vielerlei Hinsicht ist der Münchener Einfluß günstig gewesen und hat manchem Talent zur Entwicklung verholfen. Die jetzige Generation hat zeichnen gelernt und vor allem ein gründliches anatomisches Wissen erworben. Cornelius' Geist fährt fort auch die neuen Methoden zu inspirieren, und durch ihn sind die wahren Konturen des menschlichen Körpers offenbart worden, wenn auch Piloty die Farben gemischt hat.

Die bekanntesten amerikanischen Maler, deren Namen mit der Münchener Schule verknüpft sind, sind Chase und Duveneck. Beide hatten jahrelang an den Isarufern gelebt, beide wurden tüchtige Vorkämpfer der neuen Richtung. Die Zeit für Palette und Malkasten brach an, der bis dahin allmächtige Zeichenstift wich dem Pinsel. Die Zeichnung trat in den Hintergrund, Farbwerte allein gaben der Form Wirklichkeit und Plastik.

Außer Chase und Duveneck machten sich viele ihrer Freunde wie Shirlow, Dielmann, Alexander, Vinton, Story und andre talentvolle Künstler die Ideen jener Kunstrichtung, die der heutigen zugrunde liegt, zu eigen.

Die dritte für die amerikanische Kunst bedeutsame Schule war die Pariser. Architekten, Maler und Bildhauer müssen alle in der neuen Kunstmetropole studieren. In Paris zählen die Amerikaner nach Tausenden; ja in einzelnen Stadtvierteln wird mehr englisch als französisch gesprochen. In der Tat ist Paris heute weniger eine Landeshauptstadt als die internationale Kunstmetropole.

Die Jugend der transatlantischen Republik fühlt sich in der Pariser Künstlergemeinde ganz zuhause. Sie strömt den von den großen Meistern wie Julian, Constant, Fleury und andren

geleiteten Schulen zu. Unter dem Einfluß der verschiedenen künstlerischen Moderichtungen werden die jungen Amerikaner Impressionisten, Symbolisten, Tacheisten und alle sonst noch beliebten „-isten". Schnell erwerben sie die Pariser Methoden und oft nur die Methode ohne die Kunst.

Die amerikanischen Künstler haben sich die französischen Methoden so gründlich angeeignet, daß, als ihre Bilder zum ersten Male auf der Weltausstellung in Paris 1889 erschienen, die Jury in ihrem amtlichen Bericht erklärte: „Die Abteilung der nordamerikanischen Union war nur ein glänzender Fortsatz der französischen. Augenscheinlich streben die amerikanischen Künstler danach, die Welt von heute wiederzugeben, aber zu uns sind sie gekommen, um die Ausdrucksmethode zu erfassen. . . . . Schwerlich könnte man viele darunter finden, die ihre Inspirationen nicht unmittelbar von französischen Meistern erhielten."

Die ersten berühmt gewordenen amerikanischen Maler, die zu diesem Zwecke nach Paris kamen, sind Hunt, Innes und La Farge, deren Namen immer wieder erwähnt werden müssen, wenn von amerikanischer Kunst die Rede ist. Hunt und Innes beschäftigten sich als erste damit, Ausdruck und Wirkung dem Gegenstande anzupassen und bemühten sich Originelles zu schaffen. Sie wollten ihre Modelle darstellen, wie sie sie sahen, nicht nach den Vorschriften der Konvention. Deutlich zeigte sich der Einfluß der berühmten Barbizonschule auf ihre Kunst und übte von ihren Ateliers aus eine immer weiter um sich greifende Wirkung auf die ganze amerikanische Kunstentwicklung aus.

La Farges Werk fand in seinem Vaterlande die höchste Würdigung. Als denkender Künstler beobachtete er nicht nur die Wirkungen der Gegenstände, sondern untersuchte auch deren Ursachen und bestätigte seine Schlüsse durch seine eigenen künstlerischen Erfahrungen. Er malte in Öl und Aquarell, auf Leinwand und auf Putzflächen. Seine Bilder wie der „Nikodemus" und die Fresken im Vanderbilthause zeigen sein Geschick und Talent, seine Erfindungsgabe und seine reife Individualität.

La Farge war auch sehr gewandt in der Herstellung farbigen Glases nach selbsterfundenen eigenartigen Verfahren, deren Ergebnisse höchst bemerkenswert waren. Sein geistiges Eigentum ist unbedingt das „amerikanische“ oder „Tiffany“-Glas, das jetzt weltbekannt ist. Er selbst sagt über die von ihm als erstem erzielten kombinierten Wirkungen:

„Ich benutzte jede nur brauchbare Art Glas und sogar Edelsteine wie Amethyst und dergleichen. Licht- und Schattenwirkungen suchte ich durch Anwendung von gestreiftem Glas, mehrfarbigem und in Formen gepreßtem Glas wie auch aus in Formen geschnittenem oder gegossenem Glas, endlich von solchem Glas, in dem andres Glas musterförmig eingelassen war, zu erzielen. Auch bemalte ich das Glas an gewissen Stellen sehr sorgfältig, sodaß solch Fenster sozusagen eine Musterkarte aller nur denkbaren Glassorten ist.“

Diese Beschreibung wirft ein interessantes Licht auf La Farges Erfindungssinn und Tätigkeit und zugleich auf die Herstellung der seit einigen Jahrzehnten in Amerika so beliebten bunten Glasfenster. Bei einem Besuch einer Fabrik wie die von Tiffany ist man überrascht von der Mannigfaltigkeit und Originalität der Erzeugnisse. Wir finden eine prachtvolle Sammlung von Glaswaren, vom monumentalen Kirchenfenster bis zu köstlichen Kleinigkeiten; ferner bewunderungswürdige Nachbildungen alten schweizer, böhmischen und venezianischen Glases, in natürlichen oder konventionellen Mustern und auch mit bloß ornamentaler Zeichnung, wie sie jetzt vorwiegend gewählt wird. In diesem Buntglas und in Glasmosaik hat die Neue Welt ganz neue dekorative Mittel geschaffen.

Die Pariser Weltausstellung bot gute Gelegenheit dafür, einen Überblick über die gesamte Tätigkeit der zeitgenössischen amerikanischen Maler und über die Kunst der letzten Jahrzehnte zu gewinnen. Moderne Maler aus allen Ländern fanden sich hier mit ihren besten Leistungen ein, und Frankreich erwies der Kunst der ganzen Welt alle nur denkbare Ehre, indem sie sie

den Besuchern in würdigster Weise vorführte. In der Anordnung und Einrichtung der Ausstellung und in der Belichtung der Bilder bekundeten sich französischer Geschmack und französisches Geschick aufs allerbeste. Die amerikanische Abteilung gehörte zu den fesselndsten und erfolgreichsten. Sie enthielt 255 Bilder, 41 Miniaturen und etwa 100 Zeichnungen, Stiche und Radierungen — aus denen allen der Beschauer ein getreues Bild von der künstlerischen Höhe des Landes gewann. Die große Zahl der dort vertretenen Künstler macht es unmöglich, sie und ihre Werke im Einzelnen zu betrachten; und da viele von ihnen noch jung in ihrer Kunst sind, überläßt man das Urteil über sie am besten künftigen Kritikern.

Die Namen der meisten jetzt lebenden amerikanischen Künstler sind den Besuchern der jährlichen Kunstausstellungen wohlbekannt und ihre Werke in den illustrierten Blättern und Zeitschriften oft reproduziert. Sie stellen regelmäßig im Pariser Salon, in der Londoner Royal Academy und dem Münchener Kristall-Palast aus, und verschiedene von ihnen haben in europäischen Städten ihre Ateliers.

Im Jahre 1900 waren sie auf dem Marsfelde vollzählig vertreten, und dort bot sich die trefflichste Gelegenheit, ihre Kunst als Ganzes und ihre Sondereigenschaften und Einzelvorzüge zu studieren. Besonders möchte ich die bemerkenswerten figürlichen Kompositionen von Miller, Brown, Brush, Eaton, Thaupe, Dewing, Melchers, Abbey, Homer, Walker und Hassam erwähnen; ferner die Bildnisse von Whistler, Sargent, Alexander Benson, Henry Kendall und Shannon; die Landschaften von Wyant, Martin, Ryder, Woodbury, Walker und Weyslon. Die außerordentlich tüchtige Sammlung schien auf die Beschauer einen tiefen Eindruck zu machen und bot eine einzigartige Gelegenheit, sich ein Urteil besonders auch über das Können der jüngsten Vertreter amerikanischer Kunst zu bilden.

Vor einzelnen Gemälden machte man, betroffen von der künstlerischen Konzeption und Treffsicherheit so junger und ver-

hältnismäßig unbekannter Künstler, unwillkürlich Halt. Einige von ihnen wirkten besonders durch den Mut und die Kraft des Ausdrucks. An Ehrgeiz und Kühnheit mangelte es nicht, nur Eigenart und tiefere Empfindung vermißte man. Diese Kritik trifft nicht nur die Gesamtheit, sondern auch die starken Individualitäten. Selbst bei den Besten zeigt sich ein Streben, technische Fertigkeit über Gefühlsinhalt und -Ausdruck zu stellen.

Als Ganzes stand die Ausstellung auf der Stufe hoher Vollendung, und manch ein großer Meister war unter den Ausstellern. Die Namen vieler dagegen waren dem europäischen Publikum noch neu, ein Umstand, der das Interesse für ihre Leistungen jedoch nur erhöhte. Ich erinnere mich noch, mit welchem Vergnügen ich hier und da stehen blieb und bald die Landschaften von Mc Ewen und Vounch, die Figuren und Gruppen von Melchers, Tasbell und Vedder und die Naturstudien von Foster, Gibson, Bohm, Coffin, Fromuth und Butler bewunderte.

Farbengebung und Wirkungen waren warm, leuchtend und lebensvoll. Aus den Bildern sprach eine aufrichtige Liebe zur Natur und eine getreue Wiedergabe ihrer Formen, sowie das Bestreben, die Außenwelt nicht vom objektiven, sondern vom subjektiven Standpunkt aus zu malen.

Der Einfluß der Barbizon-Schule oder vielmehr der japanischen Impressionisten war augenfällig. Überdies spiegelten ihre Werke mehr die guten und schlechten Seiten des modernen Geschmacks als des Künstlers persönliche Eigenschaften und Einfälle wider. So großes Talent und noch höheres Geschick die Künstler auch zeigten, hatten sie sich doch zu häufig der Anwendung vorübergehender Moderichtungen befleißigt.

Unter die selbständigsten Meister zählen Alexander, Shannon, T. Dewing, H. Walker und C. Thayer, deren Kunst voll entwickelt, von den Schwankungen der Unreife frei ist und die Harmonie, das gesunde Gleichgewicht ihres künstlerischen Temperaments offenbart.

Das Bildnis des berühmten Bildhauers Rodin und das Gemälde „Mutter" von Alexander überraschten mich durch kluge Einfachheit und kühne Ausführung. Am angenehmsten berührten bei Alexander die Feinheit und Ursprünglichkeit seiner Arbeiten.

Ähnlich schlichte realistische Eigenschaften zeigen die Bilder von T. Shannon, Wiles, Kendall, Lockwood, Vinton und Benson; alle diese Künstler suchen echtes Leben und nicht Posen zu geben, den inneren Sinn und nicht bloß den äußeren Schein festzuhalten. Unter den Künstlerinnen mögen Cäcilie Brau, Adelaide Chase, Lucia Fuller und Sarah Sears genannt werden, deren Bilder auf den internationalen Ausstellungen viel bewundert werden.

Zu den mutigsten Vorkämpfern der Freilichtmalerei gehören Horatio Walker, Alexander Harrisch, Childe Hassam und Frank Benson. Sie stellen gern warmes Sonnenlicht mit seinen wechselnden Effekten und dem tiefen Schatten dar, unbekümmert um künstlerische Schönheit. Luftwirkungen scheinen ihnen wesentlicher zu sein als das Gegenständliche. Ihre Bestrebungen sind sehr interessant, und wenn auch bisweilen unerfreulich, zeugen sie doch für eine neue Phase in der Kunstentwicklung der Vereinigten Staaten.

Die beiden Meister, deren ich am Eingang dieser Schilderung Erwähnung tat, Whistler und Sargent, herrschen zurzeit auf dem Gebiete der Kunst in Amerika.

Eine Beurteilung ihrer Kunst würde aus dem Rahmen dieser flüchtigen Skizze fallen, sind sie doch mehr international als national und ist ihr Ruf doch so weit verbreitet, daß ich weder zu ihrem Lobe noch Tadel irgend etwas hinzufügen könnte. Seit Whistlers Bildnis seiner Mutter und Sargents „Carmencita" nebeneinander in der Galerie des Luxembourg gehangen, sind beide beständig gepriesen und bewundert worden. Die rauhen Pfade, auf denen sie zur Höhe des Kunsthimmels emporklommen, ihre Kämpfe zur Behauptung ihrer Ideale, ihre

Niederlagen und ihre Triumphe sind höchst bedeutsame Vorgänge in der Kunstgeschichte.

James Abbot Mc Neill Whistler kam in Neu-England zur Welt, doch hatte seine überseeische Geburt auf seine Künstlerlaufbahn keinen Einfluß. Noch ein Knabe, wurde er samt seinen Angehörigen nach Rußland mitgenommen, wo sein Vater, ein ausgezeichneter Ingenieur, beim Bau der Petersburg—Moskauer Eisenbahn tätig war. Hier erhielt der Sohn seinen ersten Zeichenunterricht. Nach des Vaters Tode kehrte er mit seiner Mutter in die Vereinigten Staaten zurück. Gemäß der Familienüberlieferung trat er in die Militärschule zu West-Point ein, blieb aber nicht lange dort, da seine Dienstuntauglichkeit sich bald herausstellte. Darauf erhielt er einen bescheidenen Posten im Küstenwachdienst, aus dem er seiner unpünktlichen und flüchtigen Gewohnheiten wegen bald ausscheiden mußte. In den fünfziger Jahren begann er seine künstlerische Tätigkeit in Gleyres Atelier in Paris. In jener Zeit gehörte Whistler mehr durch seinen Witz als durch seine Kunst der Welt der Bohême an. Der Whistler jener Zeit ist der Nachwelt in „Trilby" überliefert worden, wo er als Joe Sibley erscheint.

Im Jahre 1859 sandte er ein Bild in den Salon, doch es wurde abgewiesen.

Im folgenden Jahre wurde sein Bild wieder zurückgewiesen. Entmutigt und angewidert verließ er Paris und ließ sich in London nieder, im Chelsea-Bezirk, wo er im freundschaftlichen Verkehr mit Rosetti, George Elliot, Carlyle und andern berühmten Leuten lebte. Hier malte er seine besten Bilder und schrieb seine Witzblätter. In diesen Jahren entstanden seine beiden Meisterwerke, die Bildnisse seiner Mutter und Carlyles, auch schuf er die berühmten Farbensymphonien, das bekannte Pfauenzimmer im Leylandhaus, Prince's Gate, und schrieb die beißenden Philippiken, die später gesammelt unter dem Titel „Gemütliche Kunst sich Feinde zu schaffen" erschienen.

In dieser Zeit erwarb er sich Ruhm und viele Feinde und

wurde der Gegenstand zahlreicher boshafter Angriffe und bissiger Kritiken. Ruskin war sein bedeutendster und gefährlichster Angreifer. Von Whistlers „Nacht", die in der Grosvenor-Galerie ausgestellt war, schrieb er:

„Um Herrn Whistlers selbst willen ebenso sehr wie im Interesse des Käufers hätte Herr Coutts Lindsay nicht Werke zur Ausstellung zulassen sollen, bei denen der unerzogene Trieb des Künstlers absichtlicher Betrügerei so nahe kommt. Ich habe schon vordem oft von Cockney-Unverschämtheit gehört, aber nie für möglich gehalten, daß ein Narr zweihundert Pfund dafür verlangen könnte, daß er dem Publikum einen Topf Farben ins Gesicht schleudert."

Während seines Chelseaer Aufenthalts schuf er viele seiner Radierungen und Stiftzeichnungen, und es ist interessant, die eben gehörte Kritik Ruskins über seine Malerei mit einem Urteil Pannells über diese Radierungen zu vergleichen. Pannell schreibt folgendes: „Whistler war der größte Radierer und vollendetste Lithograph, der je gelebt hat. Man wird zwar einwenden, daß Whistler nicht solche Blätter geschaffen hat wie „Die Hundert", „Die drei Bäume", „Die Kreuzesabnahme" und „Christus vor Pilatus". Das ist richtig, und der Grund dafür ganz einfach. Solche Stoffe sind heute nicht mehr die Mode und noch mehr: es lag kein Grund vor, weshalb er es hätte tun sollen. Als Rembrandt lebte, war es Mode, klassische Kompositionen zu entwickeln, und das tat er in erstaunlichem Maße. Ich hätte statt „Mode" besser „Überlieferung" sagen sollen, was meiner Absicht näher gekommen wäre. Whistler hält sich treu an einige Überlieferungen, an andre nicht. Er sah keine Notwendigkeit, zugunsten des Sammlers große Blätter zu schaffen. Ob Whistler seine Radiernadel für die gleichen Zwecke hätte verwenden können, vermag ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß er es nicht getan hat, daß er nie einen pot boiler (eine überstürzte Arbeit) gemacht hat — meinetwegen keine Komposition; und daß er gegen die großen Blätter protestierte:

„Das große Blatt ist schauderhaft.“ Daher kann er mit Rembrandt am besten in der Behandlung der Gegenstände verglichen werden, die beide Künstler radierten, weil sie das Radieren liebten . . . . . Die Methoden wechseln, aber die Resultate sind immer die gleichen. Es ist das Größte, Vollendetste, was ein Radierer je geleistet hat.“

Nach diesen beiden extrem entgegenstehenden Ansichten wollen wir einmal sehen, wie der Meister selbst über sein Werk urteilt. Er schreibt an einen Freund: „Ich bin anspruchsvoll und schwierig geworden, ganz verschieden von dem, was ich war, als ich alles durcheinander auf die Leinwand brachte, da ich wußte, daß Instinkt und Farbenschönheit mir durchhelfen würden. Wie habe ich mich selbst erzogen! oder besser, welch schrecklichen Mangels an Erziehung bin ich mir bewußt! Was für ein Maler könnte ich bei meiner schönen Veranlagung jetzt sein, hätte ich nicht, eitel und zufrieden mit diesen Kräften, alles andre außer acht gelassen!“

Dieser aufrichtigen Selbstkritik ist nichts hinzuzusetzen, und man fragt sich unwillkürlich, ob Whistler sich in seinen glänzenden und bisweilen unvollkommenen Werken jemals wahrer offenbart hat als in diesen wenigen tiefempfundenen Worten.

Sargents Laufbahn war von Anfang an außergewöhnlich glücklich. In Florenz, der Stadt des ewigen Frühlings, geboren und aus wohlhabender Familie, genoß er alle Vorteile einer guten Erziehung und Bildung. Seine künstlerischen Neigungen verrieten sich bald, und schon im Kindesalter zeigten seine Zeichnungen ausgesprochenes Talent. Er begann seine Studien auf der Akademie zu Florenz und setzte sie im Atelier von Carolus Duran in Paris fort. Seine Besuche in Madrid und Sevilla und sein dortiges Studium der Malweise der großen spanischen Meister, besonders Velasquez sind von bleibendem Einfluß auf seine Kunst gewesen.

Von Anfang an wurden seine Bilder auf den bedeutenden Ausstellungen angenommen und wurden Gegenstand interessierter

Besprechung. Sein erstes epochemachendes Werk war „Carmencita", das in den achtziger Jahren im Salon ausgestellt wurde und jetzt im Luxembourg hängt. Heute sind Sargents Bildnisse Jahr für Jahr bedeutsame Erscheinungen im Salon und der Royal Academy in London, werden stets mit Spannung erwartet und bilden das künstlerische Ereignis des Jahres.

Immer wieder wendet sich die Bewunderung des Publikums mit neuer Begeisterung der großen, einzig dastehenden Charakterisierungsgabe zu, über die der Meister verfügt. Dieses „scharfsinnige Erfassen der menschlichen Natur", wie Walker McSpadden es bezeichnet, hat seinem Pinsel eine prachtvolle Sicherheit in der Erreichung der Ähnlichkeit verliehen. Sein Bildnis von W. M. Chase ist als „Chase ähnlicher als Chase selbst" beschrieben worden, ein glückliches Paradoxon, das mehr und besser Sargents Realismus erschöpft, als ein ganzes Kapitel der Kritik. Niemand, der die Skizze von T. Jefferson gesehen, wird sie je vergessen: nur ein paar rohe Pinselstriche, augenscheinlich mit sorgloser Leichtigkeit in einem müßigen Augenblick auf die Leinwand gehauen, und dabei was für eine lebendige Ähnlichkeit! Diese unfertigen Skizzen gehören zu den charakteristischsten Schöpfungen des Malers und sind bewundernswerte Offenbarungen seines Genius. In dieser Periode seiner Kunst, den sogenannten „Wertheimer Serien", hat er sich selbst übertroffen.

Wer den Vorzug gehabt hat, ihn in seinem geräumigen Atelier in der Titusstraße zu London bei der Arbeit zu sehen, muß bewundern, wie meisterhaft kühn er seinen Vorwurf skizziert und wie ernst er nachdenkt, bevor er die Farben anlegt.

Sargent ist aber nicht nur ein hervorragender Porträtist, sondern auch ein Historienmaler. Seine dekorativen Schöpfungen für die Galerie der Bostoner Bibliothek sind in ihrer Art unübertrefflich. Und er steht noch auf der Höhe seiner Kraft, voll befähigt, uns weitere Meisterwerke zu geben; ja, vielleicht soll sein magnum opus, das ihn auf dem Höhepunkt seines Genies zeigen soll, erst noch gemalt werden.

Die amerikanische Kunst steht noch im Entwicklungsstadium. Die Maler von heute sind die Vorläufer derer, die das bevorstehende goldene Zeitalter zieren sollen. Wenn es auch schon Künstlerindividualitäten von ausgezeichnetem Können gegeben hat, so ist doch die Kunst selber noch nicht voll entwickelt oder verstanden. Bis jetzt hat die Nation weder Zeit, Gelegenheit noch Neigung gehabt, sich verständnisvoll für die schönen Künste zu erwärmen. Der Gelderwerb und die materiellen Forderungen des Lebens haben die gesamte nationale und individuelle Tätigkeit beansprucht. Da ist es nicht zu verwundern, daß sich der Kunstsinn nicht recht entwickelt hat.

Wer Bilder kaufte, tat das weniger als Liebhaber, denn als Kaufmann. Der Erwerb von Bildern namhafter Künstler, deren Wert wahrscheinlich noch steigen konnte, wurde als gute Kapitalsanlage betrachtet. Reiche Leute kauften Gemälde in den besten Londoner und Pariser Ateliers, wie sie Möbel und Kleidung in den besten Geschäften kauften. Die meisten wohlhabenden Leute erwarben hübsche, gefällige Darstellungen lieblicher oder schwermütiger Landschaften und Szenen, um damit ihre Behausungen zu schmücken und zu beleben, und noch immer herrscht Nachfrage nach solchen Bildern. Um über amerikanischen Kunstgeschmack zu urteilen, muß man nicht nur die öffentlichen Galerien, sondern auch die Privatsammlungen besichtigen und die zahlreichen Versteigerungen aufsuchen. Hier überrascht einen höchlichst das merkwürdige Gemisch von schäbigen Sudeleien und wahren Meisterwerken. Welche von beiden Sorten aber dem Käufer am besten gefallen, ist kaum zu entscheiden. Oder sollte er, innerlichst ganz gleichgültig gegen beide, am bloßen Besitze seine Freude haben?

In kurzer Zeit wird die Zahl der Liebhaber und Kenner bedeutend zunehmen. Schon gibt es in Städten wie Boston, Philadelphia und New York eine feinsinnige, künstlerische Gesellschaft. Und in ihr wieder einen engeren Kreis, der über ausgedehnte Kenntnisse und gesundes Urteil verfügt und dessen

ästhetisches Empfinden aufs höchste entwickelt ist. Die Mitglieder dieser Gruppen haben jedoch meist lange in europäischen Städten gelebt, und daher ist ihr Geschmack mehr europäisch als amerikanisch.

Das ist vornehmlich der Fall bei zwei schon erwähnten Künstlern, die in Ausdruck und Empfinden international sind. In der Tat liegt die Frage nahe, wieso Whistler, der außerhalb lebte und wirkte und nur als Knabe ein paar Jahre die Vereinigten Staaten gesehen hat, und Sargent, der sogar im Auslande geboren ist, amerikanische Künstler genannt werden können. Darauf antwortet man am besten mit den Worten eines Amerikaners, Gaffin, der zweifellos amerikanische Ansichten vertritt, wenn er sagt:

„Oft hört man die Frage auch in etwas andrer Form: Gibt es eine ausgesprochen amerikanische Malschule? und wenn dem so ist, wie verhält sie sich zu andren Schulen? Aber genau genommen gibt es nirgends eigentliche Schulen, da ihre frühere Existenzberechtigung jetzt nicht mehr vorhanden ist. Der ganze Zug der modernen Kunst ist auf einen Freihandel in Motiven und Methoden gerichtet gewesen, dessen Clearinghouse für die ganze Welt Paris geworden war. Aber während jene Zeit vorüber ist, da geschlossene Künstlergemeinschaften irgendeine bestimmte Überlieferung pflegten, oder dem Einfluß eines Führers folgten und Werke schufen, die alle den Stempel gleicher Empfindung und Ausdrucksweise trugen, so ist es doch fraglos richtig, daß örtliche Bedingungen, wie Rasseneigentümlichkeiten und äußere Umgebung, die Kunstwerke jedes Landes mit einer gewissen allgemeinen Eigenart ausstatten. Unschwer kann man z. B. vor einem gegebenen Bilde mit Sicherheit entscheiden, ob es holländisch oder deutsch, französisch oder englisch ist. Gibt es nun irgendein entsprechendes Merkmal, aus dem man ebenso sicher schließen dürfte, daß dies und jenes Bild von einem amerikanischen Künstler gemalt ist? Ich glaube, daß es solche Merkmale gibt!"

Darauf versucht Gaffin zu erklären, warum die holländische Kunst so charakteristisch ist, indem er seine Erläuterungen auf äußere Dinge basiert. Er fährt dann fort:

„Man sieht sogleich, daß eine ähnliche Gefühlsgleichheit in den Werken der amerikanischen Künstler kaum vorhanden sein kann. Selbst wenn sie in der Anbetung der malerischen Schönheiten ihres Vaterlandes eins wären, so bietet doch das Land selber keine so geschlossene Einheitlichkeit der Einwirkung auf den Beschauer. Sowohl in topographischer Hinsicht wie in den noch weit wichtigeren atmosphärischen Verhältnissen mit ihren wechselnden Stimmungen, mit dem mannigfachen Ausdruck und inneren Gehalt der Szenerien, bietet das Land eine große Fülle von Unterschieden."

Von den neuen realistischen und impressionistischen Strömungen, denen sich fast die gesamte amerikanische Künstlerjugend angeschlossen hat, sagt er:

„Diese Erscheinung ist wohlverstanden eigentlich recht spät gekommen, denn sie wiederholt ja nur, was Courbet und Manet für die Erfrischung und Kräftigung der französischen Kunst vor 40 Jahren getan haben. Diese waren jedoch die tonangebenden Maler dessen, was die Schriftsteller der Zeit an Theorien und praktischen Forderungen vertraten. Und Maler wie Schriftsteller gehörten zu jener naturalistischen Bewegung, die den Zeitgeist beherrschte. Aber seitdem hat sich das Rad gedreht. Der Naturalismus ist nicht mehr ein Motiv, er ist jetzt nur noch eins von den Mitteln, die zum Ziele führen. Die Menschen sind in der Tat dieser Diät etwas überdrüssig geworden, da sie gefunden haben, „man könne nicht von Brot allein leben". Wieder einmal haben sich die geistigen Bedürfnisse der Menschen geregt und verlangen nach Nahrung. Im Auslande, besonders in Deutschland, haben die fortgeschrittensten Maler diese Abkehr vom Materialismus erkannt und nehmen darauf Rücksicht. In Amerika warten wir auf eine ähnliche Erkenntnis und Beherzigung derselben von seiten der hiesigen Maler."

Die Schwarzen.

Meine erste Bekanntschaft mit der schwarzen Rasse machte ich, wie fast alle Fremden, durch meinen Diener. In dieser Hinsicht habe ich keinen Grund zur Klage gehabt. Es war ein ruhiger, verständiger Mann, ein Familienvater, der seinen Obliegenheiten eigen und gewissenhaft nachkam. Seine Manieren waren so gut wie die eines gut geschulten englischen Kammerdieners, und er war stets äußerst höflich.

Diese Erfahrung machte ich in den nördlichen Staaten, wo die Neger in der Minderheit sind, und hätte ich unter dem Einfluß meiner ersten Eindrücke über sie geschrieben, so würde ich wahrscheinlich dem Beispiele vieler höchst verdienstvoller Schriftsteller gefolgt sein und die gegen die Schwarzen in Amerika herrschenden Vorurteile streng verurteilt haben. Vor allem aber hätte ich meine Stimme zum Protest gegen das schreiende Unrecht erhoben, das den Farbigen in sozial und politisch tätigen Kreisen zugefügt wird.

Meine zweite Erfahrung machte ich mit den Schaffnern der Pullmanwagen. Das war nicht so angenehm. Diese Beamten schienen von dem Wahne befangen, daß die Reisenden zu ihrem, der Neger, Privatvergnügen da seien. Nie wird es ihnen einfallen, solche kleinen Dienste zu leisten, die die Bequemlichkeit der ihnen anvertrauten Fahrgäste erhöhen könnten; sie behandeln die Reisenden tatsächlich fast geringschätzig und stolzieren in ihren stattlichen bortenbesetzten Uniformen und betreßten Mützen umher, einzig erfüllt von dem Gefühl ihrer Würde. Mit kin-

dischem Vergnügen scheinen sie sich einzubilden, sie seien die Herren des Publikums, statt seine Diener. In vielen Fällen haben sie es selbst an der allernötigsten Rücksichtnahme auf die Wünsche der Reisenden fehlen lassen, und daher ist auf ein oder zwei Linien ein Versuch gemacht worden, die farbigen Diener durch weiße zu ersetzen. Man hat dies System aber nicht durchführen können, da die Weißen in Amerika jeder Art von Dienstbotenarbeit abhold sind.

In Washington bot sich mir gute Gelegenheit, mit dem Leben der schwarzen Bevölkerung näher bekannt zu werden. In der Hauptstadt der Vereinigten Staaten gibt es besondere Negerviertel und ganze, nur von Schwarzen bewohnte Straßen. Da haben sie ihre eigenen Kirchen und Schulen und halten sich ganz für sich. Durch verschiedene Berufsarten, denen sie obliegen, erwerben sie sich einen bescheidenen Lebensunterhalt. Bald sind sie Hausbedienstete, Droschkenkutscher, Wäscher, bald Straßenhändler, Bänkelsänger und Schaubudenkünstler — sie verschmähen keinerlei Beschäftigung. Ihre Lebensweise ist stets sehr einfach, und mit ihren großen Familien wohnen sie in kleinen Holzhäusern zusammengepfercht, die zwar sehr anspruchslos aussehen, aber doch das Auge des Vorübergehenden durch irgendeine Seltsamkeit auf sich lenken. Die Schwarzen haben eine Vorliebe für Flitterputz und grelle Farben, und wenn ihnen ihre Armut keinen weiteren Aufwand gestattet, so haben sie sicher Fensterjalousien aus irgendeinem auffallenden Stoffe. Abends, zur Vesperstunde, wenn die Männer von der Arbeit heimkommen, werden die Straßen belebt, und der Marktplatz füllt sich. Alle Familienmitglieder, groß und klein, machen es sich in ihren Schaukelstühlen bequem und rauchen eine Friedenspfeife. Dann schwingen sich die alten Pflanzerlieder zu den Klängen des banjo (einer Art Gitarre) sacht durch die Abendluft. Diese Negerviertel bilden eine Stadt für sich, deren Bevölkerung nicht nur in der Hautfarbe, sondern auch in ihren Sitten und Anschauungen völlig von der übrigen abweicht. Ihre geistigen Fähigkeiten kann man

am besten nach einem Besuch in den Schulen beurteilen, und da wird man finden, daß die kleineren Kinder gewöhnlich eine scharfe und schnelle Auffassungsgabe haben und leicht lernen. In der Zeit der Reife jedoch tritt in den meisten Fällen ein Stillstand ein; verwickeltere und höhere Studien können sie nicht bewältigen, sie werden mutlos und geben das Lernen auf. Am liebsten haben sie die Lehrgegenstände, die sich an ihre Einbildungskraft wenden, die Naturwissenschaften dagegen, und besonders die Mathematik, lassen sie ganz kalt.

Bezüglich der Frage, die so oft von Sozialpolitikern erörtert wird, ob es möglich ist, die Neger durch die Erziehung auf eine höhere sittliche Stufe zu erheben, möchte ich bemerken, daß die Schwierigkeit wohl weniger bei den Individuen als bei ihrer Umgebung, ihrer sozialen Lebensatmosphäre liegt. Man wirft ihnen Hang zum Betrügen vor — aber sind an diesem Fehler nicht zum größeren Teile ihre Erziehung und ihre frühesten Kindheitseindrücke schuld?

Wir wollen einmal betrachten, was für eine Vergangenheit hinter der schwarzen Rasse liegt, bevor wir sie wegen ihrer gegenwärtigen Eigenschaften verdammen. Noch vor ein paar Jahrzehnten waren die Neger Sklaven. Die Freiheit wurde ihnen plötzlich zuteil, ehe sie noch reif dafür waren, ehe sie genügende Zivilisation besaßen, um einen gehörigen Gebrauch von ihrer Unabhängigkeit zu machen. Und daher ist auch die Frage der Erziehung so höchst ernst, denn man *muß* diesen großen Bruchteil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten auf ein so hohes Kulturniveau stellen, daß alle Furcht vor der „schwarzen Gefahr" beseitigt wird.

Die Gesamtzahl der Schwarzen in den Vereinigten Staaten wird annähernd auf 9000000 geschätzt, eine Zahl, die im Verhältnis zu etwas über 80000000 Weißen nicht gerade beängstigen kann. Die als „schwarzer Schrecken" bezeichnete Gefahr und die etwa entstehenden Komplikationen beschränken sich auf die Südstaaten, in denen die Schwarzen an Zahl die Weißen nicht nur

erreichen, sondern oft übertreffen. In den Staaten Mississippi und Süd-Carolina bilden sie mit 58 Prozent der Bevölkerung die Mehrheit, in Louisiana 47, in Georgia 46, in Alabama 45 und in Florida 43 Prozent, oder beinahe die Hälfte der Gesamteinwohnerzahl. In Virginia und Nord-Carolina gibt es noch immer mehr als 35 Prozent und in Arkansas, Tennessee, Texas und Maryland beträgt ihre Zahl 20 bis 30 Prozent der Bevölkerung. In den übrigen Staaten ist der Schwarzenkontingent erheblich geringer, und somit liegt die Gefahr weniger in der Gesamtzahl der Schwarzen in den Vereinigten Staaten als in ihrer Anhäufung in gewissen Bezirken, besonders in den Küstengebieten am Golf von Mexiko und am Atlantischen Ozean.

In den inneren Staaten des Südens überwiegen sie zwar auch noch an Zahl, aber doch in bescheidenerem Maße, und im übrigen sind sie als entschiedene Minorität ziemlich gleichmäßig über das Land verteilt.

Die Ansammlung in den südlichen Gegenden verursacht unvermeidlich ernste Schwierigkeiten, und noch schwerwiegender als die politischen Fragen und die endlosen Reibungen, die sich daraus ergeben, sind die einschlägigen sozialen Probleme. Seit der vor einem halben Jahrhundert, im Jahre 1865, erfolgten Aufhebung der Sklaverei genießen die Neger, nach der allgemeinen Annahme, die gleichen sozialen und politischen Rechte wie die weiße amerikanische Bevölkerung. Ein allgemeines Stimmrecht besteht. Nach dem Wortlaut der Verfassung herrscht Gleichheit zwischen den Nachkommen der Entdecker des Landes und denen der Sklaven. In Wirklichkeit aber ist dies Gesetz nie durchgeführt worden. Erstens haben die Neger, ungeachtet ihrer plötzlichen Befreiung, sich um politische Dinge nicht gekümmert, weil sie ihre sämtlichen Kräfte darauf richteten, unter den veränderten Umständen für sich selber zu sorgen. Überdies hat die Mehrzahl dieser alten Plantagenarbeiter noch bei weitem nicht die Kulturhöhe erreicht, die sie dazu befähigte, sich oder dem Staate durch ihre Mitarbeit an der Verwaltung des Landes zu

nützen. In den Distrikten, wo sie scheinbar ein regeres Interesse an der Politik nahmen, geschah es fast immer nur auf das Drängen von Agitatoren und Abenteurern aller Art.

Die allgemeine Erfahrung hat gelehrt, daß um des öffentlichen Friedens willen die niederen Klassen vom politischen Schauplatz ausgeschlossen werden müssen. Zu diesem Zwecke sind in verschiedenen Staaten aller Art Vorbeugungsmaßregeln getroffen worden. In Mississippi zum Beispiel wird das Stimmrecht nur denen gewährt, die verstehen, was die nationale Verfassung ist. In Süd-Carolina ist Lesen- und Schreibenkönnen die Vorbedingung für die Erlangung des Stimmrechts. Auch in Virginia und den andern Südstaaten sind ähnliche Einschränkungen gemacht worden, die alle Handhaben für die Fernhaltung der Schwarzen und aller politisch Ungeeigneten von der Wahlurne bieten.

Diese Maßnahmen sind zwar oft unbestimmt und lassen ein gut Teil willkürlicher Auslegung zu, haben aber unbedingt viele Jahre hindurch die unruhigen Elemente in Schach gehalten und den Staaten ihren Frieden gesichert.

Wo immer man versucht hat der Frage näher zu treten, ist die allgemeine Unzufriedenheit umso stärker hervorgetreten, und je buchstäblicher man das Verfassungsgesetz durchgeführt hat, desto heftiger hat die Agitation eingesetzt. Die unparteiischsten und ernsthaftesten Staatsmänner sind nicht imstande gewesen, bestimmte Mittel zur Beseitigung der bestehenden Schwierigkeiten anzugeben. Die Frage beschäftigt die öffentliche Meinung aufs allerlebhafteste. Viel ist darüber geschrieben, häufig an Parteitagen und im Parlament darüber gestritten worden — doch bis jetzt stets ohne befriedigendes Ergebnis.

Unterdessen nimmt die Zahl der gebildeten Schwarzen beständig zu. Kehren solche Männer nach Beendigung ihrer Universitätsstudien in ihr Heimatdorf zurück, so erwerben sie leicht große Beliebtheit und fordern für die Ihrigen energisch die Rechte, die ihnen die Verfassung zugesteht. Schlägereien

zwischen Weißen und Schwarzen werden immer häufiger und nehmen von Tag zu Tag einen bedrohlicheren Charakter an; der Haß des weißen Arbeiters auf seinen schwarzen Bruder vertieft sich mit der Zeit, statt sich zu mildern.

Jahrhunderte werden vergehen müssen, ehe die Antipathie überbrückt und die Unterschiede in Anlage und Gemütsart, die solange beide Rassen getrennt haben, ausgeglichen sind, und noch vieler Generationen wird es bedürfen, um die Schwarzen auf diejenige Höhe der Zivilisation zu erheben, die sie der weißen Bevölkerung gleichstellt. Die bestehende Abneigung beruht zwar zum Teil auf der geistigen Minderwertigkeit der Neger, verstärkt aber wird sie noch durch die physische Überlegenheit der niederen Rasse. Die amerikanischen Neger sind fruchtbarer als die Weißen, und das ist an sich ein triftiger Grund zur Beunruhigung. Aber bei genauerer Erwägung ist die Gefahr nicht so groß wie sie auf den ersten Blick erscheint. Gewiß ist die Geburtenziffer bei den Schwarzen höher als bei den Weißen, aber wenn man den beständigen Zustrom von Einwanderern in Rechnung zieht, so stellt sich das Verhältnis zwischen der weißen und der schwarzen Bevölkerung doch für die erstgenannte günstiger. Amtliche Aufstellungen zeigen, daß die schwarze Bevölkerung seit Beginn des vorigen Jahrhunderts im Verhältnis ständig abgenommen hat. Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bildeten die Schwarzen 19 Hundertstel der Gesamtbevölkerung, und im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts war ihre Zahl auf 11 Prozent zurückgegangen.

Aber angesichts des Umstandes, daß die Zunahme der weißen Bevölkerung vorwiegend der Einwanderung zuzuschreiben ist und nicht den Geburten, wundert man sich nicht darüber, daß ein Notschrei durch das Land hallt und der „Rassenselbstmord" als eines der größten nationalen Übel hingestellt wird. Ruft nicht der Präsident selber zum Kampfe gegen diese „Geißel" der Großstädte auf? Wenn man jedoch wie die Leser dieser Blätter weiß, daß jährlich Hunderttausende von neuen Ansiedlern

in den verschiedenen Häfen des Atlantischen Ozeans landen, um sich dauernd in den Staaten niederzulassen, so scheint ein Übergewicht der Schwarzen zum Schaden der Weißen nicht in gefahrvolle Nähe gerückt zu sein. Die ausgezeichneten, ja selbst eminent tüchtigen Männer farbigen Ursprungs stehen doch nur vereinzelt da und bilden die Vorläufer, während der Rasse als solcher jede führende Rolle im politischen, geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben versagt bleibt, ihre Angehörigen aus der guten Gesellschaft und den vornehmsten Klubs ausgeschlossen und in erstklassigen Hotels und Restaurants nicht zugelassen sind.

Es läßt sich schwer entscheiden, inwieweit diese Ausschließung gerechtfertigt ist. Sie widerspricht zwar dem liberalen Charakter der Verfassung und ist unvereinbar mit dem amerikanischen Grundsatz der Gleichheit, aber es scheint doch, als hätten die gegenwärtigen Zustände diese Maßnahmen geradezu nötig gemacht. Die Neger in den Vereinigten Staaten haben eine schiefe Stellung, und zweifellos ist die ihnen zugefügte Behandlung höchst empörend für diejenigen unter ihnen, die sich durch natürliche Begabung, überlegenen Verstand und besonders durch eifrige Studien und eine selbsterworbene hohe Kultur über die Mehrzahl ihrer Brüder erhoben haben und in jeder Hinsicht ihren weißen Landsleuten ebenbürtig sind. Die soziale Lage ist ihnen ungünstig. Die Rassenvorurteile, mit denen sie zu kämpfen haben, scheinen unausrottbar tief eingewurzelt. Das Gefühl des Widerwillens gegenüber den Schwarzen ist heute in der Tat stärker als je zuvor; denn früher in den Tagen der Sklaverei empfand man doch wenigstens Mitleid für sie. Jeder Weiße mit einem Funken von Gefühl in der Brust mußte warmes Mitgefühl für diese Unglücklichen hegen; aber als sie, zugleich mit der Aufhebung der Sklaverei, angeblich gleiche Rechte mit den Weißen erhielten, schlug das Mitleid in Verachtung und vielfach in Haß um. Wie tief dieser Haß sitzt, geht aus dem Lynchgesetz hervor, dessen Anwendung oft auf Rachgier zurückging und das sich überhaupt oft nur als Ausdruck der Rachsucht darstellte. In

den Zeitungen hat man gräßliche Berichte von seiner Handhabung lesen können, deren empörende Einzelheiten man nur als Reste alter Barbarei in den Vereinigten Staaten betrachten kann.

Gegenwärtig vollzieht sich ein Übergang. Die Stellung der Neger ist in ihrer jetzigen Form unhaltbar, selbst in den Fällen, wo sie verhältnismäßig wohlhabend und mit ihrem Lose zufrieden sind. Ihre Entwicklung muß fortschreiten. Man behandelt sie wie Kinder und hält sie in einem Zustand beständiger Unmündigkeit ohne Rücksicht darauf, wie groß ihre Tauglichkeit, wie hervorragend ihre Begabung ist. Dabei vergessen wir, daß alle Bemühungen, sie niederzuhalten, vergeblich sind, daß die Zeit ihnen wie der übrigen Menschheit den Stempel des Wachsens und Fortschreitens aufgedrückt hat. Die Rasse ist noch jung, steckt noch in den Kinderschuhen und wird noch viele Entwicklungsstufen und eine allgemeine Kräfteentfaltung durchzumachen haben, ehe sie zur Reife gelangt; aber bei ihrer Lage inmitten der neuesten Einrichtungen und der modernsten Bildung wird sich der Ausgleichungsprozeß unfehlbar schnell und leicht vollziehen. Daher ist die Erziehung oder besser Hebung der Schwarzen eine so wichtige und so edle Aufgabe. Die Schule kann da viel leisten, aber ohne die beherzte Hilfe der Gesellschaft wird sich das ersehnte Ziel nie erreichen lassen.

Man darf sich nicht einen Augenblick dem Wahne hingeben, daß die Neger, soweit sie auf dem Lande leben, immer Tagelöhner und Feldarbeiter, oder, wenn sie in der Stadt wohnen, immer in dienender Stellung werden bleiben wollen; auch nicht meinen, daß ihre geistigen Fähigkeiten für die soziale Abstufung nie von Bedeutung sein werden. Man muß vielmehr daran denken, daß der Kastengeist ein überwundener Standpunkt ist und daß der einzelne auf Grund persönlichen Verdienstes allein emporkommt. Jedermanns Wert muß sich auf dem Felde tätigen Schaffens erweisen, jedermanns Arbeit ihren verdienten Lohn empfangen. Daher muß jedes Kind im Lande die gleichen Bildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten haben, damit seine

etwaige Befähigung zutage treten kann. Darum halte ich es für verwerflich, wenn man die Schwarzen wie große Kinder behandelt, was ich jedesmal beobachtet habe, wenn ich Weiße und Schwarze zusammen sah. Die Weißen sind nicht unbedingt rauh oder unfreundlich in ihrem Benehmen gegen die andern, aber der Ton, in dem sie zu ihnen sprachen, erinnerte mich stets an die Kinderstube. Man lacht über die Schwarzen, nimmt sie nicht ernst und behandelt sie mit einer gewissen überlegenen Nachsicht, als könnten sie es eben nicht anders erwarten, denn „es sind ja die reinen Kinder".

Gewiß sind es Kinder und zwar oft recht ungezogene, aber wessen Schuld ist das? Fallen die ihnen so oft vorgeworfenen Fehler, wie Unwahrhaftigkeit und Unredlichkeit, nicht in hohem Maße ihren Lebensbedingungen in der Jugend und der ihnen von der Welt widerfahrenen Behandlung zur Last? Man denke sich ein in den gleichen Verhältnissen wie ein kleiner Negerkrauskopf aufgewachsenes weißes Kind: würden sich bei ihm nicht auch viele der Fehler und Schwächen finden, die man so gern der schwarzen Rasse als Sondereigentümlichkeit zuschreibt? Die Natur ist nicht so ungerecht wie wir ihr oft vorwerfen. Fehler und Tugenden sind mehr oder weniger gleichmäßig unter alle Rassen verteilt, aber die Entwicklung beider ist jeweilig verschieden. Äußere Umstände, kulturelle, soziale, ethische Bedingungen haben die natürlichen Keime verschiedenartig beeinflußt. Die Besonderheiten, die wir als für den Neger charakteristisch bezeichnen, mögen zwar bei ihm stark hervortreten, sind aber doch richtiger als allgemein menschlich anzusehen. Die guten Eigenschaften, die wie in der übrigen Menschheit, so auch im Neger neben den schlechten wurzeln, haben sich niemals, weder in seiner früheren Heimat Afrika noch in seiner jetzigen, Amerika, entfalten können, und anderseits sind die schlechten Triebe von der Kultur nicht gebändigt oder ausgerottet worden. Ihren Instinkten überlassen, wachsen die Schwarzen wild auf wie die Bäume des Waldes. Ihre religiösen Vorstellungen sind ebenso

roh wie verschwommen. Ursprünglich heidnisch, nahmen sie, in Amerika angelangt, den Glauben der nächstbesten Kirche an und richteten sich nach den Lehren des ersten Missionars, mit dem sie in Berührung kamen; oft bekannten sie sich auch ohne Wahl zu dem Glauben ihres Herrn, des Plantagenbesitzers. Nur wenige fanden Geschmack daran oder Muße dazu, tiefer in das Wesen der Religion oder in die Lehren des Christentums einzudringen. Die Folge davon ist, daß es heute unter den Gebildeteren viele Freidenker und Gottesleugner gibt. Diese bilden zwar noch eine kleine Schar, aber ihr Vorhandensein ist doch unter den zahlreichen sozialen und sittlichen Fährnissen, die die schwarze Bevölkerung in den Vereinigten Staaten bedrohen, eine der ernstesten Erscheinungen. Zeigt sich da nicht schon in der Ferne der Tag, an dem sie wie ein Mann alle Achtung vor der Autorität, allen Glauben an Gott abstreifen und zum Sozialismus übergehen werden?

Herr Theodor Roosevelt, dessen Präsidentschaft soviele neue spontane Handlungen aufzuweisen hat, hat seinen Landsleuten auch in seinem Verhalten zu den Negern eine Überraschung bereitet. Ein Schwarzer ist im Weißen Hause sein Gast gewesen! Außerhalb von Amerika kann man sich schwer einen Begriff von der verblüffenden Wirkung, ja dem Schrecken machen, den dieser Schritt hervorgerufen, von dem plötzlichen Umschwung, den er in der öffentlichen Meinung herbeigeführt. Ein Schwarzer als Gast an der Tafel des Präsidenten! Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch das ganze Land. Die Tageszeitungen waren voll davon und kritisierten den Vorgang streng. Zu einer Zeit, da die Farbigenfrage besonders in den Südstaaten so ernste Bedeutung gewonnen hatte, tadelte man die Herzlichkeit des Präsidenten gegenüber einem Farbigen als untunlich, ja fast vaterlandsfeindlich. Aber so seltsam auch das Vorgehen des Präsidenten anmuten mag, verdient doch der vortreffliche Bürger, dem zuliebe die Ausnahme gemacht wurde, die ihm erwiesene Ehre durchaus. Herr Booker T. Washington ist

als ein mutiger Streiter für die Sache seiner Brüder wohlbekannt, und sein Name wird überall mit Bewunderung genannt.

Er begann als Diener in der Hampton-Schule. Durch seinen Eifer und sein musterhaftes Betragen erwarb er sich die Zuneigung der Lehrer, die ihm die Teilnahme an den dortigen Lehrkursen gestatteten. Jetzt ist er selbst Lehrer und Vorsteher der Musteranstalt in Tuskagee, die oft rühmend genannt worden ist. Mehr als tausend schwarze Kinder werden dort in allen praktischen Lebensberufen unterwiesen. Die Lehrgegenstände sind: Haushaltsführung und Kochen, Zimmern, Tischlern und Mauern, kurz alles, was zur Erbauung, Einrichtung und Instandhaltung eines Hauses gehört. Der Plan ist vortrefflich und scheint vor allem seinem Zwecke zu entsprechen.

Herr Booker T. Washington ist der Ansicht, daß die Neger in erster Linie einer grundlegenden Zivilisation bedürfen. Sie brauchen die feste Grundlage moderner Bildung und sittlicher Prinzipien. Wenn man mit den dunklen Punkten der Geschichte der Sklaverei vertraut ist und das wilde Leben, wie es ihre Vorfahren in den afrikanischen Urwäldern geführt, ein wenig kennt, so begreift man wohl, daß es nichts Leichtes ist, alles, was ihnen als Erbteil vorenthalten worden ist, durch Erziehung zu ersetzen. Herr Washington, der eifrige Sachwalter seiner Rasse, ist sich dessen voll bewußt, und es ist daher sein ernstlicher Wunsch, den Vorgang ihrer Erziehung langsam und systematisch zu gestalten, damit die Seinen ganz allmählich die Kulturhöhe der weißen Bevölkerung erreichen. An dem endlichen Erfolge zweifelt er nicht im mindesten.

Ein Besuch bei dem Präsidenten im Weißen Hause.

Wiewohl die Vereinigten Staaten zuerst — und wir haben gesehen, mit welcher Energie — für das materielle Wohlsein ihrer Bürger und weltliche Gedeihen der Nation arbeiteten, ist ihr tatkräftiges Bestreben jetzt auf deren moralische Entwicklung gerichtet. Über diesen Gegenstand hatte ich mit Mr. Roosevelt eine sehr lange Unterredung, in der er durchaus der Meinung zustimmte, daß es notwendig sei, den Kindern eine religiöse Erziehung zu geben.

Während dieser Unterhaltung machte Mr. Roosevelt nicht nur durch seine bezaubernde Schlichtheit, die für alle großen Männer so charakteristisch ist, und seinen allgemein anerkannt scharfen Verstand tiefen Eindruck auf mich, sondern mehr noch durch das eindringende Interesse, das er für alle höheren Fragen, besonders diejenigen bezeugte, die mit der Erziehung zusammenhängen. Er sieht klar, daß die vom Gesichtspunkt des Unterrichts vollkommensten Schulen, deren es in den Vereinigten Staaten sehr viele gibt, ungenügend sein würden, wenn die Kinder nicht eine solide moralische Grundlage empfingen; und Mr. Roosevelts Äußerungen waren um so wertvoller, da es schien, als ob der Präsident die Gedanken der gesamten Vereinigten Staaten über religiöses und geistiges Leben ausdrücken wollte.

Der Präsident der Republik empfing mich in seinem Arbeitskabinett im historischen Weißen Haus. Es ist ein geräumiges, aber sehr einfaches Zimmer, wohin ich durch einen Diener

ohne Uniform oder Livree geführt ward. Trotz des vollkommenen Mangels an jeglichem Prunk und Luxus kann doch diese etwas ernste und schmucklose Umgebung ihren Eindruck auf den Fremden nicht verfehlen. Man wird nicht überwältigt von dem kalten, zeremoniösen Glanz des konventionellen Audienzzimmers; nichts ist hier zu sehen von dem offiziellen Gepränge wichtiger Personen, die das Staatsoberhaupt umgeben, nichts von jener gemeinplätzlichen und theatralischen Inszenierung, die, anstatt die Wirkung zu erhöhen, sie zerstört.

Die Einfachheit des Weißen Hauses entspricht genau der Neigung seines gegenwärtigen Inhabers, und sein Kabinett mit den überall umherliegenden Büchern, Zeitungen und Karten ist mir eine Illustration des Geistes der Arbeit. Die Zeitungen sind so zahlreich, wie ihr Inhalt mannigfaltig; ihr Besitzer interessiert sich für alles und jede Frage, die sich auf die Gegenwart bezieht, hat seine Sympathie. Er, selbst ein Schriftsteller von nicht geringem Verdienst, dessen geschichtliche sowohl wie soziale Gegenstände behandelnden Werke allgemeines Aufsehen hervorgerufen haben, nimmt regen Anteil an den geistigen Erzeugnissen aller Nationen.

Neben seiner amtlichen Tätigkeit ist er Soldat und enthusiastischer Landwirt. Er besitzt eine Farm im Westen, auf der er jahrelang gelebt hat und zuerst von dieser Beschäftigung angezogen worden ist. Auch jetzt noch macht es ihm Freude, die Fortschritte der Agrikultur seines Landes in der Presse zu verfolgen. Nicht weniger tüchtig ist er mit dem Schwert in der Hand, wie er an der Spitze seiner „Rough riders“ Proben militärischer Tapferkeit gegeben hat. Selbst in diesem Lande des „Drauflosgehens“ ist der Enthusiasmus, mit dem er sich in alles stürzt, was er unternimmt, überraschend. Als Staatsmann tut er sein Äußerstes, um Tag für Tag das Arbeitsgebiet und die Verantwortlichkeit der Präsidentschaft zu vergrößern; und als Imperialist hat er diese Sphäre in einer bisher unbekannten Weise erweitert. Der Präsident der nordamerikanischen

Republik übt gegenwärtig eine größere Macht aus als irgendein europäischer Souverän. „Wollen ist Tun", wie man hier zu sagen pflegt, und während seiner Amtsdauer hat Mr. Roosevelt die Wahrheit dieses Wortes erwiesen. Auch sein Erfolg in der internationalen Diplomatie muß zum großen Teil seiner Willenskraft zugeschrieben werden.

Während meines Aufenthaltes in Washington sprach man von nichts als den Präliminarien des Friedensschlusses zwischen Rußland und Japan. Da ich erst kurz vorher aus dem fernen Osten zurückgekehrt war, nahm ich an dem Ausgang der Verhandlungen um so lebhafteren Anteil. Die Art der Kriegführung war immer grausamer geworden, die Zahl der Opfer nahm mit jedem Tage zu. Die Versöhnung der Kämpfenden und die glückliche Wiederherstellung des Friedens waren in vollem Maße das Verdienst Mr. Roosevelts, und die Welt hat es dankbar anerkannt.

Für all diese mühevollen und wichtigen Geschäfte legt das Arbeitskabinett im Weißen Hause Zeugnis ab. Wenn eine kalte und unnahbare Hoheit ihr Siegel auf die prachtvollen Paläste der Alten Welt setzt, gewährt die Wohnstätte des Präsidenten — genau so wie das unbedeutendste Kontor im Lande — den Anblick nimmer rastender Tätigkeit. Wenn richtig ist, was ich gehört habe, daß nämlich das Weiße Haus geändert, erweitert und neu ausgestattet werden solle, um ein angemessenerer Wohnsitz für den Präsidenten einer großen Macht zu sein, so glaube ich, daß es zu bedauern wäre. Die Einfachheit des Weißen Hauses macht es unendlich viel großartiger, als alle Schätze der Welt vermöchten. Jeder Prunk würde ein Zeichen der Dekadenz sein. Die Bescheidenheit von Washingtons Heimstatt ist ihr größter Luxus; denn nur das wahrhaft Große kann sich erlauben, in niederer Gestalt zu erscheinen. Die glänzendsten Fassaden und himmelanstrebendsten Dome zählen für nichts: es ist der in einem Bauwerk ausgedrückte Gedanke, der es wichtig macht. Die Idee, die das Weiße Haus verkörpert, gestaltet es zu einem Wahrzeichen des nationalen Ruhms.

Mr. Roosevelt hielt mich längere Zeit zurück und entzückte mich mehr und mehr durch sein ungezwungenes Benehmen und den Ton der Aufrichtigkeit in allem, was er äußerte. Ich glaube, daß die Reden, in denen er seine Mitbürger bittet, im Streben nach Reichtum die höheren Ziele nicht aus dem Auge zu verlieren, ihre Popularität zumeist der nicht mißzuverstehenden Ehrlichkeit seiner Natur verdanken. Er adelt jene häuslichen und bürgerlichen Tugenden, welche die sichersten Stützen der gesellschaftlichen Ordnung sind. Es sind nicht so sehr Mr. Roosevelts glänzende Eigenschaften und Willensstärke, die ihm seinen persönlichen Einfluß, nicht nur in Amerika, sondern in der Welt verschafft haben: er schuldet ihn mehr noch seiner moralischen Gesinnung und dem edlen Beispiele, das er als Gatte und Vater wie als Oberhaupt des Staates gibt.

Während seiner langen öffentlichen Laufbahn hat er alle Phasen des politischen Lebens durchgemacht. Er war lange Zeit Viehzüchter in den Prärien des Westens, wo er das harte Dasein eines Pioniers führte. Als Organisator der berühmten „Rough riders“ lernte er das Soldatenleben kennen, und als Polizeichef in New York ward er in Berührung mit den vielfachen Elementen der Hauptstadt gebracht. Dies Leben, so voll von Bewegung wie reich an Mannigfaltigkeit, verhalf ihm zu einer eingehenden Kenntnis seines Landes und einem tiefen Verständnis seiner Mitbürger. Er spricht von den verschiedenen Gegenden des amerikanischen Territoriums, wie wenn er immer darin gelebt hätte, und es gibt wohl auch keine von irgendwelcher Bedeutung, die er nicht persönlich kennt. Unleugbar haben diese Erfahrungen seine Ideen in jeder Hinsicht erweitert. Wir berührten in unserm Gespräch viele Gegenstände, und er ging auf jeden mit dem gleichen Interesse ein, behandelte jeden mit derselben Gründlichkeit. Sobald eine Frage angeregt worden war, die das Wohl der Menschheit betraf, ward seine Sprache beredt.

Höchst lobend äußerte der Präsident sich über die katholische Kirche und ihre beständige Mitwirkung für das allgemeine Beste.

Er hat viele Freunde unter der katholischen Geistlichkeit Amerikas und versäumt keine Gelegenheit, um seiner Hochachtung für ihr Apostolat öffentlich Ausdruck zu geben. Besondern Anteil nimmt er am Missionswerk unter den Arbeiterklassen. Mit Wärme sprach er von den unheilvollen Folgen der Streike und Unruhen, die glücklicherweise durch die wohlwollende Vermittlung der Kirche beigelegt worden waren. Er kennt und besucht gern die öffentlichen Schulen, in denen er nie verfehlt, durch seine Ansprachen den Eifer der Kinder zu wecken. Er spricht gemeiniglich nur auf die Eingebung des Augenblicks; seine Gegenstände wechseln, aber die moralische und religiöse Note, die alle seine Reden beherrscht, ist unveränderlich. In der Entfernung gelesen, können sie nicht halb den Eindruck machen, den sie an Ort und Stelle hervorgebracht haben. Ihren großen Erfolg verdanken sie zum Teil der Spontaneität, mit der Mr. Roosevelt seine Gedanken ausdrückt, und vielleicht noch mehr der Kraft seiner Persönlichkeit, die darin fühlbar wird. Es ist dies ein Beweis jenes persönlichen Magnetismus, der einen direkten Strom zwischen Redner und Zuhörerschaft herzustellen scheint und nicht nur überzeugend, sondern hinreißend wirkt. Wie Mr. Gladstone gesagt hat: „Was wir an Sympathie von unsern Zuhörern empfangen, geben wir ihnen an Beredsamkeit zurück." In Mr. Roosevelts improvisierten Reden, obwohl achtlos auf die Form, begegnen glückliche Sätze, die sich dem Gedächtnis fest einprägen und sich im Kampfe des Lebens hilfreich erweisen. Aus dem Munde des Hauptes einer Republik kann man sich ihre Wirkung leicht vorstellen. Der praktische Wert seiner Reden ist ebenso unberechenbar wie der Eindruck auf die Massen, die, wenngleich von geringer Bildung, doch einen offenen Sinn und viel Phantasie haben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie in Mr. Roosevelt nicht nur den Präsidenten ihrer Regierung sehen, sondern auch den lebendigen Ausdruck der nationalen Kraft und des nationalen Trachtens.

Er ist Amerikaner im genauesten und besten Sinne des

Wortes. Obwohl er von einer der „Knickerbocker"-Familien abstammt, die New York gegründet haben, ist doch von mütterlicher Seite das Blut, das in seinen Adern rinnt, das der lateinischen und keltischen Rassen, die die Neue Welt bevölkert haben. Durch seinen Lebensgang, die Sphäre der Arbeit und angestrengte Tätigkeit stellt er den Musterbürger seines Landes dar. Seine Vielseitigkeit ist so groß, daß keiner seiner Mitbürger wagen würde zu sagen, Mr. Roosevelt habe eine besonders ausgesprochene Fähigkeit. Man verzeiht ihm die härtesten Lektionen und den strengsten Tadel, denn jedermann weiß, daß sie guten Absichten entspringen. Niemandem fällt es ein, das, was er sagt, übelzunehmen; auch diejenigen, die sich getroffen fühlen, haben nichts zu ihrer Entschuldigung vorzubringen. Im Gegenteil, auch die Entartetsten sind stolz auf des Präsidenten erhabene Gedanken. Seine Äußerungen werden nicht als die eines Individuums, sondern als die der Nation betrachtet; durch seinen Mund drückt das Volk Mißbilligung oder Verurteilung aus.

Ich lauschte mit wachsendem Interesse, während der Präsident seine Lieblingsgedanken entwickelte. Er unterhält sich gern mit Besuchern aus fernen Gegenden und ermüdet nie, die Ansichten zu wiederholen, die sich in seinen Büchern und Reden finden. Er kommt beständig darauf zurück, und sie werden von denen, die Gelegenheit hatten, ihm zu begegnen, oft zitiert. Aber wie bekannt sie auch sein mögen, die Gegenstände seiner Unterhaltungen und Interviews sind darum nicht weniger anziehend, denn er ist in der Art seines Ausdrucks immer originell. Ja, er erscheint in einem Interview noch vorteilhafter als auf der Rednerbühne — wenigstens ist das meine persönliche Meinung. Ich bewunderte seinen Geist und die Macht seiner Beredsamkeit, als er die große Inauguralrede vor der Säulenhalle des Kapitols vor einer ungeheuren Menge — in der Tat vor der ganzen Nation hielt. Sein Pathos war im höchsten Grade dramatisch — manche nannten es theatralisch. Um die Wahrheit zu sagen, bin ich kein Freund des Pathos, so künstlerisch es auch sein

mag, und in den alten Ländern kommt es mehr und mehr außer Gebrauch. Vielleicht war es deshalb, daß Mr. Roosevelts Gespräch einen unendlich stärkeren Eindruck auf mich machte als seine Reden.

Am Ende unsres Interviews berührte er das Problem der Arbeit und das Verhältnis von Arbeit und Kapital. Natürlich kam er dann auf die sozialen Bedingungen der unteren Klassen zu sprechen. Niemand kennt sie besser als er. Da er Präsident des Polizeiamts gewesen ist, hatte er Gelegenheit, sich von den kleinsten Details des Elends und der Leiden der New Yorker Armenquartiere zu überzeugen, und da war es, daß er nicht nur die materielle, sondern auch die moralische Not der Einwanderer kennen lernte.

Da war es auch, daß er im Scherz einmal versprach, er würde, wenn er jemals Präsident der Republik werden sollte, nach „Little Hungary", dem Stelldichein einer Gruppe von Ungarn kommen, und daselbst einen Abend zubringen. Das inzwischen so berühmt gewordene Bankett fand wenige Tage nach meiner Ankunft statt. Nicht nur das Haus, in dem das Festmahl gegeben ward, sondern die ganze Stadtgegend war beflaggt und mit den amerikanischen und ungarischen Fahnen geschmückt. Der Präsident schritt an der Spitze eines feierlichen Zuges, und die Straßen New Yorks widerhallten niemals von solchen „Hurras!" und „Eljen!", als an jenem Abend erschallten.

Der Toast des Präsidenten hatte eine kaum zu beschreibende Wirkung. Am nächsten Tage veröffentlichten ihn alle Zeitungen des Landes, ja, man möchte fast sagen der ganzen Welt. Mr. Roosevelt wählte diese Gelegenheit, um seine Ansicht über Einwanderung kund zu tun:

„Was immer die Religion oder der Geburtsort des Neuankommenden sein mag, wir heißen ihn herzlich willkommen. Dagegen haben wir ein Recht, zu verlangen, daß er die Zänkereien und Vorurteile der Alten Welt nicht mit sich bringe. Es muß ihm zu verstehen gegeben werden, daß Amerika Anarchie oder geheime Gesellschaften, deren eingestandener Zweck der Mord ist, nicht duldet. Diese Lehre gilt für alle Völker, die hierher kommen, von welcher Rasse sie auch sein mögen."

Diese Worte waren fast identisch mit denen, die er einige Wochen später in Washington an mich richtete. Sie waren nicht neu; ich hatte sie vorher gehört und in seinen Büchern gelesen. Ihre Wirkung verdankten sie dem Tone der Aufrichtigkeit und Wärme, mit dem sie gesprochen wurden.

Er ist eine warme Natur; einer von denen, die nichts halb tun können. Er stürzt sich, Herz und Seele, in die Frage oder den Gegenstand, mit dem er beschäftigt ist. Mr. Roosevelt mag in der Politik und dem öffentlichen Leben Gegner haben; aber dies hindert nicht, daß er der bewunderte Führer ist, auf den die ganzen Vereinigten Staaten stolz sind.

Er ist sozusagen die Verkörperung Amerikas, nicht nur der Neigungen, sondern auch der Tendenzen der Nation. Vor allem ist er ein Mann der Tat, der aber zugleich für Ideale wirkt. In den zahlreichen Werken, die der Präsident mitten in all dieser Tätigkeit zu schreiben Zeit gefunden hat, war der Zweck, der ihm am Herzen lag, diese Ideale dem Volke zu empfehlen. In „The ideal American“, „The strenuous Life“, „The Conquest of the West“ sind die Pflichten und Prinzipien des Bürgertums in die vorderste Reihe gestellt. Seine Bücher sind Lehrbücher, geschrieben für die Angehörigen einer jungen Nation. Sie enthalten indirekte Vorschriften zur Ermutigung jedes edleren Strebens in den Massen, die noch in einem Zustande der Gärung und Entwicklung sind. Jede Seite bietet Aussprüche dar zum Lobe öffentlicher und privater Tugenden, jedes Kapitel beleuchtet ein sittliches Thema. Es ist unwesentlich, daß solche Lehren wohlbekannt sind; sie werden immer die fundamentalen Grundsätze des Familien- und bürgerlichen Lebens sein. Jedesmal, wenn sie von neuem verkündet werden, können sie nicht verfehlen, die empfindlichsten und feinsten Saiten der menschlichen Natur erklingen zu machen.

Wenn das Oberhaupt eines Staates diese Dinge seinem Volke nachdrücklich vorträgt, und der erste Bürger der Republik sie nicht nur als etwas Auswendiggelerntes wiederholt, sondern

selbst übt, ist das Ergebnis um so wirksamer und wird es um so mehr, wenn ein eminent praktischer Mann diesen Theorien Ausdruck leiht. Die Reden des Präsidenten sind nicht die eines Theoretikers, seine Bücher nicht die abstrakten Eingebungen eines Philosophen, der niemals seine Studierstube verläßt. Im Gegenteil, seine Überzeugungen entspringen dem praktischen Leben und wurzeln in einer genauen, an Ort und Stelle erworbenen Bekanntschaft mit Amerika. Begraben in den Einsamkeiten des fernen Westens — gestoßen und gedrängt in den Wirbeln der großen Citystraßen — in ständiger Berührung mit den verschiedensten Klassen der Gesellschaft — in Krieg und Frieden hat Mr. Roosevelt im Vordertreffen von Mühsal und Kampf gestanden. Das Leben mit seinen Wechselfällen hat ihn gelehrt, was er heute vertritt. Er repräsentiert die Empfindungen der Massen. Imperialismus und Kampf gegen die Korruption wurden von der öffentlichen Meinung ernstlich gewünscht. Einst strebte die Nation in heroischer Weise, ihre Freiheit zu gewinnen; heute erkennt sie, daß, um groß zu sein, sie ihre Moralität verbessern und das heranwachsende Geschlecht sorgfältig erziehen muß.

Deswegen erschien meine Unterhaltung mit Mr. Roosevelt mir so bedeutsam, weil in ihr das Denken der ganzen Nation zum Ausdruck kam. Wie deren Echo klangen die Worte des Präsidenten über soziale und politische Fragen, über Erziehungs- und religiöse Angelegenheiten; und dies nicht nur, weil er der offizielle Repräsentant seines Landes ist, sondern mehr noch, weil er durch seine natürliche Anlage und hervorstechendsten Charakterzüge ein Amerikaner par excellence ist. Das große Geheimnis seiner Popularität besteht darin, daß er denkt und handelt wie die Mehrzahl seiner Landsleute. Die unaufhörliche Tätigkeit und die Intensität seiner Arbeit, sei es auf den Viehweiden des Westens, am Schreibtisch oder an der Spitze seines Bataillons sind es, was jeder amerikanische Knabe als das beste und glücklichste Dasein ansieht. Sobald der Präsident die Notwendigkeit

erkannte, physische Energie durch geistige Mittel zu lenken, zögerte er nicht, seine Schlußfolgerungen zu ziehen und in scharfem Tadel auszusprechen: „Ein Volk, das der Erwerbung von Reichtum alles aufopfert, kann nicht streng genug verurteilt werden."

Ich lauschte dem Präsidenten, als wenn in ihm das amerikanische Volk spräche; als wenn die ganze Nation in seinen beredten Worten sich äußere — die Nation, stolz auf ihre Leistungen; die Nation, die den Idealen einer höheren Ordnung zustrebt. Jung und kühn, entschlossen in ihrem Handeln und vertrauensvoll in ihrem Hoffen, arbeitet Amerika unermüdlich, seines Erfolges sicher.

Jugend und Kraft sind die beiden vornehmsten Eigenschaften dieses jungen Landes; sie sind es, die die Alte Welt an ihrem jugendlichen Rivalen, der sie so bald überholen wird, zumeist bewundert. Aber das Leben der Nationen ist sehr gleich dem der Individuen: auch sie haben ihre Jugend, ihre Reife und ihren Verfall.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben den Vorteil — vielleicht auch den Nachteil — einer goldenen Jugend.

Religiöses und kirchliches Leben.

Nachdem ich auf den früheren Blättern dieses Tagebuchs von der physischen und intellektuellen Arbeit Amerikas gesprochen habe, müssen einige Bemerkungen auch über sein religiöses Leben gemacht werden. Dieser Gegenstand war natürlich derjenige, der mir zumeist am Herzen lag; und wenn ich gleich an andrer Stelle mich ausführlicher darüber ausgesprochen habe, kann ich doch nicht unterlassen, hier wenigstens die Punkte hervorzuheben, die mir die springenden zu sein scheinen.

„Ist der Amerikaner religiös?" lautet eine der allgemeinen Fragen, die am meisten aufgeworfen werden; „und ist es wahr, daß die Neue Welt keine Religion hat?" lautet eine andre. Die erste Frage ist zu unklar und unbestimmt, um eine Antwort zu ermöglichen. Es ist schwer, und man würde in Verlegenheit kommen, genau zu sagen, was in diesem Lande Religion zu nennen sei, wo die Zahl und Verschiedenheit der Sekten Legion ist. Jedoch die Behauptung, daß die Vereinigten Staaten des religiösen Gefühls gänzlich entbehren, ist grundlos und durchaus falsch.

Es ist unvermeidlich, daß die materielle Tätigkeit des Lebens um uns her, die angestrengte Arbeit, die scheinbar die ganze Existenz in Anspruch nimmt, dem Fremden zuerst in die Augen fällt. Die Umgebung, in der er sich am Anfang seines Aufenthalts befindet, wird der Beobachtung abstrakten Lebens und Denkens nicht günstig sein.

An erster Stelle dürfen wir niemals die ungeheure, stets wachsende Zahl der Einwohner, ihren unterschiedlichen Ursprung, ihre natürlichen Neigungen und die Gewohnheiten ihrer Heimat aus dem Auge verlieren. Es leuchtet ein, daß die enormen Volksmassen, die unaufhörlich vom ganzen Erdball in das Land strömen, eine oder die andre Art von Religion mitbringen müssen. Irgendeinen Glauben, wenn vielleicht auch nicht sehr klar bestimmt, haben sie anfänglich alle.

Daß ein beträchtlicher Teil dieser Einwanderer seine Religion verliert, ist eine — leider! — nur zu wohl begründete Beschuldigung. Die Zahl derer, die die Gewohnheit, in ihrem Adoptivvaterlande die Kirche zu besuchen, aufgegeben haben, ist unberechenbar. Christliche Familien, höchst eifrig für ihre Religion in der alten Heimat, üben sie nicht mehr aus, sobald sie sich unter den neuen Lebensbedingungen niedergelassen haben. Dies geschieht zuerst nicht so sehr aus Unglauben oder Feindseligkeit gegen die Religion, als aus Gleichgültigkeit und, ganz besonders, aus Mangel an Zeit und Muße. Sie werden mit hinein gerissen in den Strudel aller Arten von Unternehmungen, und indem sie sich dem grausamen Kampf ums Dasein — und folglich um Gold — anschließen, leidet ihr religiöses Leben und läuft sogar Gefahr, gänzlich ausgelöscht zu werden.

Alles dies zugestanden, müssen wir doch einräumen, daß keine andre Nation in der Welt einen so ausgesprochenen Hang zu übersinnlichen und mystischen Dingen gezeigt hat als die von Nordamerika.

Dieses Land, wo der roheste Materialismus herrscht, nimmt das übertriebenste Interesse am Okkultismus. Keine Hypothese kann aufgestellt werden, ohne sogleich Anhänger zu finden; keine spiritualistische Lehre verfehlt, zahlreiche Schüler anzuziehen. Es ist seltsam, daß diese Menschen, im Alltagsleben gewöhnlich so nüchtern, sich mit kindlicher Leichtgläubigkeit den wildesten Ausschreitungen unsinniger Geheimlehren hingeben. Die Zahl der transzendentalen Gesellschaften ist unglaublich, und fast jede derselben bildet beständig neue Zweigvereine und Unterabteilungen,

wo immer sie gewünscht werden. Es gibt Spiritisten, Okkultisten, Mystiker, Transzendentisten, Theosophisten und tausende andre, die von ihnen abhängen.

Man kann kaum die Anzeigespalten irgendeiner großen Zeitung überfliegen, ohne durch die Menge der Einladungen zu seltsamen Versammlungen überrascht zu werden. Sie geben eine annähernde Vorstellung von dem, was man zu erwarten hat, und eine Liste der Erscheinungen oder wunderbaren Vorgänge, von denen man hofft, daß sie stattfinden werden. Besondere Zeitschriften und Blätter sind den Fragen des Okkultismus gewidmet, und ihre kolossale Verbreitung ist ein Zeichen des Interesses, welches das Publikum an diesen Dingen nimmt, und des bitteren Ernstes, mit dem sie behandelt werden.

Zahllos sind auch die Sekten und Gemeinden. Einige sind dogmatisch, andre unbestimmt; einige bekennen sich nur zu den Grundsätzen der primitivsten Naturgesetze, andre tasten in den dunkelsten Doktrinen umher. Einige Sekten versprechen, nach kurzer spiritistischer Unterweisung wundersame Heilungen zu bewirken. Eine von diesen sind die christlichen Scientisten, die während der letzten Jahre sehr in Mode waren. Ihr hauptsächlicher Glaubenssatz besteht darin, daß sie versichern, dieselbe Macht über Seele und Körper zu besitzen wie die Apostel und Heiligen. Ihre Versammlungen, in denen sie Kuren zu machen vorgeben, haben geradezu Sensation erregt. Nach ihrer Meinung hat das Zeitalter der Wunder niemals aufgehört; sie gehen sogar weiter und behaupten, daß — da es so etwas wie Materie nicht gibt — der Gedanke physischen Leidens unzulässig ist. Die Aufmerksamkeit, die diese Bewegung auf sich gezogen, zeigt, welche Stärke sie in kurzer Zeit erreicht hat.

Die Zionisten haben weniger Aufsehen gemacht; sie sind von den gebildeten Klassen nicht ernst genommen worden, obwohl sie aus andern Schichten eine bescheidene Gefolgschaft gewonnen haben. Ich traf den Begründer dieser Sekte in Australien, wo letztere vor einigen Jahren geblüht und nicht wenig Teil-

nahme gefunden hat. Er war der kongregationalistische Prediger einer der Kirchen in Sydney, und da war es, wo er zuerst seine eigentümliche Glaubensform verkündigte. Leute, die ihn vor dreißig Jahren kannten, haben mir erzählt, daß seine Predigt voll Leidenschaft war und dadurch ungemeinen Einfluß auf seine Gemeinde gewann — einen Einfluß, nicht sowohl durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, als durch die Glut seiner Äußerungen gewonnen. Er bemerkte, daß seine Ermahnungen die größte Wirkung auf die Klassen ausübten, die niemals den Vorzug einer christlichen Erziehung gekannt hatten. Die elementarsten Vorstellungen waren ihnen neu und fundamentale Grundsätze der christlichen Lehre oft wie eine Offenbarung. Während christlicher Scientismus Mode ward in den Salons, ging der Zionist auf die Straße, um den Auswurf aus dem Rinnstein aufzulesen. Da er sah, daß seine Anhänger fast ausschließlich der Klasse schlichter Arbeiter angehörten, versicherte Mr. Dowie öffentlich, daß er die dritte Inkarnation des Propheten Elias sei, dessen zweite nach seiner Angabe St. Johannes der Täufer ist.

Er wählte die Stadt Chicago zur Zeit der Ausstellung als den besten Ort, an dem er seine Sekte stiften könne. Zeit und Ort waren in der Tat gut gewählt. Von all den Merkwürdigkeiten jener Ausstellung war der Prophet Elias III., der die Toten zu erwecken versprach, sicher die originellste. Gekleidet in Weiß, umgeben von Adepten, die der Gelegenheit gemäß kostümiert waren, müssen die Vorstellungen und Prophezeiungen Mr. Dowies sehr verlockend gewesen sein. Unter den Tausenden, die ihm zu lauschen kamen, sind ohne Zweifel viele gewesen, die von den eindringlichen Ermahnungen des selbsternannten Propheten, ein tugendhaftes Leben zu führen, gefesselt wurden. Der Vorsatz war schön und rein, und Besucher der Ausstellung mit gefüllten Börsen kamen in den Pausen zwischen seinen Empfängen und nötigten ihm das Geld auf, um einen Platz zur Errichtung seiner Idealstadt Zion zu kaufen, in der es keine Versuchung und kein Laster geben sollte.

Dies war der Ursprung der Sekte und ihrer Stadt, die seitdem so berühmt geworden ist. Die Geschichte des Propheten Elias III. und seiner exzentrischen Genossen mit ihrem Wechsel von Hohn und Beifall, furchtbaren Verlusten und erstaunlichen Zeremonien ist ein schlagendes Beispiel, das uns zeigt, wie tief die niedern Klassen in Amerika, die zu keiner Kirche gehören und oft keinen wie immer gearteten religiösen Unterricht empfangen haben, das Bedürfnis des Glaubens fühlen*).

Die Anhänger des Generals Booth sind zahlreicher als die jeder andern Genossenschaft, die in dem gegenwärtigen Zeitraum entstanden ist. Die Heilsarmee hat sich jetzt über die ganze Welt verbreitet; es ist daher nicht nötig, sie hier zu beschreiben. Sie ist eine außerordentlich praktische Einrichtung, und ich habe mit großer Befriedigung erfahren, daß ihre Arbeit in Amerika mehr sozial als sektiererisch ist. Sie kämpft besonders gegen den Unglauben und ist oft das Mittel, Abtrünnige zu ihrem ursprünglichen Glauben zurückzuführen. Seit mehreren Jahren hat die Armee sich der Aufgabe gewidmet, die Lasterhöhlen der großen Städte zu säubern; sie hat große Ländereien in entfernten Gegenden gekauft, schafft die Arbeitslosen dorthin und zwingt sie zur Arbeit auf ihren Farmen.

Der Protestantismus in Amerika, wiewohl er in einigen Punkten dem von Europa zu gleichen scheint, ist in Wirklichkeit doch etwas ganz andres. Die Anglikaner, die hier nicht so günstig gestellt sind wie in England, spielen eine viel bescheidenere Rolle, und ihre Mitgliederzahl ist eine nur beschränkte. Die Baptisten und Methodisten dagegen blühen hier weit mehr als in der Alten Welt. Die Neger, die sich auffallend rasch vermehren, gehören zu der einen oder andern dieser beiden protestantischen Körperschaften. Die reichen Klassen scheinen der

*) Ein Telegramm aus Chicago meldete im März d. J., daß „der Gründer von Zion City Doktor Dowie, der sich als Prophet Elias bezeichnete", dort gestorben sei.

presbyterianischen und Episkopalkirche den Vorzug zu geben. Vor einigen Jahren waren sehr en vogue verschiedene Formen des Hochkirchentums, in denen das Ritual und die Zeremonien mit einer bis ins kleinste gehenden künstlerischen Sorgfalt ausgeführt wurden. All diese nur durch Schattierungen der Ansichten voneinander getrennten Religionsgemeinschaften verändern sich oft, je nach dem Gutdünken ihrer Seelsorger, die die Maßregeln für Gottesdienst und Ritual treffen, die ihnen notwendig erscheinen. Die höchste Autorität hat in dieser Angelegenheit wenig zu sagen.

Die katholische Kirche nimmt unstreitig in den Vereinigten Staaten den bedeutendsten Platz ein; sie ist, nach allgemeiner Annahme, die bestorganisierte, die einheitlichste, sie zählt mehr Anhänger als eine der andern christlichen Kirchen. In diesem Lande, das eine Staatsreligion nicht kennt, ist es bemerkenswert, mit welcher Achtung man jedem Geistlichen begegnet, wie sehr man die Strenge ihrer Disziplin bewundert — und mehr noch, welch öffentliche Ehren ihrem Episkopat erwiesen werden. Ihre Meinungsäußerungen finden in jeder wichtigen Frage, sei sie nun öffentlicher oder religiöser, sozialer oder nationaler Art, nicht nur Beachtung, sondern sind oft von entscheidender Wichtigkeit.

Die Vereinigten Staaten erkennen mehr und mehr, daß die Kirche eine Notwendigkeit für die Wohlfahrt des einzelnen, daß sie ein Faktor in der moralischen Entwicklung der Gesamtheit und noch mehr das mächtigste Mittel sei, die künftige Größe der Nation zu sichern. So wirken alle die verschiedenen Glaubensbekenntnisse zusammen, um den beständig zunehmenden Gefahren der Irreligion entgegen zu arbeiten, und jede Kraft, die nach moralischer Bedeutung strebt, schließt diesem Kampfe sich an.

Darum geschieht es, daß wir den Kardinal der Kirche so oft Seite an Seite mit dem Präsidenten der Republik sehen; daß Mr. Roosevelt und Seine Eminenz so lebhaft von enthusiastischen Haufen begrüßt werden, die den Repräsentanten nationaler Prinzipien ihre Hochachtung zu bezeugen wünschen

und diese beiden als die Verkörperungen ihrer eignen Größe betrachten. Beide, der Präsident und der Kirchenfürst, sind Söhne dieses Landes, die — wenn auch auf verschiedenen Linien — für das allgemeine Wohl arbeiten.

Diese erfreulichen Äußerungen der öffentlichen Meinung müssen als eine sehr wohltuende Ermutigung wirken. Dies war auch bei mir der Fall. Auch ich war dankbar für die Sympathie und Anerkennung, die man — wenngleich unverdient — meinen Bemühungen zum Besten der armen Einwanderer aus meinem Vaterlande zollte. Je weniger ich mich so großer Freundlichkeit würdig fühlte, desto mehr wünschte ich, sie zu verdienen. Deswegen hielt ich Missionen im ganzen Lande und in verschiedenen Sprachen ab.

Die Menge der alljährlich an den Küsten der Vereinigten Staaten Landenden beträgt in runder Summe eine Million. Ein Viertel davon stammt aus der österreichisch-ungarischen Monarchie. Aus Ungarn allein kamen im Jahre 1905 über hunderttausend. Einige Statistiken geben als genaue Zahl 109 000 an, während andre sie auf 130 000 schätzten. Das sind kolossale Ziffern, aber sie werden noch übertroffen, wenn wir die Einwanderer aus Italien zählen. In ihrer Heimat gehörten die meisten von ihnen der katholischen Kirche an, und ihr Glauben ist das Einzige, was einen zügelnden Einfluß auf ihre niedrigeren Instinkte ausübt. Wenn die Kirche ihnen nicht die bewillkommende Hand entgegenstreckt und dadurch verhütet, daß sie in Entartung versinken, so würden sie, da die Fallgruben ringsum erschreckend sind, in Gefahr geraten, in das Elend und Verbrechen hineinzutreiben. Die Kirche ist durch ihre Gebote und Sakramente allein imstande, gegen die Übel der Unmäßigkeit und des Lasters zu kämpfen; sie allein vermag die Hunderte und Tausende, die, der Sprache des Landes unkundig, wie verloren ankommen, zu beschützen und zu behüten, indem sie Missionen veranstaltet für die Erwachsenen und Schulen für den Unterricht der Kinder. Dies sind die beiden wirksamsten Mittel, um sowohl in materiellem, als mora-

lischem Sinne Gutes zu tun, und jeder Versuch in dieser Richtung ist vom befriedigendsten Erfolge gekrönt worden.

Im Verlaufe so vieler Missionen, Predigten und einfachen Ermahnungen habe ich manch rührenden Beweis der Dankbarkeit empfangen, der mich für alle meine Mühe und Anstrengung reichlich belohnte.

Zuerst begegneten Schwierigkeiten, sie wurden aber überwunden durch die rein religiöse Natur der Arbeit und ihrer Resultate. Missionen sollten in der Muttersprache, der einzigen, die der Einwanderer versteht, gehalten werden, und dies nicht nur vom kirchlichen, sondern auch vom sozialen Gesichtspunkt. Nachmals erfuhr ich, daß beim Beginn meines seelsorgerischen Dienstes einzelne Stimmen hier und dort sich über die Tätigkeit fremder Missionare beschwerten; aber diese Äußerungen der Besorgnis wurden schwächer, als man sah, daß ich nur geistliche Zwecke verfolgte und keinerlei nationale Hintergedanken hatte.

Es ist absolut vergeblich, der Auswanderung künstliche Hindernisse in den Weg zu legen, oder diejenigen, die ihr Land zu wechseln wünschen, in die Heimat zurückführen zu wollen. Wir mögen den Verlust so vieler Landsleute beklagen, aber wir würden uns selbst nur täuschen, wenn wir uns einbildeten, Schritte tun zu können, um die Flut der Auswanderung zurückzuhalten. Es nützt nichts, Leute aus den günstigeren Lebensbedingungen der Neuen Welt in den früheren Zustand zurückzuschicken; nur Verbesserung ihrer Lage daheim könnte hier helfen.

Die Aufgabe der Priester ist eine andre als die der Politiker oder Diplomaten: sie haben nichts zu tun mit staatlichen Autoritäten; die Geistlichen oder Missionare, die ihre Gemeinden zu fernen Ländern begleiten oder sie dort besuchen, müssen ganz in ihrer Arbeit aufgehen. Sie sind nur da, um ihrer Kongregation Dienste zu leisten.

Dies ist der Grund, weshalb die Irländer so fest am Glauben hängen und so viel für ihn getan haben. Sie sind es, die nicht nur in Amerika, sondern auch in Australien der Kirche

ihren Eifer und arbeitsamen Charakter mitgeteilt haben. Ihnen auch ist es zu danken, daß die Vereinigten Staaten, die am Anfang des vorigen Jahrhunderts nur 100 000 Katholiken zählten, gegenwärtig — hundert Jahre später — einhundertundfünfzigmal so viel besitzen. Diese Zahl würde noch beträchtlich größer sein, wenn die aus andern Ländern einwandernden Katholiken Priester ihrer eignen Nationalität gehabt hätten. Die Irländer waren in dieser Hinsicht dadurch bevorzugt, daß die Katholikenverfolgung in der „Insel Erin" die Seelenhirten und ihre Herden in engere Verbindung brachte. Daß sie sich einer auf den andern verlassen mußten, hat ihre Gemeinschaft gestärkt, ihren Eifer und ihre Opferwilligkeit angefacht.

Der Priester, der Diener Gottes und des Volkes, ist in den Vereinigten Staaten auf freiwillige Beiträge angewiesen. Jeder gibt gern ein paar Dollars, und der Vikar, der von seinen eignen Pfarrkindern unterhalten wird, steht in innigem Verband mit seiner Gemeinde. Fälle ungenügender Versorgung sind unbekannt. Im Gegenteil, nicht nur für das augenblickliche Bedürfnis hat der Priester genug, er kann auch in die Zukunft blicken und für sein Alter sparen. Tausend Dollars, wobei noch alle andern Ausgaben bezahlt werden, kann vielleicht als das niedrigste Gehalt gelten; zuweilen steigt es bis zu weit höheren Summen.

Der Amerikaner hat eine offene Hand; er macht sein Vermögen mit Leichtigkeit und gibt es mit Vergnügen aus. Er ist, wie schon früher bemerkt, besonders freigebig für seine Schulen und Kirchen. Er betrachtet mit Recht diese Institutionen als sein Eigentum. Die Gemeinden wetteifern miteinander darin, ihre Erziehungsanstalten mit tüchtig gebildeten Lehrern zu besetzen, ebenso wie sie die schönsten Kirchen haben wollen und für ihre Pfarrer auskömmlich sorgen.

Dies ist zum Teil das Ergebnis der praktischen Art, in der der Amerikaner denkt. Er liebt es nicht, *etwas halb zu tun*; er ist gründlich. Er mag ein Gläubiger oder prinzipiell Ungläubiger sein: aber, was er auch sei, er hat die Kraft seiner

Überzeugung. Wenn eine Gemeinde Parochialkirchen und Schulen besitzt, wird sie nicht nur tun, was vernünftigerweise erwartet werden kann, sondern bereit sein, beträchtliche Opfer zu bringen. In der ganzen Geschichte der Kirche ist die Freigebigkeit der Katholiken der Vereinigten Staaten niemals übertroffen worden. Man sehe z. B. auf die riesigen Kathedralen, die wie durch Zauber aus fast Nichts in einem Augenblick entstanden, und denke anderseits an die Jahrhunderte, die gebraucht worden sind, um die Dome der Alten Welt zu bauen, deren einige noch nicht einmal vollendet sind. Um so mehr wird man über eine so majestätische Kirche wie die von New York staunen, die fertig dasteht als der architektonische Ruhm dieser Hauptstadt. In ihrer schönsten Lage, dem Mittelpunkt ihres fashionabelsten Teils, blickt die Fassade auf Fifth Avenue. An allen Seiten von Straßen umgeben, könnten von dem Wert des Platzes allein mehrere Kirchen gebaut werden, während Baukosten und Ausstattung dieses monumentalen Gebäudes nahezu fünf Millionen Dollars betragen haben müssen. Woher, kann man fragen, kam diese enorme Summe in so kurzer Zeit? Die Antwort lautet: von den Groschen der Arbeiter. Die katholischen Kirchen, wie tatsächlich alle für die Kultur erforderlichen Anstalten in den Vereinigten Staaten, werden fast ausschließlich durch die Beiträge der Armen erhalten.

Reiche Katholiken gibt es nicht sehr viele, und mit dem besten Willen von der Welt könnten sie selbst durch die hochherzigsten Schenkungen die wachsenden Bedürfnisse nicht decken. Es würde nur ein Tropfen Wasser im Ozean sein und wenig bewirken. Die bewunderungswürdigen, religiösen Unterrichts- und Wohltätigkeitsanstalten der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten sind errichtet worden dank den unaufhörlichen Sammlungen und der ungeheuren Ausdehnung des Landes.

Die Organisation der Kirche bleibt hinter ihrer sprichwörtlichen Opferwilligkeit nicht zurück. Eigentum und Verwaltung

stehen dem Kirchspiel zu, aus dem ein Rat gewählt wird, dessen Mitglieder Kuratoren heißen und dem der Ortspfarrer unter der höchsten Autorität des Bischofs präsidiert. Die Arbeit dieses Rats ist verschiedenen Zweigen zugeteilt, die schwierigste Aufgabe ist ohne Zweifel die Rechnungsführung und die Kontrolle des Kircheneigentums. Wenn auf der einen Seite mit offener Hand gegeben wird, so entspricht dem auf der andern die strengste Genauigkeit. Die Gemeinden kargen nicht, aber sie wollen wissen, wie ihr Geld angewendet und was damit erreicht worden ist; und das Interesse, das jedes Mitglied an Kirchenangelegenheiten nimmt, bringen Laienwelt und Geistlichkeit in enge Beziehungen zueinander.

Dieses intime Verhältnis zwischen Pfarrer und Pfarrkind ist ein weiterer Faktor, der den Pulsschlag des religiösen Lebens erhält. Der Geistliche kennt jedes Mitglied seiner Gemeinde persönlich, ist mit den Sorgen und Schmerzen eines jeden vertraut. An allen Ereignissen der Familie nimmt er teil und freut sich, bei ihren Vergnügungen zugegen zu sein. Bei Hochzeiten, Taufen und geselligen Zusammenkünften ist der „Father" der geehrte Gast seiner Herde. Er wird aufgefordert, Wohltätigkeitsfeste sowie Bazare und dramatische Unterhaltungen zu veranstalten. Er richtet die Klubs der jungen Männer und die Kirchengilden ein. Eine der großen Schattenseiten in den katholischen Ländern Europas ist, daß die eifrigsten Geistlichen durch den Zwang der Umstände und der Tradition genötigt sind, in ihren Sakristeien zu bleiben, und abgeschnitten von den jungen Leuten ein fast einsiedlerisches Leben führen. Anderseits ist es eine Frage, ob in neuen Ländern, wie Amerika und besonders Australien, die Weltgeistlichkeit nicht zu sehr den Wechselfällen des alltäglichen Lebens ausgesetzt sei, und ob diese profanen Beschäftigungen nicht zu unerwünschten Möglichkeiten führen. Dies kann jedoch erst nach einigen Generationen entschieden werden, bis jetzt sind die Resultate durchaus befriedigend gewesen.

Die Mitglieder der religiösen Orden, die sich überall finden, wirken erfolgreich als Missionare, Pfarrer und besonders als Lehrer. Die Schulen und die Universität, die sie begründet haben, sind in beständigem Wachstum begriffen. Die Anstalten der Christlichen Brüder allein zählen 1500 Mitglieder, während ihrer Schüler nicht weniger als 50 000 sind. Die Väter der Gesellschaft Jesu haben Kollegien in allen großen Zentren, besonders für die Kinder der oberen Stände. Ihre beiden Schulen in New York sind vielleicht die populärsten der Metropole. Die katholische Universität in einem ausgedehnten Park am Außenrand von Washington ist erst wenige Jahre alt, aber imponiert schon durch die Pracht ihrer Gebäude und die Vortrefflichkeit ihrer Einrichtungen.

Amerika freut sich all seiner Erwerbungen, der materiellen wie der geistigen, und ist unabhängig von jedem Glaubensunterschied, stolz auf die Wichtigkeit und Größe dessen, was die katholische Kirche hier getan hat. Mit Recht wird Kardinal Gibbons von all seinen Mitbürgern als ein großer, historischer Charakter angesehen. Nicht nur zollt man ihm die Ehre, die seinem Range gebührt, er besitzt auch die allgemeine, respektvolle Zuneigung, die er so wohl verdient. Hervorragender Priester und idealer Bürger, vereint er in sich die Pflichten beider und erscheint fast im Lichte eines nationalen Vorbildes. Im Verfolg seiner langen und schwierigen Laufbahn hat er in vollem Maße die Mühseligkeiten und Prüfungen durchgemacht, die auf das Los eines Dieners der Kirche in einem neuen Lande fallen, wo alles noch zu tun ist. Das Auf und Ab, das alle Pioniere erfahren müssen, haben dazu beigetragen, seiner Persönlichkeit die patriarchalische Milde zu geben, die ihn bei alt und jung beliebt macht. Ich begegnete ihm zuerst in Washington und hatte die Ehre, sein Gast in Baltimore zu sein. Ich will nicht in den Fehler der Wiederholung fallen; denn was könnte über den ersten Kardinal der Vereinigten Staaten gesagt werden, das nicht schon oft gesagt worden wäre? Wenn ich gefragt würde, welches seine charak-

teristischen Züge seien, so würde ich sicherlich antworten: seine apostolische Natur, sein Eifer, seine Liebe zu Arbeit und Tätigkeit, sein väterliches Wohlwollen gegen alle um ihn her. Besonders rührend war es, ihn daheim in der Mitte seiner Geistlichkeit zu sehen, bei Tisch, umgeben von jungen Kaplanen und Sekretären, mehr wie ein liebender Freund denn als ein gestrenger Oberer. Da war es, daß ich das Geheimnis der großen Popularität dieses Kirchenfürsten begriff. Seine Schlichtheit ist die der ersten Apostel.

Aber Einfachheit ist eine der großen Tugenden der gesamten amerikanischen Hierarchie; und nicht nur eine Tugend ist dieser demokratische Geist, sondern auch ein beträchtlicher praktischer Vorteil. In einem freigesinnten Lande, von Institutionen umgeben, die jedem menschlichen Wesen dieselben Rechte und die gleichen Ansprüche gewähren, ist es für den Jünger notwendig, so gestärkt zu werden. Die Höheren und die Geringeren stehen, außerhalb ihrer amtlichen Eigenschaft, auf gleichem Fuße und verkehren miteinander wie Freunde.

Die Arbeiterklassen hier rekrutieren sich fast ganz aus den Einwanderern. Die Zahl meiner Landsleute ist kaum zu berechnen; sie haben bereits mehrere Kirchspiele in New York selbst und den Fabrikvorstädten gebildet.

Die Einrichtung dieser Pfarreien und ihrer Primärschulen ist nicht nur ein nüchternes Geschäft, sondern erfordert auch großen Eifer, viel Klugheit und Takt. Die Elemente, mit denen zu rechnen ist, sind sehr verschieden. Oft sind die Leute ohne festen Wohnsitz, und um ihnen klar zu machen, daß die Kosten der Organisation durch freiwillige Beiträge bestritten werden müssen, bedarf es einer eigenen Begabung.

Bei seiner Ankunft findet der Priester weder Kirche noch Gemeinde vor. Er muß daher zuerst ausfindig machen, wer sich zu seinem Glauben bekennt, und eine Liste derer anfertigen, die in seinem Kirchspiel leben. Dann mietet er ein Zimmer, in dem er Messe lesen kann, und das zugleich als Schule dient, bis

hinreichende Beträge aufgebracht worden sind, um die notwendigen Gebäude herzustellen. Da alles, was zum Gottesdienst gehört, von den Gläubigen selbst geleistet werden muß, so folgen Sammlungen, Verkäufe, Bazare und Wohltätigkeitsfeste jeder Art einander das ganze Jahr. Der Priester muß, um das Erforderliche zu beschaffen, zu tausend sinnreichen Mitteln seine Zuflucht nehmen und obendrein dem Publikum beständig eine klare Rechnung über das, was er ausgegeben hat, ablegen.

Ich hatte die besondere Ehre, daß man mich einlud, die erste ungarische Kirche in Chicago zu weihen und zu eröffnen, bei welcher Gelegenheit ich das Wesen dieser Pionierarbeit kennen lernte. Es war eine lange Reise bis dahin, aber glücklicherweise zählt Entfernung in diesem Lande nicht. Zudem mißt Chicago selbst, dieses Wunder wirtschaftlichen Erfolges, mehr als 40 Kilometer in der Länge. Um den Ort meiner Bestimmung zu erreichen, mußte ich auf Eisenbahn und Straßenbahn fahren und durch Vorstadt und bebautes Ackerfeld mich mühsam durchwinden. Überall im offenen Lande, durch das ich kam, sah ich Straßenlinien markiert und war sicher, daß binnen sehr kurzer Zeit dort Häuser stehen und bewohnt sein würden.

Unsre Kirche, ein bescheidener, einstöckiger Holzbau, zugleich auch Schule und Priesterwohnung, erhebt sich wie eine Warte mitten in der Wüstenei von Fabriken und Kornfeldern. Weiter südlich sind die Eisenwerke des Illinois Steel Trust und die berühmten Werkstätten der Pulman Car Company. In diesen beiden Riesenunternehmungen übersteigt die Zahl der Arbeiter bei weitem zehntausend, die meisten aus Österreich-Ungarn. Deshalb wird hier ein Kirchspiel eingerichtet. Die Bevölkerung, die durch diese Faktoreien ins Dasein gerufen ward, bedurfte der Tröstungen der Religion und ihre zahlreiche Nachkommenschaft einer sorgfältigen Erziehung in einer Atmosphäre, die von Rauch und Alkohol verpestet ist.

Als ich endlich nach einer langen Fahrt ankam, fand ich

die Kirche gedrängt voll von Arbeitern und ihren Familien — alles Leute, die ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts verdienen. Diese von gleichen Empfindungen beseelte Menge und der warme Empfang, den sie mir bereiteten, ließ mich fast vergessen, daß die Gemeinde sich in einem Bau versammelte, der aus Brettern gemacht war und eher einer Scheune glich als einer Andachtsstätte.

Wie sehr war ich überrascht, als nach dem Ende meiner Predigt der Priester sich an die Anwesenden wandte und mit einem Blatt Papier in der Hand die Namen der sich freigebig meldenden Donatoren und sozusagen Gründer der Kirche aufschrieb. Die Altarbekleidung, die Paramente, alles war mit wahrhaft christlicher Freigebigkeit geschenkt worden, und ich bin gewiß, daß ich hier, wenn jemals die Vorsehung mich wieder herführen sollte, eine blühende Pfarrei finden werde.

Wenn ich in Chicago Zeuge der Einweihung einer amerikanischen Seelsorge mit ihrer vorbereitenden Arbeit war, so hatte ich in Cleveland Gelegenheit, die volle Entwicklung eines dieser Einwandererkirchspiele zu bewundern. Es war das erste und unstreitig wichtigste der ungarischen Gemeinwesen. Es zählt jetzt 30 000 Mitglieder, hat zahlreiche Kirchen, einige Zeitungen in ungarischer Sprache und verschiedene Klubs und Gesellschaften.

Ich hatte versprochen, das Pfingstfest dort zu verbringen, und da ich mehrere Tage blieb, konnte ich mich von dem außerordentlichen Wachstum und dem in so kurzer Zeit erreichten Einfluß überzeugen. Die erste Kirche in Cleveland war, gleich der in Chicago, vor wenigen Jahren erst in einem Vorort weit von der Stadt errichtet worden. Der Priester kam ohne Mittel und ohne Hilfe allein dort an, fand nichts vor, kannte niemanden. Es wäre mir schwer geworden, diesen Stand der Dinge zu begreifen, wenn ich nicht schon vorher gesehen hätte, welche Wunder die Kirche in diesen neuen Staaten vollbracht. Mein Empfang, an dem die verschiedenen Gesellschaften mit entfalteten Bannern teilnahmen, war eine rührende Kundgebung

von Gastfreundschaft und Liebe. Die Kirche und alle Galerien waren mit Andächtigen gefüllt, Tausende von Stimmen sangen die Choräle, der Boden war mit Blumen bestreut, deren Duft sich mit dem in silbernen Wolken zum blauen Himmel emporsteigenden Weihrauch mischte — die Priester ausgestreckt vor den Altären — es war ein schönes Bild und die erbaulichste Szene während meiner ganzen Mission, so reich diese auch an herzerwärmenden Erinnerungen ist.

Der letzte Eindruck.

(Im Jammertale der Monongahela.)

Pittsburg 1907.

Die Glocken läuten zu einem Begräbnis. Das bescheidene Trauergefolge macht sich gerade nach dem kleinen Kirchhof auf dem Hügel auf. Alles ist in Schwarz gehüllt, selbst der Sarg auf der Bahre und die Leute, die rechts und links davon in ihren fadenscheinigen Röcken gesenkten Hauptes dastehen. Das ist mein trauriger Empfang in der ungarischen Arbeiterkolonie zu M'Keesport. Jeder Besucher der Vereinigten Staaten hat von dieser berühmten Stadt gehört und auch von ihrem nächsten Nachbarort Pittsburg, der vielleicht noch bekannter ist. Hier ist das Zentrum der Eisen- und Stahlindustrie in Amerika, hier liegen die unzähligen Gießereien des berühmten oder berüchtigten Stahltrusts, jenes ungeheuren industriellen Auswuchses.

Vierzehntausend hohe Schornsteine zeichnen sich längs des von M'Keesport nach Pittsburg reichenden Tales gegen den Himmel ab und entladen unaufhörlich ihren funkenuntermischten Qualm in die Luft. Vulkans Reich kann nicht düsterer und schmutziger gewesen sein als dies Tal der Monongahela.

Weiter als der Blick reicht, reihen sich dichtgedrängt die Gießereien und Schmelzhütten über die Landschaft hin. Überall leuchten Feuergessen und lodernde Flammen auf. Wohin man blickt, sieht man nichts als Eisenschmieden und Metallschmelzen. Von tausend und abertausend solchen Stellen tönt einem das

Dröhnen der Dampfhämmer und das Ziſchen ausſtrömenden Dampfes betäubend ans Ohr. Man kann ſich kaum vorſtellen, daß dies die bewußte Tätigkeit menſchlicher Weſen iſt; das Donnergetöſe, das blendende Flammenmeer und der erſtickende Qualm ringsum laſſen eher an ein furchtbares Unglück denken, von dem das Land heimgeſucht worden. Von oben regnet Ruß, Aſche und ein Meer von Funken unabläſſig hernieder, wie aus einem ſpeienden Krater — und es wird einem wirklich ſchwer, in dieſem Chaos das Schalten menſchlicher Hände zu erkennen. Wie das unterirdiſche Reich Plutos, das Tal des Hades, der ewigen Nacht mutet es einen an. Nur die Phantaſie eines Dante könnte ſo furchtbare Höllenſchrecken malen, wie ſie ſich in der Monongahela finden, und jedem Neuankömmling könnte man die Inſchriftworte aus der „Göttlichen Komödie“ zurufen: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!“ (Laß, der du eingehſt, jede Hoffnung fahren!)

In dieſer mephitiſchen, nebelſchwangeren Atmoſphäre erfüllt die Glocke ihre ernſte Pflicht mit der Müdigkeit eines zermarterten Geſchöpfes, während das Trauergeleit langſam und trübe den Weg zum fernen Kirchhof zurücklegt.

Unten entrollt ſich in der ganzen Länge des Tals die Arbeiterkolonie und die Unzahl von Schmieden und Hüttenwerken dem Blicke. Pittsburg, Homeſtead, Braddock, Duquesne, M'Keesport reihen ſich aneinander wie die Glieder einer endloſen Kette. Unbeſchreiblich und äußerſt unheimlich iſt der Eindruck, den dieſe Flucht gewerblicher Rieſenbetriebe mit ihrem ameiſenhaufenähnlichen Gewimmel macht. Am beſten gibt ihn wohl das Wort der Amerikaner ſelbſt wieder, wenn ſie ſagen: „Pittsburg iſt die Hölle ohne Deckel.“ Und dieſe furchtbare Stätte geht uns ſehr nahe an, denn Tauſende wandern jährlich hierher aus. Hier erſehnen ſie inbrünſtig die Verwirklichung ihrer Lieblingswünſche, und in dieſem Inferno leiden ſie, bis ſie dahingerafft werden. Der, dem wir eben das letzte Geleit geben, iſt das jüngſte Opfer. Geſtern noch hat er in Vollkraft bei der

Arbeit in der Gießerei gestanden, hat sich ringend und hoffend abgemüht; da riß eine Kette und tötete ihn. Heute gesellt man ihn der Reihe stiller Schläfer auf dem Kirchhof zu, und wer weiß, wie viele morgen hinzukommen mögen?

Wie die gräßlichen Götzen früherer Zeiten müssen die unbarmherzigen Stahl- und Eisenwerke ihr tägliches Menschenopfer haben. Kaum eine Stunde vergeht ohne einen Unfall, kein Tag ohne ein tödliches Unglück. Was will das aber sagen, wenn ein Mann zum Krüppel wird, ein Leben verlischt, bei so vielen, da doch zehn andre gierig darauf warten, an seine Stelle zu treten? Draußen kampieren sie, soeben angelangt, vor den Gittertoren der Fabriken, und ein wenig weiter strömen andre fast Tag für Tag neu herzu — wieder Tausende, die die Sklavenfesseln anlegen wollen.

Links und rechts von dem Wege, der zu dem öden, traurigen Kirchhof führt, ziehen sich niedrige, rauchgeschwärzte und schmutzige Holzhäuser hin, elende stallartige Baulichkeiten. Vielleicht waren die älteren ungarischen Begräbnisplätze überfüllt, und so hat man ihnen einen fernab liegenden Platz angewiesen. Die erst vor wenigen Stunden geschaufelte Grube erwartet ihren Gast, der nun von einigen Kameraden zur letzten Ruhe geleitet wird. Seine Familie ist noch drüben in der alten Heimat, in der Hoffnung, ihm später nachzukommen. Sein Weib ahnt noch nicht, daß sie Witwe geworden ist, seine Kinder wissen nicht, daß sie keinen Vater mehr haben.

Der Psalmengrabgesang wirkt durch das verworrene und wie unwillige Gemurmel aus den Schmelzen und Schmieden noch feierlicher. Das Gezisch der Schmelztiegel, das Heulen der Stichöfen und Rädergeschwirr begleiten das letzte „Lebewohl" des alten Kantors mit grausam drohendem Mißklang. — Eine erschütternde Szene!

Allmählich ist die Sonne untergegangen, doch es will nicht dunkel werden. Abendstille kennt man hier nicht, und die Dämmerung bringt nicht Ruhe noch Frieden. Weiter brennen

die Feuer, klingen die Dampfhämmer, und mit verdoppelter Wildheit wirbeln die Funken empor. Ununterbrochen schreiten Mühe und Arbeit fort. In der Hölle der Monongahela gibt es keinen Sonntag, gilt kein Feiertag. Ohne Unterlaß schleppt das Heer der Arbeitssklaven sein Joch. Tag und Nacht sind hier nicht unterschieden, denn Gottes heller Tag wird von himmelwärts steigendem Dampf, Qualm und Ruß verdüstert, und der dunkle Mantel der Nacht wird von einem Glutschein dahingerafft, der eines Höllenwinkels würdig wäre.

Es fehlt einem an Worten, Pittsburg, die Stadt der fürchterlichen Nacht, angemessen zu schildern; keine Sprache der Welt bietet für diesen Zweck genügende Beiwörter. Alles und jedes, Menschen und Dinge sind schwarz und düster: schwarz ist der Ort, schwarz die Luft und schwarz selbst der Himmel. Tag und Nacht speien diese vierzehntausend Schornsteine ihr widriges Gemisch von Rauch und Ruß, Dampf, Asche und Funken hervor, das alles Leben an Sträuchern, Gras und Blumen in einem Umkreise von einer Tagereise vernichtet. Geradezu giftig ist die Atmosphäre in den Werken, die Hitze wahre Höllenglut in der Nähe der Öfen. Bei einigen von ihnen ist die Temperatur so hoch, daß der menschliche Organismus sie nur wenige Minuten ertragen kann. Alle zehn bis fünfzehn Minuten werden die Arbeiter abgelöst, aber selbst in dieser kurzen Zeit rinnt ihnen der Schweiß von dem bloßen Körper, und die Lunge, wie überhaupt der ganze Mensch wird von den giftigen Gasen, die den verwendeten ungereinigten Stoffen entströmen, verderblich infiziert.

Menschliche Arbeit ist das kaum. Die Pittsburger amerikanischen Bürger werden etwas Derartiges gewiß nicht betreiben; nur die durch die Umstände zur Verzweiflung getriebenen Einwandrer greifen zu diesem entwürdigenden Mittel, ihr tägliches Brot zu verdienen. Ein Fremder steht bei seiner Ankunft ganz verlassen da. In seiner Hilflosigkeit hat er niemanden, der ihm die Hand reicht, ihn freundlich berät. Von den Küsten der

blauen Adria, aus den sonnigen Karpathentälern kommt er mittellos hierher und muß nun notgedrungen Arbeit suchen und annehmen. Ohne Kenntnis der Sprache und Sitten des neuen Landes ist er dem tyrannischen Trust willenlos überantwortet, der ihn in seine Klauen nimmt und aus einem freien Manne in einen Sklaven verwandelt. Die Lage des armen Einwanderers ist noch schlimmer als die des chinesischen Kulis, der doch oft die Sprache verhältnismäßig rasch erlernt und sich bald mit der seiner Rasse eigentümlichen Schlauheit die Befähigung zu einer weniger aufreibenden Beschäftigung auf gewerblichem Gebiete aneignet.

Die geborenen Amerikaner, selbst die aus dem Elend der Mietskasernen und die von Natur verschlagenen Neger führen ein besseres Leben, haben als Kellner, Hausbedienstete oder Eisenbahnschaffner weit angemessenere Berufe und werden sich immer auf solcher Höhe zu halten wissen. Der Fremde jedoch, der nicht imstande ist, einen Unterschied zu machen, nimmt die grausame Herabwürdigung, ohne zu klagen und zu fragen, hin und erfüllt so empörende Obliegenheiten, wie man sie dem Amerikaner kaum je zu bieten wagt und wie der Chinese und der Neger zu verrichten sich weigern würden.

Das ist einer der traurigsten Züge der ungarischen Auswanderung, und bei einem Besuch in den Fabriken, Hochöfen und Gießereien von Pittsburg kann man sich von seinem Wesen nur allzu ausgiebig überzeugen. Bei einem Rundgang durch diese Industriekerker werden wir sicher gerade dort, wo die Hitze am unerträglichsten, die Feuer am glühendsten, Rauch und Ruß am erstickendsten erscheinen, Landsleute vom Frondienst gebeugt und erdrückt finden. Und wenn man so in die mageren, runzligen und welken Gesichter blickt, dann kommt einem der Gedanke, als sei der Neuankömmling zu nichts andrem gut als dazu, die Dollarsäcke der unersättlichen Millionäre mit dem Schweiß seiner Stirn, mit seinem Blut und der Kraft seiner Sehnen, ja, mit seinem Leben füllen zu helfen. Und nach all den trüben Er-

fahrungen kommt noch die schlimmste — völlige Geringschätzung, schwarzer Undank; der Arbeiter wird gerade um der Mühe willen, mit der er seines Brotherrn Geldschränke gefüllt hat, verachtet.

In diesem Reiche des Moloch Mammon hat alles Wert — nur nicht ein Menschenleben. Gelehrte Köpfe tüfteln darüber nach, wie man auch aus der jämmerlichsten Schlacke noch Nutzen ziehen kann, nicht einer aber kümmert sich um die blutdürstige Vernichtung, die beständig durch die arbeitende Menschheit schreitet. Warum? Weil Menschenleben ein Bedarfsartikel sind, bei dem das Angebot die Nachfrage übersteigt. Immer neue Rekruten der Arbeit drängen an die Stellen derer nach, die im Lebenskampfe fallen; und in den benachbarten Häfen löschen die Dampfschiffe immer wieder ihre menschliche Ladung, die auch weiterhin die Phalanx der Werkzeuge hartherziger Habgier verstärkt. Dieser Zustand ist empörend und sicher nicht weniger schrecklich als in den Tagen vor der Sklavenbefreiung, als die Sklavenwirtschaft zu Recht bestand — er ist vielmehr noch trostloser und weitaus tragischer. Das weiße Sklaventum ist eine noch viel tiefer in Elend und Erniedrigung versunkene Einrichtung als einst das schwarze.

Gewiß bekommen die Fabrikarbeiter in Pittsburg mehr Lohn als die Taglöhner auf den alten Pflanzungen, aber für diesen Mehrverdienst müssen sie auch viel mehr opfern. Während die schwarzen Sklaven von ehedem ihr Leben in heiterm Sonnenschein und frischer Luft unter dem blauen Himmelsdom zubrachten, ringen die Parias von Pittsburg in giftigen Kerkern um das ihrige — ausgeschlossen vom Tageslicht, und vom Morgen bis in die Nacht umhüllt von Feuer, Wasser, Dampf und Qualm.

Tag für Tag, Woche für Woche, jahrein jahraus ruhen ihre müden Blicke auf nichts als glühendem Eisen und geschmolzenem Stahl. Doch nein — es gibt ja auch Abwechslung — eine beständige Wiederholung von Unglücksfällen, den blutigen Zoll, den der Moloch der Glühöfen in Gestalt seines täglichen

Opfers fordert. Manchmal verlangt er auch mehr als gewöhnlich, so wenn irgendeine gräßliche Explosion dem Tode hilft, mit seiner Sense in breiten und tiefen Schwaden die Reihen der Arbeiter niederzumähen. Könnte man die jährlich in den Pittsburger Betrieben eintretenden tödlichen Unglücksfälle zusammenstellen, so würde eine unglaublich hohe Ziffer herauskommen. Und würde man dann weiter untersuchen, in welchem Maße Verhütungsmaßregeln gegen diese Vergeudung menschlichen Lebens getroffen worden sind, so würde man finden, daß verschwindend wenig getan worden ist. Die Zahl der Unfälle wächst beständig. Ein Landsmann, ein Pittsburger Grobschmied, erzählte mir folgenden typischen Vorfall. Einige Arbeiter sollten einen beschädigten Kessel reparieren. Die Leute ließen sich beifallen, den Werkführer darauf aufmerksam zu machen, daß einzelne Kesselteile verrostet waren, und prophezeiten für den Fall, daß dem nicht abgeholfen würde, ein Unglück. Des Werkmeisters Antwort war klipp und klar: „Die Auswandererschiffe bringen Arbeiter genug!“ Eine Woche darauf explodierte der schadhafte Kessel und brachte vielen den Tod.

Angesichts der regelmäßigen Wiederkehr von Katastrophen und der anscheinend völligen Gleichgültigkeit der Fabrikeigentümer gegen die Vernichtung ihrer Leute, fragt man sich: Was soll man von so unmenschlicher Härte halten? Die einzig plausible Antwort ist: Diese Gleichgültigkeit wird bis zur Selbstverständlichkeit durch die scheußliche Berechnung bestärkt, daß draußen mehr Arbeitsangebot ist als die Werke gebrauchen können.

Übersteigt das Angebot die Nachfrage, so muß der betreffende Artikel notgedrungen billig gehalten werden. Es versteht sich von selbst, daß in dieser Umgebung alles Geschäftssache ist. Was ist wohlfeiler? Was wirft höheren Nutzen ab? Die Umgestaltung der Betriebe nach den Regeln der Sicherheit und des Gesundheitlichen würde, soweit überhaupt praktisch durchführbar, weit mehr kosten als die Entschädigung, die die Unternehmer bei Unfällen zu zahlen gesetzlich verpflichtet sind. Daher

ziehen sie natürlich den billigeren, wenn auch unmenschlichen Weg vor; und so gehen die Dinge wie von Anbeginn an weiter. Veraltete und abgenutzte Maschinen und Apparate werden oft statt der kostspieligen Verbesserungen weiter benutzt, aus dem einfachen Grunde, weil Änderungen weit höhere Kosten verursachen würden als das „Totengeld" beträgt, das die Firmen den Angehörigen ihrer Opfer zu zahlen haben. Das neue Entschädigungsgesetz schützt gegenwärtig den Unternehmer mehr als den Angestellten; denn es setzt nicht nur den Entschädigungsbetrag herab, sondern sieht vor, daß der verletzte Arbeiter überhaupt nicht anspruchberechtigt ist, wenn er in Amerika nicht Familie hat. Das Gesetz ist also ganz entschieden gegen den Fronarbeiter gerichtet. Fünfzig Prozent der Arbeiter lassen Weib und Kind in der Heimat zurück und fangen, drüben angelangt, ihre neue Existenz allein an, und wenn solche Leute dann verletzt oder getötet werden, stehen ihre Angehörigen als Bettler da. Dies Gesetz ist daher eins der ungerechtesten, verderblichsten und herzlosesten, das ein Volk sich je hat gefallen lassen, und doppelt und dreifach verwerflich ist es angesichts der übergroßen Riesenkapitalien, die Stunde für Stunde immer noch höher gehäuft werden.

Der befremdlichste Zug im Dollarlande ist jedoch die durchaus verächtliche Gleichgültigkeit der Reichen gegenüber den Armen. Man könnte doch annehmen, daß in einem demokratischen Lande die von unten herauf Gestiegenen liberaler und menschenfreundlicher für die weniger vom Glück Begünstigten und besonders für ihre Arbeiter fühlten. Aber in der Jagd nach dem Golde ist kein Raum für Empfindungen. Man könnte vielleicht denken, daß wenigstens das Pflichtgefühl sie zu milden Handlungen veranlassen müßte. Doch traurige Erfahrungen lehren andres. So seltsam es scheinen mag: oft sind gerade die am härtesten und gefühllosesten gegen menschliches Leid, die selbst in der harten Schule der Not groß geworden sind. Und gerade unter denen tragen viele eine in ihrer äußersten Herzlosigkeit furchtbare Gleichgültigkeit zur Schau.

Ist schon im allgemeinen des Arbeiters Los in diesem Höllenbrodel von Rauch und Feuer, diesem siedenden, zischenden und heulenden Wirrwarr höchst traurig, so ist es doch am schwersten für die Ungarn und Slawen, die bei niedrigstem Lohn die gemeinste und gefährlichste Arbeit verrichten. Diese Leute werden meist als Feuerleute oder als Heizer in den Gießereien und Stichöfen immer dort verwendet, wo die Hitze am stärksten, die Gefahr am drohendsten ist. Und für eine so angreifende Arbeit, für so viel unerschrockenes Einsetzen ihres Lebens erhalten sie einen Tagelohn von nur 1 Dollar 75 Cents.

Es ist kaum glaublich, daß jemand für solch ein Jammergeld sein Leben aufs Spiel setzt, und doch ist dem so. Und bei der in Pittsburg herrschenden außerordentlichen Teuerung in bezug auf Wohnung, Kleidung und alle Lebensbedürfnisse stellt diese Summe noch dazu nur die Hälfte oder ein Drittel des landläufigen Wertes dar. Unbegreiflich scheint es, wie ein Mensch davon leben kann, geschweige denn Ersparnisse machen! Doch die Tatsachen widerlegen unsre Annahme. Während man meint, die Betreffenden könnten nicht einmal damit auskommen, bringen sie es sogar zustande, etwas beiseite zu legen. Die meisten fremden Arbeiter sind ohne Familie, und da sie keine Häuslichkeit haben, so haben sie auch geringere und billigere Bedürfnisse, sind sie doch nicht regelrechte Mitglieder der gesellschaftlichen Ordnung, sondern outlaws, außerhalb ihrer stehende Wesen. Wie die Chinesenkulis im fernen Osten, so hausen auch diese Fremden in den elenden Hütten ihrer Brotherren, in einem Raum zusammengepfercht, so viele ihrer nur hineingehen, ohne Rücksicht auf Anstand und Hygiene; viele andre wieder wohnen überhaupt nirgends, sondern finden in Anbauten Schutz vor den Elementen. Eigentliche Möbel gibt es in diesen Katenhäusern nicht, auf rohen Holzbänken legen sich die Insassen dichtgedrängt zum Schlafen nieder. Keine Bequemlichkeit, keine Sauberkeit, kein Licht und eine entsetzliche Luft!

Ein Leben unter solchen Bedingungen erscheint kaum denk-

bar, und es ist nicht zu verwundern, daß allerlei Krankheiten die Bewohner dieser schmutzigen Viertel dezimieren. Oft wüten dort die schrecklichsten Epidemien, auch infolge der Nahrung, die wohl noch schlechter als die Behausung dieser Leute ist. Sie essen zwar dreimal am Tage Fleisch, aber in neun Fällen von zehn ist dies Fleisch verdorben. Das haben die jüngsten Fleischtrustskandale hinreichend bewiesen. Die schädlichen Wirkungen dieser schlechten Lebensmittel werden noch dadurch verschlimmert, daß die Arbeiter fast ausschließlich von solchem Fleisch leben und Mehlprodukte und Gemüse fast gar nicht kennen. — Ihre Beschäftigung ist gefahrbringend, ein Heim haben sie nicht, ihr Werkeltag ist düster und freudlos — und wie steht es um ihre Sonn- und Feiertage? Die Aufzählung ihrer Erholungsmittel ist bald getan. Der Sprache unkundig, können sie sich der Geselligkeit nicht erfreuen, alle derartigen Vergnügungen sind ihnen verschlossen und so bleiben ihnen nur die fragwürdigen des Trinkens und Spielens. So kommen denn auch die Enthaltsamsten dahin, diesen Lastern zu frönen.

Gibt es niemand, der erlösen, bessern und helfen könnte und wollte? Findet sich kein Millionär und Unternehmer, den die Begeisterung echter Menschlichkeit zum Erbauen von Landhäuschen, zum Anlegen von Gärten und somit zum Schaffen würdiger, anständiger Behausungen für seine Leute antriebe? Gibt es wirklich nicht eine wohltätige Organisation, die sich um die Wohlfahrt derer kümmert, die Leben und Seligkeit daran setzen, um Gold auf Gold häufen und die Milliardenschätze der modernen Krösusse sammeln zu helfen? Da ich nichts Derartiges sah, wandte ich mich an verschiedene Leute mit der schüchternen Bitte, mir ein paar von ihren Wohltätigkeitseinrichtungen zu zeigen, und sofort wiesen sie mir mit stolzer Miene gewisse Marmorhallen, hohe Gebäude mit vergoldeten Kuppeln „zum Gedächtnis des Herrn X.", „zu Ehren des Herrn Y.", „zum höheren Ruhme des Herrn Z.".

Ich verstand den Zusammenhang nicht und sagte das; da

setzte man mir auseinander, daß einer dieser Paläste eine berühmte Sammlung vorsintflutlicher Skelette enthält, ein andrer ein paar prachtvolle alte Pergamente, während Herrn Z.'s blitzende Kuppel Tausende höchst wertvoller Bände beschirmt. Doch ich vermochte noch immer nicht recht irgendwelche Beziehung zwischen diesen prächtigen Architekturproben mit ihrem märchenhaften Innern und dem praktischen Wohlergehen der Arbeiter zu sehen. Mir schien es, als dienten sie weit weniger dem Wohle der Armen als der Verherrlichung der Reichen; und ich dachte: Wie lobenswert wäre es, wenn die Herren X., Y., Z., statt ihren Reichtum und ihre Macht in der bezeichneten Weise zur Schau zu stellen, bescheidene, doch saubere und gesunde Wohnungen für ihre Arbeiter bauen wollten.

Kann man sich wundern, daß diese gutartigen, aber vernachlässigten armseligen Geschöpfe — bei dem Mangel an gesunder Ablenkung, an Freunden, an wohlwollenden Brotherren — den auf ihrem Wege lauernden Versuchungen erliegen? Wer hat das Herz, sie zu verurteilen? Die Düsterkeit ihrer Umgebung und ihres Daseins treibt sie dem Abgrunde zu. Oft hat man die rauchbewölkte Gegend um Pittsburg herum den „Hades mit all seinen Schrecken und Sünden" genannt — und mit vollem Rechte.

O daß Menschen ihr täglich Brot durch so menschenunwürdige Arbeit, mit so blutigem Schweiß verdienen müssen! Wie herzzerreißend, daß der Mensch alle seine edlen Regungen, jedes hohe Ideal aufgeben kann und von Urinstinkten blindlings verleitet, nichts mehr sieht als das lockende, täuschende Gold! In der wilden Jagd nach ihm opfert er Frieden, Glück und selbst die kostbare göttliche Gabe des Lebens auf und setzt etwas noch Köstlicheres — seine unsterbliche Seele — aufs Spiel.

Rückerinnerungen.

Was hat Sie drüben, in der Neuen Welt am meisten überrascht? war die gewöhnliche Frage, als ich vergangenen Herbst aus Amerika zurückkam.

Man hoffte, die Erzählung überraschender Reiseerlebnisse, etwas Märchenhaftes zu hören. Man sehnte sich nach spannenden Beschreibungen des Prärielebens, nach der Romantik Kalifornischer Goldbergwerke. Wunderbare Naturerscheinungen oder Mark Twain-artige Dollarschlachten aus Wallstreet schienen die allgemeine Meinung am meisten zu interessieren. Die Kenntnisse Europas über den neuen Weltteil sind gewöhnlich ebenso verworren, als man in den Vereinigten Staaten über die Alte Welt genau unterrichtet ist.

Der Begriff „Amerika" ist bei uns noch immer sehr dunkel oder erscheint in falschem Lichte. Der Lehrstoff unsrer Schulen ist diesbezüglich sehr beschränkt; der Vortrag erstreckt sich auf einige allgemeine Züge, auf die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse und auf oberflächliche, naturgeschichtliche und geographische Kenntnisse.

Wenn man jedoch die raschen Veränderungen und den noch rascheren Fortschritt der Vereinigten Staaten betrachtet, könnte selbst ein besserer Lehrplan kaum genügen.

Die meisten Bücher über Amerika, Reisende, die von dort zurückkehren, trachten mehr Erstaunen, als ernstes Interesse zu erwecken. Ihr Ziel scheint eher zu zerstreuen oder zu überraschen, statt objektiv zu schildern. Sie begnügen sich oft, die

komischen Seiten des Yankeelebens, ohne Verständnis für dessen ernstlichen Hintergrund, darzulegen. Reiseberichte können sich bis heute noch kaum enthalten, dem Lande eine etwas abenteuerliche Färbung zu geben. Die letzten Mohikaner (und andre populäre Erzählungen Coopers) haben sich dem jugendlichen Gedächtnis zu tief eingeprägt, um ganz vergessen werden zu können. Wer nach Amerika reist, sucht jugendliche Rückerinnerungen. Wenn er dann weder Märchenhaftes noch Romantisches findet, trachtet er den Mangel aus seiner Phantasie zu ergänzen, bemerkt die Wirklichkeit kaum und beobachtet das Alltagsleben nicht, das zwar nicht poetisch, aber jedenfalls interessant ist.

Meine ersten Eindrücke waren weder überraschend noch wunderbar, obzwar sie von beidem etwas enthielten; doch bildete ein stetig zunehmendes Interesse ihren Grundton.

An einem sonnigen Sommernachmittag landete ich in New York.

Die riesige Freiheitssäule am Eingang des unermeßlichen Hafens, gegenüber die endlose Stadt mit ihren fünfundzwanzig bis dreißig Stock hohen Häusern, die gewaltige Brooklynbrücke, deren Bogen in die Wolken ragen und sich am Himmel wie ein düsterer Regenbogen abzeichnen — alles was mich umgab — war derartig groß, daß ich den Sinn für Dimensionen, wie $3 \cdot 6$ beim ersten Blick auf die St. Peterskirche oder die Pyramiden gänzlich verlor.

Erst näher gerückt fanden wir einige Vergleichsobjekte und bemerkten, daß man auf dem Arm der Freiheitssäule bequem lustwandeln kann, daß die Kirchtürme kaum bis zum zehnten Stockwerk der Häuser reichen und daß Gebäude mit normalen Dimensionen bis zur Grenze des Sehkreises herabsinken.

Wenn wir im Hafen anlangen oder in der Menschenflut von Broadway dahinrasseln, haben wir uns an das Außergewöhnliche und Gigantische derart gewöhnt, daß wir die Zwerghaftigkeit unsrer bisherigen Begriffe belächeln.

Kaum ist die Überraschung erwacht, finden wir schon ein-

fach und natürlich, was wir früher für unmöglich hielten. Doch wächst das Interesse, und je mehr wir uns zurechtfinden, um so mehr fesseln neue Erfahrungen die Aufmerksamkeit, umso tiefer suchen wir ihre Ursachen.

Wir gewöhnen uns bald an die über unsre Köpfe dahinsausenden Eisenbahnzüge, an die hohen Wolkenkratzer und hängenden Dachgärten. Was uns von Tag zu Tag mehr interessiert, ist der Fleiß und die Arbeit, die sie hervorrief, die Kraft des Volkes, das alles, was uns umgibt und mit Bewunderung erfüllt, in so kurzer Zeit erschuf.

Die anregendste Frage bildet der wechselvolle Stoff psychologischer Beobachtungen — die Psychologie Amerikas.

Auf die Frage, was mich am meisten überraschte, konnte ich weder die Abgründe Niagaras noch die Urwälder von Texas, am wenigsten die Wildnisse der Rockymountains, oder das Straßenlabyrinth Chicagos hervorheben — hauptsächlich fesselte das Unsichtbare meine Aufmerksamkeit.

Die sittliche Kraft der Vereinigten Staaten überraschte mich, und ihre Offenbarungen erweckten mein Interesse.

Die Energie, die eine Handvoll Auswanderer zu einem mächtigen Volk vereinigte, der Fleiß, der es so groß und reich werden ließ, die Ausdauer, die es einer glänzenden und sicheren Zukunft entgegenführt. . . . . .

Ob wir die sittlichen Eigenschaften der Vereinigten Staaten mit dem Individuum als Einzelwesen, mit der Gesellschaft als Kollektivwesen, oder mit dem Volk aus politischem Standpunkt verbinden, stets bleiben unsre Studien anregend.

Wie wird aus einem armen Tagelöhner Millionär, Botschafter oder Präsident der Republik? Wie entstehen die klassisch gebildeten Gesellschaften großer Städte wie die Bostons oder Baltimores? Wie wachsen zerstreute Ansiedlungen zum blühenden Staat heran?

Innerhalb eines Jahrhunderts zeigt Nordamerika eine Entwicklung, wie die Geschichte der Menschheit keine ähnliche kennt.

Welches die wichtigsten Faktoren dieser riesigen Veränderungen waren, welches die bildenden, erhaltenden und belebenden Elemente sind, bildet die wichtigste Seite des Problems.

Im allgemeinen schreibt man der geographischen Lage einen übertriebenen Einfluß zu.

Das Gebiet der Vereinigten Staaten bildet zumeist eine Hochebene. Seine Gebirgszüge zeigen eintönige Umrisse und erheben sich kaum bis zur alpinen Höhe, seine Flüsse und Seen imponieren durch ihre Ausdehnung, bieten jedoch wenig Abwechslung.

Ein charakteristischer Zug ihres Klimas ist die Trockenheit. Im Sommer heiß, im Winter kalt, zeigt es manche Ähnlichkeit mit dem unsern. Doch hat es keine solchen Eigenschaften oder solche Extreme, welche die Entwicklung beschleunigen oder lähmen könnten. Man darf auch nicht vergessen, daß die Urbewohner bei der Entdeckung Amerikas auf niederer Entwicklungsstufe standen und auf ihren zugewiesenen Territorien bis heute die primitivste Lebensweise fortsetzen.

Die Blutvermischung hatte jedenfalls bedeutenderen Einfluß. Da die Kinder verschiedener Zonen in das neue Land wanderten, und die des Nordens sich mit denen der Tropen vermischten — förderte dies unstreitig zur Verjüngung der Rassen.

Die Prinzipien der Zuchtwahl hatten wahrscheinlich noch entscheidendere Wirkungen. Die bescheidenen Auswanderer, die im 17. Jahrhundert an den Küsten von Massachusetts landeten, waren keinesfalls alltägliche Typen. Ihr Entschluß forderte Mut und Willenskraft. Die Ansiedlung hatte zu jener Zeit die Bedeutung eines Kampfes auf Leben und Tod. Die lange Seereise auf zerbrechlichen Barken, die Ankunft in einem unbekannten, mit Urwald bedeckten Lande, die Eroberung, Erhaltung und Bevölkerung eines Gebietes boten große Hindernisse, die es zu überwinden galt.

Im Kampf ums Dasein konnten nur Starke siegen. Der Schwache unterlag gleich am Anfang. Nur die Tapferen hatten

Erfolge, die Feigen konnten nicht zur Geltung kommen. Inmitten eines neuen Lebens unter neuen Lebensbedingungen, wo keine Privilegien und Vorrechte, nicht einmal Schutzeinrichtungen bestanden — galt der Mensch soviel als ihm Gott inneren Wert verlieh.

Die Schwierigkeiten und ununterbrochenen Kämpfe stärkten die natürlichen Gaben. Fleiß, Ausdauer, Willenskraft und Ehrgeiz entwickelten sich zu Rassenmerkmalen und wurden als wertvolles Erbteil von Vätern auf Söhne vererbt.

Unterdessen entwickelte sich der nordamerikanische zum konstanten Typus und bildet heute eine fest abgegrenzte Spezialrasse.

Äußerlich behielt sie vieles von der angelsächsischen Kraft und Plastik; doch ist sie weder so schlank noch so verfeinert. Ihre Gesichtszüge gleichen mehr den Holländern, als den Söhnen Albions, obzwar die breiten Backen, die dunkle Hautfarbe und die Form ihres Hinterschädels an Indianer erinnern.

Ihre natürlichen Neigungen zeigen viele Gegensätze. So ernst und rauh sie bei der Arbeit erscheinen, ebenso gemütlich und gutmütig sind sie im Kreis ihrer Familie. Der amerikanische Gatte und Vater verteilt im Heim mit freigibiger Hand seinen schweren Erwerb und behält für sich kaum einen geringen Anteil.

Sein Fleiß ist germanisch, seine Ausdauer britisch und seine Phantasie romanisch. Es ist kaum glaublich, wie transzendentale Fragen den praktischen Handelssinn Nordamerikas fesseln. Von Tagesblättern und Revuen angefangen, befaßt sich ein bedeutender Teil der Presse mit abstrakten Fragen. Okkultfragen zählen nirgends so zahlreiche Anhänger, und es gibt keine so kindische und alberne Lehre, die keine Jünger fände.

Ihr Temperament ist auffallend jugendlich. In der Gesellschaft sind sie spontan, in ihren Zerstreuungen naiv. Ihr Geschmack liebt das Glänzende und Auffallende. Sie suchen die Geselligkeit und schließen schnell Bekanntschaften, sie sind gesprächig und offenherzig. Ihre Gastfreundschaft ist aufrichtig, und wenn sie jemanden lieb gewinnen und feiern wollen, beinahe unbegrenzt.

Reiche und Arme sind dem Reisenden nach Möglichkeit behilflich. Die Dollarkönige öffnen ihm ebenso gefällig die Türen ihrer Marmorpaläste, als die Cottagebewohner ihn gerne in ihr Heim geleiten. Nabob und Bergwerkarbeiter erklären mit gleichem Selbstgefühl ihre Tätigkeit und Ziele und geben Aufklärung über ihren Beruf. Ihre Stellung und ihren Standpunkt erfassen sie deutlich, was ihrem Benehmen Sicherheit verleiht. Sie konversieren mit großer Befriedigung, weil jeder nur über das redet, was er gründlich versteht, und endlich laden sie mit gleicher Natürlichkeit ein, um ihr Brot oder ihre Pasteten mit uns zu teilen.

Gastfreundschaft ist ein Charakterzug der Amerikaner. Lange Zeit hindurch unbekannt oder verkannt, freuen sie sich, wenn Fremde sie aufsuchen und lieben es, ihren nationalen Fortschritt, ihre Größe und Macht zu zeigen. Mit beinahe kindischer Eitelkeit zählen sie ihre Erfolge auf, mit unbegrenzter Befriedigung blicken sie auf ihre Vergangenheit.

Der einfache Heizer, der die Kohle in den Schlund der schnellsten Dampfmaschinen schaufelt, blickt mit gleichem Stolz auf sein Dampfroß, wie der Techniker, der es entwarf, oder der glückliche Eigentümer.

Die amerikanische Gastfreundschaft hat insofern den Vorzug über die unsre, als sie sich nicht begnügt, den Aufenthalt angenehm zu gestalten, sondern sich bemüht, zugleich auch nützlich zu sein. Sobald sie erfahren, daß uns irgendein Gegenstand interessiert, bieten sie alles auf, damit man diesen gründlich, vielseitig und in kürzester Zeit kennen lernen kann.

Bei einer Gelegenheit, als von der Arbeiterfrage, dem wichtigsten Problem amerikanischen Handels und Gewerbes, die Rede war, warf ich nebensächlich hin, daß ich Eisenwerke, Hochöfen und das Arbeiterleben von Pittsburg, diesem Sheffield Amerikas, jedenfalls besuchen werde. Nächsten Tag erhielt ich eine wahrhafte Bibliothek Monographien, die statistischen Daten und andre Merkwürdigkeiten dieser Stadt enthaltend, neben zahl-

reichen Empfehlungsschriften und der Nachricht, daß der Eisenbahndirektor für die Dauer meiner Reise einen Salonwagen zur Verfügung stellt.

Diese Gastfreundschaft machte es möglich, daß ich in relativ kurzer Zeit vielseitige Erfahrungen sammeln konnte. Zu gleicher Dankbarkeit wie jene, deren Eisenbahnen und Yachten mich führten und in deren Palästen ich verweilte, verpflichten mich die Bewohner jener Hütten, in denen ich die schwierigeren Lebensbedingungen studierte. Nichts konnte mich mehr interessieren, als der Nationalgeist, der in jeder Schicht gleich stark ist. Wo eine gepuderte Dienerschaft die Mahlzeit auf goldenen Schüsseln servierte, oder wo mir der Farmer in einer Zinkpfanne das Essen anbot, gab der Situation stets die innere, die psychologische Seite die Hauptbedeutung.

Diejenigen, die Dollars verdienen, sind interessantere Typen, als die, welche sie ausgeben.

Es ist ein wunderbarer Anblick, wie sich die Millionen potenzieren, noch wichtiger ist es jedoch, zu beobachten, wie hierzu die ersten Cents angesammelt werden.

Trotz großer gesellschaftlicher Unterschiede stehen beide Gruppen einander viel näher als man glauben sollte. Wenn Erfolge die Arbeit krönen, kann man mit einem Satz von der niedrigsten zur höchsten Staffel der sozialen Leiter steigen, ohne daß Vorurteile oder Traditionen diesen Fortschritt hemmen würden.

Auf ihre Freiheit und bürgerlichen Rechte sind beide Teile gleich stolz. Sie sind überzeugt, daß die Lebensbedingungen, Gesetze und Regierungsform ihres Landes der Gegenwart am meisten entsprechen. Bei der Erklärung und Begründung ihrer Ansichten und Prinzipien sind sie unermüdlich und bieten alles auf, damit man diese tatsächlich verstehen und ihre Vorteile in vollem Maße genießen lernt.

Diesem Umstand verdankte ich, daß ich mich vom ersten Moment heimisch fühlte und tiefere Einblicke in das innere Leben der Amerikaner gewann. Schon im Hafen erwartete

mich der Wagen eines Bekannten, mein Gepäck erhielt ich im Zollamt durch die gefällige Intervention eines Mitreisenden, Mr. W., ohne Anstand sogleich, und als ich im Freundeskreise beim Mittagsmahl saß, konnte ich kaum glauben, daß ich erst vor wenigen Stunden in der Neuen Welt angekommen war.

Ob wir längere oder kürzere Zeit in einem Lande verweilen, wir sollten möglichst vergessen, daß wir Reisende sind. Wir sollten das Leben jenes Volkes leben, uns seine Denkart und seine Gewohnheiten aneignen. Wir sollten uns für die reellen Tatsachen interessieren, statt vorgefaßte Meinungen zu bilden: die Gelegenheit zu benützen gilt mehr als der beste Reiseplan.

In unbekanntem Lande unter neuartigen Verhältnissen ist alles anregend. Dörfer und Städte, Berge und Täler, an denen wir vorbeisausen, erhalten durch den Reiz der Neuheit höheren Wert; wenngleich uns in Nordamerika nicht die malerische Schönheit der Natur, sondern vielmehr die Großartigkeit der Verhältnisse überrascht, die gleichsam grenzenlos erscheinen.

In diesem Land ist alles riesig. Die Wasserspiegel der Flüsse sind breit wie Seen, die Seen wachsen zu Meeren aus. Die Eintönigkeit der Prärien ist unendlich, und wenn wir sie Stunden und Tage lang durch die Fenster der hinstürmenden Eilzüge betrachten, glauben wir stillzustehen, so unverändert bleiben sie. Der Begriff des Schönen liegt in Amerika jenseits des gewöhnlichen Rahmens und könnte als Eigenschaftswort selten gebraucht werden. Ausrufe wie erstaunlich! riesig! herrlich! berühren unsre Ohren am häufigsten. Das Volk, das diese Ländereien bewohnt, das Leben, das es führt, fesseln vor allem die Aufmerksamkeit.

Wie erheben sich innerhalb weniger Monate neue Städte inmitten der Wüste? Wie bevölkern sie sich? Wie verändern sich ihre Zustände? Wie werden sie so bald groß und reich? — Die Kraft junger Völker, ihre Arbeit und ihr Fleiß ist wahrhaft erstaunlich.

Besuchen wir beliebige Punkte des Landes, betrachten wir

alle Merkwürdigkeiten, so wird stets der Geist am meisten auf uns wirken, der Städte und Urwälder gleichmäßig durchdringt und zwischen Fabrikmauern, im Atelier, oder unter der Kuppel des Kapitols stets zum Ausdruck gelangt.

Der Nationalgeist Amerikas überraschte mich am meisten, und ich bewunderte dessen Ausdruck auf dem Gebiet des Handels und der Industrie, der Literatur und Kunsttätigkeit, der Nationalökonomie und Politik gleichmäßig.

I.

Bei der Betrachtung des Handels und der Industrie wachsen die statistischen Daten zu himmelhohen Zifferngruppen an. An der Börse und am Geldmarkt vertauschen so kolossale Werte ihre Eigentümer, daß ein genauer Ausweis ganz unmöglich ist. Der jährliche Verkehr des Nationalvermögens allein läßt sich auf zirka $ 2 000 000 000 veranschlagen. Einzelne wirtschaftliche Zweige ergeben unerhörte Resultate.

Aus einem Rohproduzenten und Agrikulturstaat entwickelte sich Amerika erst in letzter Zeit zu einer Handelsmacht. Die Ausfuhr seiner Industrieprodukte erhielt erst vor einigen Jahren ernstliche Bedeutung, doch konkurrieren sie jetzt schon mit den Fabrikaten Europas.

Sein Verkehrssystem nimmt in der ganzen Welt die erste Stelle ein. Die Vereinigten Staaten besitzen ein Bahnnetz, wie die ganze übrige Welt zusammen. Die Länge der Schienen beträgt etwa 190000 englische Meilen, und in allen Richtungen werden noch immer neue Linien gebaut. Sie vertreten ein Kapital von £ 1 000 000 000, und die jährliche Zahl der Reisenden bewegt sich um 500 000 000.

Die Entwicklung wird umso auffallender, wenn wir nur in die nahe Vergangenheit zurückblicken. Um die Mitte des Jahrhunderts war die Reise in vielen Richtungen unmöglich. Zur

Zeit der Staatenbildung gab es keine geregelten Verkehrsmittel. Zwischen größeren Städten fuhren Eilwagen ein- oder zweimal wöchentlich, aber gegen Westen hörte jeder Verkehr über den Mississippi ganz auf.

Die Posteinrichtungen vegetierten in ebenso primitivem Zustand. Doch wuchs die Zahl der Postämter in den ersten zehn Jahren nach der Proklamierung der Freiheit von 75 auf 903 und ihr Erträgnis von $ 38 000 auf $ 230 000. Heute ist das amerikanische Postsystem nach dem von England das beste, und sein Telephonnetz nimmt die erste Stelle ein.

Die Erscheinung des ersten Dampfschiffes bedeutet einen Wendepunkt. Die Terrainverhältnisse erleiden bedeutende Veränderungen. Man gräbt Kanäle, reguliert die Gewässer und baut Häfen. Auf den Flüssen, wo früher Barken und Flöße dem Lauf des Wassers folgten, die Rückreise aber zu Pferd oder zu Fuß zurückgelegt werden mußte, tritt eine geregelte Schiffahrt ins Leben. Das Segelschiff wird durch die Schraube bezwungen, wodurch Amerika in ein neues Verhältnis zu Europa tritt. Die Entfernung vermindert sich stetig. Was einst fern erschien, rückt näher, und neue Vorstellungen verdrängen die alten. Die Agrikultur wird intensiver, Whitney erfindet Maschinen zur Reinigung und zum Kämmen der Baumwolle, die einen großen Aufschwung herbeiführen und den Export gleich im ersten Jahre von 189 000 auf 21 000 000 Pfund steigern. In Rhode-Island und in Massachusetts entstehen ausgedehnte Spinn- und Webefabriken, Eisenwerke und Gießereien.

In Hafenstädten nimmt der Schiffbau größere Dimensionen an. Im Jahre 1790 betrug der Tonnengehalt nordamerikanischer Schiffe 478377, am Anfang des vorigen Jahrhunderts 4068034.

Immer zahlreichere Ansiedelungen nehmen den unbekannten Westen in Beschlag. Auf unermeßlichen brachliegenden Territorien entsteht ein blühender Ackerbau, der bald einen großen Teil der europäischen Märkte mit Brot versorgt. Am Gestade der großen Seen Ontario, Erie, Huron und Michigan werden Ortschaften

gebaut, wobei sich die Bevölkerung potenziert und durchschnittlich per Dezennium um ein Drittel zunimmt. Zur Zeit der Staatenbildung: im Jahre 1787 betrug diese 2781000 Seelen, drei Jahre später 3 929 214, im Jahre 1800 5 308 483.

Die Zeit von der Erfindung des Dampfschiffes bis zur Einführung der Eisenbahnen kann als die zweite Entwicklungsperiode betrachtet werden.

Statt des Kampfes ums leidige Leben entsteht ein Krieg um den Wohlstand. Die elementaren Hindernisse und natürlichen Schwierigkeiten sind bezwungen. Die Feinde, ob Engländer, Franzosen, Spanier oder Holländer, ziehen sich zurück. Die Urbewohner ducken sich auf den angewiesenen Indianergebieten. Die Welt muß endlich die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkennen. Die inneren Verhältnisse werden geordnet, die Selbstverwaltung entwickelt sich, und der Staat erhält feste Grundlagen. Die Staatsschuld von $ 42 000 000 wird allmählich getilgt. Aus dem Verkauf unermeßlicher Ländereien fließen große Summen in die Staatskasse, in manchen Jahren erwirbt man solche um $ 25 000 000. Die schwere Geldkrise der dreißiger Jahre verläuft, ohne das junge Volk zu entkräften. Präsident Van Buren ordnet mit vorzüglichem Geschäftssinn die verwickelten Verhältnisse der Banken und des Nationalvermögens. Öffentlicher und Privatbesitz erlangen ihren ursprünglichen Wert wieder. Die Börsenkurse werden normal. Die Arbeit schreitet ungehindert ihrem Ziel entgegen.

Als die Pacificbahn erbaut wird und von den Häfen des atlantischen Ozeans bis zu den Ufern des stillen Weltmeeres dahinstürmt, beginnt die dritte Periode der verhältnismäßig kurzen Entwicklung der Vereinigten Staaten. Die Umgestaltung wird allgemein, die Veränderungen sind überraschend, und die Erfolge übersteigen die kühnsten Erwartungen. Das größte Hindernis ihrer Entwicklung, nämlich die Entfernung, hört plötzlich auf.

Im Jahre 1869 führt Vanderbilt ein sorgsam durchgebildetes Eisenbahnsystem ein. Er stattet seine Hudsonufer- und New

York-Zentralbahnlinien mit aller Bequemlichkeit und allem Luxus aus. Seine Züge erreichen das 912 Meilen entlegene und einstens kaum erreichbare Chicago in vierundzwanzig Stunden. Zu reisen ist in Amerika keine Mühe, sondern eine Erholung. Ein Zug, der nach San Francisco oder Mexiko eilt, ist eine rollende Häuserreihe. Die Wagen sind in Zimmer geteilt und allen Lebensbedürfnissen angepaßt. Geräumige Bibliotheken, Rauchzimmer und Speisesäle reihen sich einer an den andern. Man findet Bäder und Barbierstuben. Im Vorzimmer erwartet die Dienerschaft unsre Befehle, und die ganze Beschäftigung weißgekleideter Neger scheint sich darauf zu beschränken, von Zeit zu Zeit den Staub von unsren Hüten mit einem Federwisch zu entfernen.

Gewöhnliche Eisenbahnkarten sind billig. Unter normalen Verhältnissen kosten sie einen Cent per Kilometer. Für Pulman- und Wagner-Wagen werden Extrabeträge berechnet, die jedoch zur Benutzung bequemer Schlafstellen berechtigen. Wer die auf den Seen und Flüssen verkehrenden Palastboote nicht gesehen hat, kann sich diese kaum vorstellen. Wie ihr Name zeigt, sehen sie von weitem vierstockhohen Häusern ähnlich; ihre Fronten sind mit Fenstern und Erkern verziert. Die innere Einrichtung unterscheidet sich kaum von der eines modernen Luxushotels. Als ich das Deck des zwischen New York und Providence verkehrenden „Puritan" betrat, sagte der Präsident der Schiffahrtsgesellschaft mit Stolz: „dies ist das bequemste Schiff der Welt". Und wenn er das Wort Schiff nicht betont, hätte ich gemeint, daß ich fehlgegangen sei, denn der mächtige Bau sah allem eher ähnlich, als dem, was wir unter diesem Ausdruck verstehen. Von der Landungsbrücke führt ein Treppengang zur mächtigen Vorhalle. Der entgegeneilende Portier führt uns in die Kanzlei, wo wir unsre Wohnung bestellen. Als der Aufzug uns hinaufbefördert hat, finden wir unser ganzes Gepäck vor, und ein Diener reicht uns ein Blatt Papier, um unsre Befehle zu verzeichnen. Die schwarze Dienerschaft trägt Livree und verrichtet ihre Arbeit

mit solcher Pünktlichkeit, bewegt sich so abgemessen, als ob sie ihren Drill auf dem Exerzierplatz erhalten hätte. Der Präsident führte mich in jeden Winkel und zeigte mir vom vierstöckigen Prachtsaal bis zum Maschinenraume alles. Ich sah den Heizraum, die Keller und Küchen, wo etwa fünfundzwanzig Köche und Küchenjungen für das Wandervolk kochen. Wir gingen hinauf und herunter, teils durch Treppen, teils durch Aufzüge befördert, wir schritten über die langen Gänge der Stockwerke, bis wir endlich auf dem zu einer Veranda gestalteten Deck Rast hielten, von wo eine Prachtaussicht auf die Gegend unsre Blicke erfreute. Mein zuvorkommender Führer konnte mit der erzielten Wirkung zufrieden sein, weil ich ohne Zögern anerkennen mußte, daß der „Puritan" das bequemste Schiff der Welt ist.

Nicht minder interessant sind die Bewohner dieser schwimmenden Paläste. Der ewige Verkehr, die auf Schiffen und Eisenbahnen verbrachten Tage und Wochen, verleihen neue Charakterzüge. Der Amerikaner verbringt von seiner Kindheit an beinahe die Hälfte seiner Zeit auf Reisen. Die Entfernungen der Stadtteile sind so groß, daß die schnellste und bequemste Verbindung die über die Straßen gebauten Bahnen bieten. Von einem Ort zum andern, zum Amt oder zum Besuch gelangt er mit der Eisenbahn. Selbst hier verliert er jedoch seine Zeit keinesfalls, er liest, schreibt und verrichtet einen Teil seiner Geschäfte im sausenden Wagen. Ein andermal, wenn er von schwererer Arbeit heimkehrt, dient ihm die Reise als Rast. Fünf- bis sechsjährige Kinder reisen allein, ohne Begleitung. Sie lösen ihre Karten, besorgen ihr Gepäck selbst und wiederholen während der Reise ihre Lektion.

Was er vom Getöse der Räder, vom Pusten der Maschine lernt, ist ihm vielleicht noch wichtiger. Der Amerikaner lernt das Leben sozusagen von der Wiege aus kennen. Wenn er sein zwölftes Jahr vollendet, handelt er in vielen Fällen selbständig, fängt ein Geschäft an und gegen dreißig zieht er sich als reicher Mann zurück. Nur eiserner Fleiß und intensive Arbeit können

ſolche Erfolge erzielen. Anderswo als in Amerika wäre dies beinahe unmöglich, und zum Gelingen der Aufgabe tragen die Lebensbedingungen ebenſoviel bei wie Routine und nationale Organiſation.

Der nordamerikaniſche Organismus iſt trotz ſcheinbarer Einfachheit verwickelt. Wie die Beſtandteile komplizierter Maſchinen, greifen deſſen Elemente ineinander und bleiben dem Beſchauer rätſelhaft. Wer ihn erkennen will, muß hier leben, ſchaffen, wollen und frühzeitig zur rechten Arbeit greifen. Die Leute denken von zarter Jugend an ſelbſtändig, handeln aus freiem Willen und ſchmieden ihr Glück; darum entwickeln ſie ſich raſch und werden früher reif. Wer ſein Elternhaus ſchon in den zarteſten Jahren verläßt, ſammelt Erfahrungen und gewinnt Mut, um den Gefahren des ſpäteren Lebens zu begegnen.

Ein andrer Charakterzug amerikaniſchen Lebens iſt die ewige Veränderung, die oft ohne Vorbedingungen ohne erkennbare Urſachen neue Verhältniſſe erzeugt. Gelegenheit, Glück oder Unglück wechſeln im Augenblick, und der Erfolg hängt zum großen Teil vom raſchen Entſchluß ab. Wenn man den amerikaniſchen Charakter unterſucht, iſt deſſen auffälligſtes Merkmal der pluck. Das Wort iſt kaum überſetzbar, es bedeutet etwas mehr als Mut, aber ohne Verwegenheit, da es bewußter iſt als dieſe und ſeine Reſultate genauer berechnet. Hinderniſſe ſchrecken ihn nicht, die kühnſten Pläne werden mit Vertrauen entworfen, Applaus oder Hohn ſind ihm gleichgültig, weil er die Aufmunterung aus ſich ſelbſt ſchöpft. Das Ausarten des Pluck iſt das „Bluff“, ein ebenfalls amerikaniſcher Begriff. Die Arbeit beglückt dieſes Volk. Je ſchwerer und mühſamer ſie iſt, um ſo mehr befriedigt ſie. Sie muß raſch und fieberhaft ſein, um anzuregen. Der Fleiß ſteckt dem Amerikaner im Blut, wie er bei Ameiſen zur zweiten Natur geworden iſt. Dieſen Atavismus der Arbeit empfindet man auf Schritt und Tritt.

Auswanderer, die ſich niedergelaſſen, ihre Söhne, die den Staat gegründet haben, Enkel, die um die Freiheit kämpfen, und

endlich die heutigen Vertreter, die ihn reich und mächtig machen, bilden im ganzen vier Generationen, doch wirkte jede mit voller Kraft, zu ruhen hatten sie noch keine Zeit. Die vorgesteckte Aufgabe mag sich wandeln, die Ideale der Väter können von denen, die ihren Söhnen vorschweben, etwas abweichen, erworbener Fleiß, Tatkraft, Ausdauer und Ehrgeiz bleiben aber unverändert.

Ob wir sie bei der Arbeit oder inmitten ihrer Zerstreuungen betrachten, bleiben obige Merkmale stets die auffallendsten.

Wall-Street in New York ist der Mittelpunkt des Handels. Wie Bienenschwärme bedecken dichte Menschenmassen die breite Straße. Sie gehen nicht, sondern laufen. Ein feiner Beobachter, ich glaube Bryce, bemerkt, daß die Bevölkerung in der City von London beim Gehen in senkrechter Stellung verbleibt, während sich diese Richtung in der Wall-Street bedeutend neigt. Im keuchenden Lauf beugt sich alles vornüber und trachtet im allgemeinen Wettlauf wenigstens um eine Kopflänge, um einen Schritt zu siegen.

Elektrische Trams und Motorwagen pflügen das Pflaster kreuz und quer. Elevatoren fördern mit schwindelnder Schnelligkeit zum höheren Stockwerk und stürzen noch schneller herab. „Time is money" lautet die Parole. Zeit ist Geld, und Minuten bedeuten in der Wall-Street oft Millionen. Dem Ersten lacht der Sieg. An diesem allgemeinen Kampf ist Groß und Klein des ganzen Volkes beteiligt. Kauf und Verkauf sind zur zweiten Natur geworden. Einer handelt im Kleinen, der andre im Großen, die Rollen sind verschieden, wechseln aber mit großer Leichtigkeit. Die in der Frühe als große Herren auszogen, können abends mit dem Bettelstab heimkehren — und der Arme wird oft in einigen Stunden zum Millionär.

Doch arbeiten alle, der eine aus Not, der andre zum Vergnügen. Sie ruhen kaum einige Stunden im Kreis ihrer Familie, welche die heißen Monate in der Vorstadt oder auf dem Lande zubringt.

Lieblingserholungsorte bekannter Krösusse oder der viel be-

neideten „obersten Vierhundert“ Amerikas sind die Gestade des Hudson, Lennox, Bar-harbour und vor allem New Port. Was Geld beschaffen kann, ist in diesem Tuskulanum vereinigt. Kein Luxusartikel, keine kostspielige Laune, kein teurer Zeitvertreib, der hier nicht zu finden wäre. Das Maß ist auf allen Gebieten übertrieben, nur das Maximale gelangt zur Geltung.

Die Sommerwohnungen sind mittelalterlichen Granitburgen, italienischen Marmorpalästen oder dem kleinen Trianon nachgebildet, je nachdem die Vorbilder am Rheinufer, an den Gehängen des Apennin oder in Versailles gesucht wurden. Yachten haben wie transatlantische Steamer hundert bis hundertfünfzig Matrosen an Deck. In den Stallungen stehen ganze Gestüte, die Zahl der Diener ist Legion. Die täglich verausgabten Geldsummen gehen in die Hunderttausende. So leben die Stahl-, Kupfer-, Petrol- und Eisenbahnkönige.

Die in New Port verweilenden Familien bilden die reichste Gesellschaft der Welt. Inmitten dieser Zauberpracht ist die Lebensweise selbst sehr bezeichnend. Sie kommen angeblich zur Erholung und verpflanzen alle Sportarten Englands dorthin. Hier findet man Tennis, Golf, Kricket, Polo, Hetzjagd, Ruder- und Segelwettstreit, Distanzschwimmen und Preisreiten. Wenn man Zeit findet, übt man in vierundzwanzig Stunden alle. Man erwacht zeitig, legt sich nach Mitternacht nieder, eine unausgesetzte Aktion kommt hier zum Ausdruck. Wenn sie dann in die Stadt zurückkehren, sagen sie vergnügt: „I had such a nice and busy time“. „Nice and busy“, angenehm und beschäftigt. Diese beiden Begriffe schließen sich also in Amerika nicht aus, im Gegenteil ergänzen sie sich. Nur was Arbeit kostet, kann diesem Volk angenehm sein. „Dolce far niente“, das Vergnügen südlicher Temperamente, bleibt ihnen unverständlich. Auch Zerstreuungen verschaffen nur dann Freude, wenn die Grundzüge ihrer Natur, Arbeitslust, Ausdauer und Willenskraft zur Geltung kommen.

Das populärste, sozusagen nationale Spiel ist base-ball.

Einigermaßen unsrer ungarischen „Langen Meta“ ähnlich. Dessen Verbreitung ist ganz allgemein, da es keine Stadt, kein Dorf oder keine Farm gibt, wo die Jugend es nicht kennte. So einem base-ball-Spiel beizuwohnen, ist anregend und lehrreich. Die unerwartete Bewegung, mit der ein Junge den Ball wegschleudert, der schnelle Entschluß, mit dem ein andrer ihm nachrennt, die Sicherheit, mit der ein dritter ihn auffängt, die unermüdliche Energie, mit der alle zum Sieg streben, ist echt amerikanisch. Die Gesichter spiegeln Hoffnung, Vertrauen und Überzeugung wider, die Leidenschaft steigert sich mit jedem Schlag, bis sie sich auch dem Zuschauer in vollem Maße mitteilt. Wenn die Partie zur Entscheidung gelangt, tobt Jung und Alt freudetrunken miteinander. In diesem Moment kennt jeder nur ein Ziel, nur der eine Gedanke durchdringt ihn, der erste zu sein. Er will unbedingt gewinnen, ist mit Leib und Seele beim Spiel, verwendet seine ganze Energie darauf; wie bei ernsten Lebensaufgaben stärkt und spornt ihn eine einzige Idee, und diese ist der Sieg.

Die Lebensbahn vieler Bürger hat mit den Wendungen des base-ball-Spieles manche Ähnlichkeit. Veränderliche Chancen, traurige Enttäuschungen und glänzende Erfolge wechseln mit einander, doch sind nur die Endergebnisse maßgebend. Wählen wir aus der Menge einige Beispiele. X. wandert als Bergwerksarbeiter nach Kalifornien. Nach fünfjähriger schwerer Arbeit erübrigt er einige Dollars und kauft damit etwas Land, in dessen Tiefe er Gold zu finden hofft. Er gräbt und schaufelt, bis er zugrunde geht. Doch verzagt er nicht, tritt wieder als Tagelöhner ein und setzt seine Untersuchungen fort. Die elende Arbeit dauert Jahre hindurch, der letzte Hoffnungsstrahl beginnt zu erblassen, als der erste Goldkies aufblitzt. Noch zehn Jahre und Mr. X. ist einer der reichsten Menschen der Erdoberfläche, dessen Name den Neid der ganzen Welt erweckt.

Wenn wir die Entwicklung der Städte betrachten, so ist die Chicagos vielleicht die überraschendste und stürmischste und ihr Erfolg der vollkommenste. Alte Leute erinnern sich noch, als

dort ein Ort mit ein paar hundert Einwohnern lag. Heute ist es die zweite Stadt Amerikas mit einer Bevölkerung von zwei Millionen. Im Jahre 1871, in ihrer glänzendsten Aufschwungsperiode, wird die Stadt durch ein Feuer heimgesucht, das 17 460 Gebäude einäschert und 96 866 Seelen obdachlos macht, während 250 ihr Leben unter den Schutthaufen verlieren. Der Schaden wird auf 199 Millionen Dollars geschätzt. Nach zwei Jahren erhob sich wie ein Phönix aus der Asche eine neue Stadt, welche die alte in jeder Beziehung übertraf. Im Jahre 1893 veranstaltete sie eine Weltausstellung, die vollkommen gelang, und die allgemeine Anerkennung kannte keine Grenzen. Amerika beging die vierhundertste Jahresfeier seiner Entdeckung. Was in der Neuen Welt berühmt, selten oder belehrend war, wurde hier angehäuft. Die versammelten Fremden wußten nicht, was sie mehr bewundern sollten: die ausgestellten Gegenstände, das Gelände, die Gärten und Teiche der Ausstellung, oder den Geschmack und die Größe ihrer Bauten. Die Alte Welt senkte ihre Fahne aufrichtig vor dem Werk ihrer abtrünnigen Söhne. In dieser großen „Worlds fair" fand man den Reichtum des Landes gesammelt und verzeichnet, und auf den Straßen konnte man beobachten, wie es zur Größe und Macht heranwächst.

Der Handel Chicagos verzeichnet einen jährlichen Durchschnittsverkehr von $ 6 660 000 000, der Wert seiner Fabriken beträgt $ 500 000 000. Seine berühmten Schlachthäuser verarbeiten und versenden an einem Tag so viele Ochsen, Schafe und Schweine, daß sie den Bedarf eines Landes decken könnten. Im verflossenen Jahre schlachtete die Firma Swift allein 1 437 844 Ochsen, 2 687 591 Schafe und 3 928 659 Schweine. Sie löste hierfür $ 150000000, und ihr Kapital beträgt $ 20000000000. Das Haus Armour ist noch größer. In den Stahlwerken arbeiten über 10 000 Menschen, und dessen Kapital beziffert sich auf $ 175000000. Auf allen Gebieten zeigt Chicago potenzierte Summen, alles ist riesig, wie es das Volk liebt. Das Stadthaus allein ist eine kleine Stadt, dessen Baukosten $ 25 000 000

betrugen; die öffentliche Bibliothek verschlang $ 20 000 000, und die Schulen sind nicht minder großartig. Wenn Chicago vor allem reich werden wollte, strebt es in zweiter Reihe nach Kultur, bringt freigiebige Opfer für Kulturzwecke, und ein Einwohner schenkte der Universität mit einem Federstrich $ 6 000 000.

Auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet wollen sie die ersten sein. „To go ahead" ist ein zweiter populärer Ausdruck. Vorwärts! Immer und auf jedem Gebiet. Vorwärts durch eigenen Fleiß und eigene Arbeit. Inmitten der industriellen und Handelskämpfe Nordamerikas begegnen wir stets dieser Bestrebung, unter den bescheidensten Verhältnissen, oder beim glänzendsten Erfolg ist dieser Zug der auffallendste. Wenn wir die riesigen Fabriken besuchen und staunend vor hunderten rotierender Räder, laufender Riemen und polternder Eisenstangen stehen, ist es unmöglich, dem Genius, der sie erschuf, unsre Bewunderung zu versagen.

II.

Die Offenbarung des Nationalgeistes in der Kunst und Literatur Amerikas ist nicht minder anregend.

Die allgemeine Beschuldigung der Kritik, daß die Vereinigten Staaten, — wenigstens in nationalem Sinne — keine Kunst und Literatur besitzen, ist ebenso irrig als ungerecht. Wie ich bei Besprechung der Literatur der Vereinigten Staaten Gelegenheit hatte zu sagen, dürfen wir nicht vergessen, daß die Vergangenheit dieses Volkes, als selbständige Nation, kaum ein Jahrhundert zählt. Es lebt seine Heldenzeit erst jetzt, und das Nationalepos wird die nächste Generation schreiben müssen . . .

Die verbitterten Freiheitskämpfe hatten selbstverständlich auch auf die literarische Tätigkeit großen Einfluß. Die Werke Franklins, Washingtons, Adams' und Hamiltons sind von den neuen

Ideen durchdrungen. Jefferson als Gesandter seines Landes am Hofe Ludwigs des XVI. konnte das trübe Morgengrauen der Revolution aus der Nähe betrachten, und seine Briefe schildern sehr unmittelbar die letzten Tage der französischen Monarchie.

Von neueren Prosaikern der Fiktion sind Cooper und Mark Twain unstreitig die bekanntesten. Die letzten Mohikaner, Lederstrumpf u. a. aus dem Indianerleben gewählten Erzählungen des ersteren sind auch in alle Sprachen übersetzt worden und gehören zur Lieblingslektüre der reiferen Jugend. Mark Twains Popularität ist stets im Wachsen, und seine Bücher sind in Europa ebenso gesucht wie in der Heimat.

Auf dem Gebiet der Dichtkunst erwarben sich Longfellow und Poë den größten Ruhm. The last rose of the summer und der „Rabe" des letzteren zählen zu den beliebtesten Dichtungen der Gegenwart. Der Erfolg steht jedoch nicht notwendigerweise im Verhältnis zur poetischen Begabung. So kennt man Hawthornes sich zu künstlerischer Höhe erhebenden Bücher weit weniger, als manche sensationelle Werke der Yankeeliteratur.

Hawthornes berühmtestes Werk ist „The house of the seven gables", obzwar „Scarlet letter" einen größeren inneren Wert hat und einer der bedeutendsten psychoanalytischen Romane der Weltliteratur ist. Hawthorne ist ein Amerikaner aus der amerikanischen „Sturm- und Drangperiode", als man noch auf allen Gebieten des Lebens mit Schwert und Feder kämpfen mußte. Ist es ein Wunder, daß schwierige Verhältnisse seinen Geist in pessimistische Richtungen drängten und daß er die sanguinischen Hoffnungen seiner Landsleute nicht immer teilen konnte?

Ein andrer Seelenforscher Amerikas war Oliver Wendell Holmes mit seinen Romanen „Der Schutzengel" und „Elsie Venner", die mit vollem Recht neben die besten europäischen Erzählungen gestellt werden können. Washington Irving ist ein ebenso hervorragender Schriftsteller. Trotzdem seine „Knicker-

bocker" immer mehr in die historische Vergangenheit zurücksinken, nimmt er in der nationalen Belletristik die erste Stelle ein.

Neben diesen erwarben sich viele vorzügliche Schriftsteller, wie Paulding, Brown, Hoffman, Windthrop, Judel, Willis, unter den Dichtern Whittier, Parker, Bryant, Whitman und viele andre, über deren Talente ich früher Gelegenheit hatte zu sprechen, hervorragende Namen. Aus diesen wenigen Beispielen sehen wir schon, wie übertrieben die Beschuldigung ist, daß die Vereinigten Staaten keine Literatur besitzen. Wenn die Gegenwart keine so starken Gegensätze kennt wie die Vergangenheit, besonders in der einstigen Bedeutung nicht; wenn das neunzehnte Jahrhundert allen Völkern eine ähnliche Färbung verlieh; wenn die heutige Kultur immer mehr international wird, lastet die Schuld nicht auf einzelnen Völkern, sondern auf der Epoche, in der sie wirken. Trotz scheinbarer Ähnlichkeit, trotz gleichförmiger äußerer Gestalt, kann man doch nicht behaupten, daß die nordamerikanische Literatur des Nationalgeistes gänzlich enträt, noch daß sie eine Nachahmung ihrer älteren Schwester, der englischen Literatur wäre. So erinnert die neue russische Literatur auffallend an die französische, aber auch nur äußerlich — wie die Bewohner von Paris und Petersburg ähnlich geschnittene Röcke tragen, ohne daß dieses ihre Nationalität verwischen könnte. Der amerikanischen Literatur ergeht es durchaus ähnlich. Sie ermangelt des Nationalcharakters nur zum Schein, der Geist selbst ist sowohl auf materiellem, als auf abstraktem Gebiete eigenartig und national.

Aus gleichartigem Ursprung, derselben Vergangenheit und gleichen Verhältnissen entwickeln sich Form und Inhalt. Die Ideale, um die sie kämpfen, blieben unverändert. Die spezifisch-nationalen Ideale schweben ihnen stets vor, der Industrie und Politik vielleicht auffallender, aber auch der Kunst und Literatur nicht minder erkennbar.

Von der bildenden Kunst ließe sich eher behaupten, daß sie des nationalen Geistes entbehrt. Ihre Jünger kamen bisher nach Europa, um zu lernen und ließen sich oft hier nieder.

Aber erhalten nicht etwa die meisten jungen Talente aller Völker ihre Ausbildung in Paris oder München? Der Tadel trifft in diesem Fall nicht bloß Amerika. Der künstlerische Kosmopolitimus ist eine durchaus allgemeine und hochinteressante Erscheinung neuerer Kulturgeschichte. Die gesellschaftlichen und sonstigen internationalen Einflüsse sind unvermeidlich. Statt nationaler Eigenschaften werden wir früher oder später nur noch individuelle Schulen unterscheiden.

Obzwar die New York Downing-Association und National Academy schon am Anfang des Jahrhunderts entstanden sind und ausgezeichnete Mitglieder aufweisen, wie die Porträtmaler Jewett, Vanderlyn, Waldo, James und die Landschafter T. Cole, Doughty und Durand, nahm das Künstlerleben doch erst am Ende der siebziger, noch mehr im Laufe der achtziger Jahre einen kräftigeren Aufschwung. Junge Bahnbrecher, wie St. Gaudens, Wyant Low, Shirley, Inney, Martin gründen im Jahre 1878 eine neue Gesellschaft American Art Association, deren Ausstellungen die glänzendsten Erfolge erzielen. Die Werke ihrer hundertdreißig Mitglieder erregen selbst auf europäischen Ausstellungen, die sie regelmäßig beschicken, Aufsehen.

Sargent und Whistler, die ersten Künstler, die wirklich weltberühmt geworden, wurden oft lobend, aber ebenso oft tadelnd erwähnt. Ihr Talent ist viel zu originell, ihr Vortrag viel zu kühn, um die Kritik nicht herauszufordern. Der Angriff alter Konventionen war gegen Whistler besonders verbittert, da er sich der berühmten Londoner ästhetischen Bewegung anschloß. Was man ihm früher als Fehler vorwarf, das lobt man gegenwärtig als das höchste Verdienst. Heute hängen die Bilder beider Meister nebeneinander in Paris, in diesem Olymp moderner Kunst. J. W. Alexander, A. H. Thayer, Mac Ewen, Humphreys Johnston, Walter Gay, W. Donnat, Dr. Forrest, Gari Melchers, R. W. Vonneh und unter Landschaftern Knight und Innez sind andre hervorragende Künstlerindividualitäten.

Alle Anhänger der neuen, sogar der zukünftigen Schule. Sie wollen in der neuen Richtung etwas neues schaffen und

verfolgen ihre vorgesteckten Ziele rücksichtslos. Ihre Auffassung ist oft noch derb, ihr Pinselstrich roh; aber aufrichtig sind sie immer und wahr bis zum kleinsten Detail. Mutig treten sie selbst an die schwierigsten Aufgaben heran; ihr Selbstvertrauen hat schon bisher so manche große Erfolge erzielt, und ihr Fleiß wird wahrscheinlich in kurzem die vorhandenen Hindernisse überwinden.

Von Bildhauern ist mir Macmonnies der liebste. Augustus St. Gaudens ist auch ein Künstler ersten Ranges, ebenso wie Flanagan und Grafty oder B. Vonneh. Macmonnies war ein Schüler des St. Gaudens und erregte zuerst auf der Pariser Ausstellung 1889 Aufsehen. Seither schreitet er stetig vor, und seine letzten Werke, wie die als „Armee" und „Marine" bezeichneten Gruppen verraten tüchtiges Können.

Eine der stärksten Seiten amerikanischer Kunst bilden Radierungen, noch mehr Holzstiche. Ihre illustrierten Blätter, besonders die in Farbendruck errangen die erste Stelle in der Weltpresse.

In der Baukunst wird im Lande der verstorbene Hunt am meisten bewundert. Er hat die prächtigsten Paläste in Fifth Avenue, viele öffentliche Bauwerke und in New Port das berühmte Marmorhaus Vanderbilts erbaut. Sein Geschmack ist tadellos, seine Proportionen zumeist gut, seine Auffassung ernst. Diese Gebäude wurden zumeist nach bekannten europäischen oder altgriechischen und römischen Vorbildern erbaut. Die Ausführung ist vollkommen, entbehrt jedoch jeder Originalität.

Interessanter ist die Bauart riesiger Bahnhöfe, unendlicher hängender Brücken und in die Wolken ragender Elevatoren.

Hier stehen wir einer durchaus originellen und nationalen Baukunst gegenüber, die das Volk selbst erschuf. Die neuen industriellen und Handelsverhältnisse traten mit neuen Forderungen auf. Das rasche Wachstum der Städte, die unerwartete Vermehrung des Volkes schrieb der Baukunst neue Richtungen vor. An Stelle des Steines tritt das Eisen. Statt horizontaler

Gliederung die vertikale Erhebung. Die Preise der Baugründe sind unerschwinglich, darum entstehen statt Hofanlagen Türme. Ein im Bau begriffenes Haus ähnelt einem Vogelkäfig. Zuerst wird das Eisengerippe vom Boden bis zum Dache festgeschmiedet und genietet, und dann erst werden die Zwischenwände mit Ziegeln oder Fayencen ausgefüllt. Die Stiegen werden durch Aufzüge ersetzt, und darum ist es nebensächlich, ob man im zehnten oder zwanzigsten Stockwerk eine Wohnung mietet. Diesen Babeltürmen gegenüber ist die allgemeine Meinung noch immer zurückhaltend; man glaubt eine Pflicht zu erfüllen, wenn man sie als geschmacklos stempelt, und Vorurteile fordern, daß man sich beim Anblick dieser riesigen Zinshäuser empöre. Man sollte im Gegenteil gerade sie, deren Aufführung unberechenbare Schwierigkeiten verursacht und deren Entwurf Genialität erfordert, mit Stolz betrachten. Joebeng, der Schöpfer der Brooklynbrücke, Hardenberg, der Erbauer des größten Hotels der Welt, Waldorf-Astoria, oder Burnham, einer der Neugestalter Chicagos, erzielten bisher unerreichte Erfolge. Die Eastriver Bridge ist 5990 Fuß lang, ihr Bau nahm dreizehn Jahre und etwa £ 3 000 000 in Anspruch. Southern Union Railway Station in Boston ist als der größte Bahnhof der Welt nicht minder sehenswürdig und nimmt eine Baufläche von nahezu zwölf Joch ein. Seine Länge beträgt 810, seine Breite 210 Fuß und er birgt 28 Schienenpaare. Die Kuppelbögen der Haupthalle haben einen Durchmesser von 228 Fuß und sie empfängt jährlich einige Millionen Passagiere. Das riesenhafte County-Court-House' gibt 5000 Bediensteten Wohnung und nimmt den Raum eines Marktplatzes ein. Die großen Fabriken und Warenhallen sind bis zum letzten Nagel tadellos und entsprechen allen Forderungen des heutigen amerikanischen Lebens ebenso getreulich, wie die mit Basteien und Schießscharten versehenen Burgen im Mittelalter gute Dienste leisteten. Die amerikanische Bauart entspricht ihrer Aufgabe vollkommen, und dies ist ihr Hauptvorteil. In dieser Richtung sind Flagg, McKim, Mead, Post-Wheelwright, Haven, Reid,

Peabody, Stearns, Price, Miles, Day, Cope, Stewardson, Berg, Carrere und so viele andre, die zur Ausbildung der eigenartigen Städtebilder beitrugen, wahre Meister.

Ob auch der ästhetische Erfolg entsprechend ist, wird von vielen bezweifelt. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß in der Zukunft gerade die getadelten Neuerungen als Vorteile gelten werden. Schönheitsbegriffe sind allzu abstrakt, um unabänderliche Regeln zu dulden. Zeit und Verhältnisse beeinflussen sie stark, und was wir gestern tadelten, kann morgen unser Lob verdienen. Ob ein Haus in horizontaler oder vertikaler Richtung wächst, ist schließlich gleichgültig; wenn wir fünf oder sechs Stock hohe Gebäude für natürlich halten, sehen wir nicht ein, warum es verwerflich wäre, wenn sie die doppelte Zahl aufweisen. Die Verhältnisse sind meistens ganz gut, die Gliederung bewußt, und zum äußeren Schmuck werden feine Ornamente angewendet.

Mehr als die Stein- und Eisenkolosse selbst, bewunderte ich die Künstler subjektiv. Ob die Gebäude hoch oder niedrig, klassisch oder modern, ob ihr Material aus Kachel oder Eisen besteht wird mich schließlich erst in zweiter Reihe interessieren; die wahrhaft wichtige Seite der Frage ist auch hier die innerliche, die psychologische, was uns überrascht, ist stets die Begabung des Meisters. Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es noch kein Kunstleben in den Vereinigten Staaten. Maler, Schriftsteller und Baumeister tauchten vereinzelt auf, waren isoliert oder wurden Mitglieder der Londoner Royal Academy, wie Singleton, Copley, West und viele andre der Bahnbrecher. Heute hat jede größere Stadt Kunstinstitute. National Academy of Design, Carnegie Institute, Chicago Art. School, M'Micken School of Design, Pennsylvania Academy of fine Art, Art Student's League, Yale Art school, sind vorzügliche Schulen, deren einstige Zöglinge bisher schon unerwartete Erfolge erzielten. Die zwei Kunstzentren sind freilich New York und Boston. Die populärsten Zusammenkünfte werden in den Räumen der National Academy, Society of american Artists, American Water-

Colour Society, Society of American Landscape Painters und New York Water-Colour Club abgehalten.

Das Aufblühen des Kunstlebens hatte selbstverständlich großen Einfluß auf die geselligen Formen und auf die Verfeinerung des allgemeinen Geschmacks.

Einzelne Kunstindustriezweige, wie die Cookwoodschen Porzellane und die Longworthschen Ziergegenstände deuten auf eine gesunde Richtung, um das Tiffany-Haus gar nicht zu erwähnen, dessen Gold- und Silberarbeiten, Glasmalereien und Emaillearbeiten einen Weltruf erwarben. In Boston sind die besten Industrieschulen, und Massachusetts Institute of Technology mit eintausendzweihundert Zöglingen ist einzig in seiner Art.

Boston nimmt auch in andrer Hinsicht bezüglich des öffentlichen Unterrichts die erste Stelle ein. Die Stadt hat 600 Schulen und beschäftigt durchschnittlich 1500 Lehrer. Diese Zahlen sind um so bedeutsamer, als die Bevölkerung kaum eine halbe Million beträgt. In einer Vorstadt Bostons erhebt sich die Harvard University, die älteste Universität Amerikas, und etwas weiter Wellesley Lady's College, wo 700 Damen höheren Unterricht genießen.

Der öffentliche Unterricht ist eine interessante Seite des inneren Völkerlebens. Für eine jugendliche Nation ist es zweifach wichtig, wie die Schulen sind, wo ihre Söhne ihre Kenntnisse erwerben, unter welchen Bedingungen sie aufwachsen, unter welchen Einflüssen die nacheinanderfolgenden Generationen heranreifen und zu Männern werden.

Wie Amerika selbst, charakterisiert auch die Schulen die allgemeine Freiheit. Der staatliche Einfluß ist gering oder gar nicht vorhanden. Die meisten Institute sind selbständig oder städtisch und verfügen über eigenes, meist sehr bedeutendes Vermögen. So verausgabt Harvard jährlich nahezu fünf Millionen Mark, und die Einkünfte sind noch bedeutender. Die Freigiebigkeit für Lehrzwecke kennt keine Grenzen. Um andre gar nicht zu erwähnen gab Mr. R. zur Gründung der Chicago-Universität

über 1 000 000 Pfund. Mrs. C. errichtete ein katholisches Kollegium aus eigenen Mitteln. Mr. S. vermachte seine ganze Habe dem Wellesley.

Die Institute verraten schon äußerlich Wohlstand und Zufriedenheit. Gewöhnlich erheben sie sich inmitten großer Parkanlagen am Ufer der Flüsse und Seen. Die Lehrsäle, Speisesäle und Wohnräume sind zumeist in besonderen Gebäuden untergebracht. Einige Gebäude sind wahre Paläste, und ich besuchte manche Aula, wo 2000 Zuhörer bequem Plätze fanden, und Speisesäle, wo täglich 1000 Jünglinge speisten. Ihre Sammlungen wachsen zu Museen heran, und ihre Anordnung ist stets mustergiltig. Die Bibliotheken sind noch wertvoller, in den Vereinigten Staaten sah ich die praktischsten Einrichtungen derselben. Boston Library ist das schönste Bauwerk der Stadt, kostete zirka 15 Millionen und ist in seiner Art einzig. Charakteristisch sind die Lesesäle für Kinder; die vorhandenen Werke entsprechen dem Geschmack und Bedürfnis eines sechs- bis siebenjährigen Publikums, und neben den winzigen Tischen fehlen die kleinen, aber hoffnungsvollen Leser niemals.

Die amerikanische Jugend und das öffentliche Schulleben ist dem englischen ähnlich; sie bilden wohlorganisierte, geschlossene Gesellschaften, deren Mitglieder unabhängige Bürger sind; jeder Schüler ist für sich verantwortlich. Diese scheinbare Freiheit weckt das Selbstgefühl zeitig und alle trachten mit gutem Beispiel voranzugehen. In ihren Studien, im Privatleben und am Spielplatz suchen sie einander zu übertreffen und lernen bald die alte Grundwahrheit verstehen, daß die Liebe und Anerkennung der Mitmenschen den sichersten Weg zum Fortschritt ebne. Sie haben zahlreiche wissenschaftliche, künstlerische und Sportklubs, die jedem Gelegenheit geben, seine individuellen Neigungen und Fähigkeiten zu betätigen; sie redigieren Zeitschriften, ja sogar Tagesblätter, die interessante Tagebücher des Schuljahres bilden. Die Hauptzerstreuungen sind stets die körperlichen Übungen. Seit Sparta hat kaum jemand mehr für die körperliche

Entwicklung getan als die Angelsachsen. Aber die schweren Studien, die Mühen des spätern Lebens können nur starke und gesunde Körper ertragen; im gesunden Leibe wohnt gewöhnlich auch eine gesunde Seele.

Überflüssige Maßregeln, die stets Reaktion erwecken, sind ganz unbekannt. Eine Hauptbestrebung der Schulen ist, ihre Zöglinge durch Liebe und Ehrgefühl an sich zu fesseln, der Kindheit ein wohnliches Heim zu bieten und den Lebensfrühling angenehm zu gestalten. Was jedoch mit unerbittlicher Strenge bestraft wird, sind Vergehen gegen die Sittlichkeit; die kleinste Verirrung zieht oft das Ausschließen aus der Anstalt nach sich. Die sittliche Grundlage bildet eine der stärksten Seiten des amerikanischen Schulwesens.

Ich kann nicht bestimmen, wieviel bei der Entwicklung dieses Systems ein Ergebnis des Sport-Unterrichtes, der langen Erfahrung ist und wieviel auf der Tugend beruht. Das Resultat ist im allgemeinen ausgezeichnet. Die Lehranstalten veröffentlichen statt eines Ausweises der Schlußprüfungen den Lebenslauf und die Erfolge einstiger Schüler; diese Biographien sind ebenso interessant wie lehrreich. X. hat, um seine Schulauslagen zu decken, die Kleider seiner Genossen geputzt und vermietete sich in den Ferien als Diener. Nach Beendigung seiner Studien bat er um Arbeit in einer Fabrik, und als er sich ein unabhängiges Vermögen erworben hatte, begann seine politische Laufbahn; er ist kaum fünfzig Jahre alt und ist Botschafter. Als Erwachsener besorgte Y. noch Feldarbeiten, später gründete er eine Volksschule, lehrte die Farmkinder lesen und schreiben. Mit seinem ersparten Geld reiste er in die Stadt und trat in ein Kollegium, von dort aus ließ er sich im römischen Gregorianum einschreiben, und bald darauf wurde er einer der verdienstvollsten Bischöfe seines Landes. Z. war schon ein Mann, als er auf der Schulbank Platz nahm. Von dort aus wanderte er nach Cuba und bekam in Kaffeeplantagen Beschäftigung; anfangs kam er langsam vorwärts, später eröffnete er eine Wechselstube, dann

eine Bank, und heute wäre es keine kleine Aufgabe, die Millionen seiner Geldinstitute zu zählen.

Neben abgerissenen Schülern sitzen Söhne von Millionären. Letztere geben viel aus und leben glänzend, wie sie es zu Hause gewöhnt sind; doch erregt der Wohlstand kein Aufsehen und keinen Anstoß, weil die Chancen zu dessen Erlangung jedem offen stehen.

Die Lebensgeschichte mancher steinreicher Zöglinge ist nicht minder lehrreich. Wenn es mühsam ist, Millionen zu erwerben, ist ihre Erhaltung kaum leichter; doch den Überfluß teilen sie gerne für gemeinnützige oder wohltätige Zwecke aus. Oft gehen sie sogar weiter und trachten ihren Mitmenschen persönlich zu helfen. Mr. B. baute auf eigene Kosten ein Spital, wo er als Arzt fungiert. Mr. C. eröffnete ein Mustergymnasium, dessen Direktion er selbst verwaltet. Es dient zu wahrer Erquickung, das Beispiel solcher zwar ausnahmsweiser Gestalten inmitten gänzlich untätiger und leider an Zahl immer zunehmender reichen jungen Faulenzer zu finden. Ein großes Verdienst der amerikanischen Schulen ist, daß sie sich unmittelbar an das spätere Leben anschließen; sie bilden das erste Glied, aus dem die andren Teile sprießen. Es ist ein allgemeiner Irrtum unsers Unterrichts und unsrer Jugend, daß sie nach Beendigung der Studien mit dem letzten Zeugnis in der Tasche stets meinen, vollkommen vorbereitet in die große Welt zu treten. Das amerikanische System lehrt im Gegenteil, daß ein vorzügliches Maturazeugnis oder das glänzendste Rigorosum höchstens ein Aufnahmezeugnis für die viel strengere Schule des Lebens ist. Jeder, der sich behaupten, seinen Beruf erfüllen und das Ziel erreichen will, muß seine Arbeit fortsetzen und jeden Tag bis zum Ende seiner Laufbahn und seines Lebens lernen.

III.

Am 4. Juli 1776 verkünden drei Millionen Ansiedler die Freiheit und begründen die Vereinigten Staaten.

Nach Ablauf eines kurzen Jahrhunderts bilden sie eine Großmacht mit etwa 80 000 000 Einwohnern. Ihr Gebiet umfaßt, ohne Cuba und die Philippinen, 3 501 410 Quadratkilometer. Damit ein Volk solche Resultate erzielen kann, muß das politische Leben gewaltige Wellen schlagen. Es kann nur um den Preis gesteigerter Willenskraft, tiefwurzelnden nationalen Selbstgefühls und opferwilligen Patriotismus' so glänzende Siege erringen.

Als sich die Reiskolonien gegen neue Zollbeschlüsse des Mutterlandes auflehnten, die Stempelgebühren und Verbrauchssteuer verweigerten, als Indianer verkleidete Bürger die aus England angelangten Teesendungen in das Meer warfen, kannten sie die Tragweite ihrer Handlungen noch nicht; sie hatten sich noch kein Bild der Zukunft entworfen. Die neuen Vorstellungen kristallisierten sich erst allmählich zu deutlichen Begriffen, und diese gelangten nur langsam in die entfernten Kolonien.

Im Jahre 1775 brach der Freiheitskampf offen aus. Die Lexingtoner und Concorder Zusammenstöße gaben das Zeichen zum allgemeinen Aufstand; der Krieg dauerte ohne Unterlaß neun Jahre. Die Nation muß jeden Fußbreit Erde mit der Waffe in der Hand befreien; die Mächte anerkennen die Unabhängigkeit der Staaten erst 1783. Kaum waren die äußeren Feinde, Franzosen, Engländer und Spanier besiegt, bricht der Bürgerkrieg aus, um die Geplänkel mit Indianern gar nicht zu erwähnen. Die Revolution dauert von 1861 bis 1865 und verwandelte das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten in ein Schlachtfeld. Der Kongreß votierte auf einmal 500 000 Freiwillige, und an der Spitze des Heeres standen Führer wie Sherman, Lee, Grant, Lincoln. Das junge Volk schonte keine Auslagen, und die Tagesausgaben des Krieges beliefen sich auf $ 2 000 000.

Der Sklavenhandel verursachte keinen geringeren Sturm.

Der Aufschrei Fred Scotts erweckte sowohl bei seinen Negergenossen, als bei der Regierung der meisten Staaten Widerhall. Der Kampf ist in den südlichen Plantagen der blutigste. Die alten Sklavenzustände erwiesen sich unhaltbar und die man bisher als vernunftlose Tiere, im besten Fall als Sachen betrachtete, forderten die Ausdehnung der Gesetze immer lauter. Endlich trat Jefferson offen in ihrem Interesse auf und war der erste, der diese armen Arbeiter zum Erstaunen der Welt seine Brüder nannte.

Trotz inneren Zwists und Regierungsschwierigkeiten wächst das neue Land beständig; in kurzer Zeit bildet das stille Weltmeer seine westliche Grenze. Die Unterschiede zwischen einzelnen Staaten sind sowohl in ethnographischer als in geographischer Beziehung sehr bedeutend; die neuen Gebiete erhalten erst allmählich, nachdem sie einige Zeichen ihrer politischen Reife gegeben, ihre Selbstverwaltung.

Fünfundvierzig von einander unabhängige Staaten bilden heute die nordamerikanische Republik; jeder hat eine unabhängige Regierung, ein eignes Abgeordnetenhaus und einen Senat, deren Mitglieder frei gewählt werden. Trotz zentralistischer Richtung ist der Grundsatz von Madison, nach dem jeder einzelne Staat souveräne Rechte hat, von denen er nur einige auf die Föderalregierung überträgt, bis heute anerkannt, obzwar die Anhänger der Calhounschen Schule bezüglich der Auslegung der Rechtsbasis divergieren. Aber, welche Macht immer die Konstitution gab, hatte diese anfangs doch nur den Wert eines Entwurfs. Als Basis diente das Gemeindesystem der ersten Ansiedler; die anfänglichen Einrichtungen und Maßregeln entstanden gleichsam von selbst, sie entwickelten sich nach den Verhältnissen dem Bedürfnis entsprechend. Da sie weder zu detailliert noch zu kompliziert war, konnte sich die Entwicklung unausgesetzt fortgestalten.

Die wichtigsten Punkte wurden durch die Gesetzgebung ausgearbeitet, und die Staatsmänner, welche die Konstitution schufen,

hatten genug Lebenserfahrung und Lebensphiloſophie, um ihr eine ſichere Baſis, aber auch eine leicht veränderbare Form zu geben. Darum können die der noch immer ſtürmiſchen Entwicklung entſprechenden Modifikationen leicht und ohne Stockungen eingeführt werden.

Volksvertretung und Wahlſyſtem bilden die Baſis der Verwaltung und des Staatslebens. Die 45 Staaten ſind voneinander unabhängig; jeder hat ſein Abgeordnetenhaus und ſeinen Senat. An ſeiner Spitze ſteht ein Gouverneur, und die Vertretung aller Staaten bildet den Kongreß. Dieſer beſteht aus einem Abgeordnetenhaus oder Unterhaus und aus einem Senat oder Oberhaus. Erſteres zählt 357, letzterer 90 Mitglieder. Die Mandate erſterer dauern zwei, die letzterer ſechs Jahre. Ihr Jahresgehalt beträgt 5000 Dollars und eine Freifahrkarte. Alle erwachſenen Staatsbürger ſind wahlberechtigt, welches Recht ſich in einigen Staaten ſogar auch auf die Frauen erſtreckt.

Das Oberhaupt der Vereinigten Staaten iſt der Präſident; ſein Amt dauert vier Jahre mit 50 000 Dollar Gehalt. Das Volk erwählt ihn nicht unmittelbar, da es ſeine Stimme nur auf die Präſidentenwähler abgibt. Die Staaten haben ſo viele Präſidentenwähler, als ſie Deputierte und Senatoren zum Kongreß ſchicken. Die Wahl erfolgt alle vier Jahre am erſten Dienstag des Monats November. Neben dem Präſidenten fungieren acht Miniſter, die jedoch im Kongreß nicht erſcheinen; in dieſer Beziehung iſt die Verfaſſung vom engliſchen Parlamentsweſen durchaus verſchieden.

Sitz der Regierung iſt Waſhington. Man begann den Bau dieſer Stadt erſt im Jahre 1793, und 1800 zog die Regierung mit ihrem Rieſenapparat ein. Die Entſtehung Waſhingtons iſt ebenſo phänomenal, wie die der ganzen Nation. Auf einen Machtſpruch erhebt es ſich aus den Sümpfen des Potomac. Elliot vermißt das Moorland, und auf die tabula rasa zeichnet Enfant die radial verlaufenden Straßen, Promenaden und Gärten. Mittelpunkt der Stadt iſt das Kapitol mit ſeiner 270 Fuß hohen

Kuppel; das Gebäude ist prächtig und groß angelegt, seine Länge beträgt 800 Fuß, und es bedeckt einen Raum von drei und einhalb Joch. Seine Zier besteht aus weißen Marmorsäulen und -stiegen. Im rechten Flügel ist der Sitzungssaal der Senatoren, im linken jener der Abgeordneten. Es ist noch nicht ganz fertig und kostet über 16 000 000 Dollars. Die Ministerien sind nicht minder glänzend. Museen, wissenschaftliche Institute, Bibliotheken, Kasernen, Invalidenhaus, Spitäler, Taubstummenanstalt, Heim der Greise — jedes Gebäude ist großartig, alle wurden mit riesigen Kosten, nach vorausbestimmten Plänen erbaut. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Stadt, die einzig in ihrer Art ist, oder die riesigen Summen, die sie verschlungen hat. Die Tatkraft, die es erschuf, ist vielleicht auch an Washington das interessanteste.

Das politische Leben ist besonders während der Kongreßzeit ungemein rege. In Amerika politisiert alles, und in Washington ist jeder Politiker. Die Zahl der Staatsbeamten beträgt 40 000 und außerdem residiert hier das diplomatische Korps der ganzen Welt. Wo wir hinschauen, sehen wir Staatsgebäude; wo wir hingehen, begegnen wir Amtspersonen. Alles ist hier amtlich; und die maschinenhafte Vollkommenheit, die uhrartige Pünktlichkeit dieser Organisationen betrachtend, bei denen das Gemeinwohl einzig maßgebend scheint, verschwindet die Person mit ihren individuellen Zügen, kleinlichen aber zahllosen Gefühlen und Leidenschaften, als ob es außerhalb der Berechnung bliebe, unterdrückt wäre und aufhörte.

Als ich zum ersten Male in Washington verweilte, war die allgemeine Aufmerksamkeit auf die bevorstehende Präsidentenwahl gerichtet. Wahlbewegungen und Parteiwerbungen nehmen hier die Gestalt wahrhafter Feldzüge an; Arme und Reiche haben ihre Rolle, die Stimmen der Mächtigen wie der Elenden werden eifrig gesucht. Das Wahlrecht gebührt Gebildeten und Ungebildeten in Colorado, Utah und Wyoming, sogar Frauen gleichmäßig. Wer sich erst seit einigen Monaten niederließ, genießt

dieſelben Bürgerrechte wie der geborene Amerikaner. Unter den verſchiedenartigſten oder widerſprechendſten Verhältniſſen bleibt das Wahlſyſtem unverändert.

Wie immer gerecht und richtig dieſes Geſetz prinzipiell auch ſein mag, gibt es zu den größten Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten Gelegenheit. Die ſtets erneuerten Wahlen erfolgen mit fieberhaften Kämpfen; die Volksleidenſchaft kennt dabei keine Grenzen, und ihre Urkraft bricht zügellos hervor. Unter ſolchen Verhältniſſen erringen nicht immer die Würdigſten die Palme, und die zur Macht gelangte Majorität hat in manchen Fällen weder die Bildung noch den Beruf, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Sie mißbraucht ihre Stellung, und die ruhigeren Elemente werden oft vom öffentlichen Leben ganz ausgeſchloſſen.

Von dem Standpunkt der Staatswiſſenſchaft aus hat dieſes Syſtem noch einen andren Nachteil, nämlich, daß die Politik einen großen Teil der nationalen Energie und Intelligenz auf bloße Parteikämpfe verſchwendet.

Der gegenwärtige Parteikrieg iſt noch erbitterter als die früheren, und ihr Ergebnis iſt von größerer Bedeutung. Der neue amerikaniſche Imperialismus und die ſtrengen Anhänger des Monroe-Prinzips ſtehen ſich feindlich gegenüber.

Wenn wir in der Geſchichte der Vereinigten Staaten, trotz ihres kurzen Beſtandes, drei Perioden unterſcheiden — erſtens die ſchweren Zeiten der Entſtehung und Freiheitskämpfe, zweitens die der inneren Organiſation und der traurigen Bürgerkriege, drittens die der heutigen arbeitſamen, reichen und mächtigen Großmacht — bemerken wir ſchon jetzt das Herannahen eines vierten Stadiums, in dem das erobernde, imperialiſtiſche Amerika auf dem internationalen Schlachtfeld erſcheinen wird. Jede dieſer Epochen bildet ein Kapitel. Ihre Aufgaben ſind in mancher Beziehung verſchieden, ihre Kämpfe erfolgen auf verſchiedenen Gebieten, ihre Ziele und Wünſche ſchweben ihnen in verſchiedener Geſtalt vor. Heute lautet der Wahlſpruch

„Imperialismus", die allgemeine Meinung will Kriege führen, kolonisieren und erobern.

Amerikas Entwicklung folgt elementaren Naturgesetzen und läßt sich weder durch Hindernisse noch durch internationale Kongresse hemmen. Der oft erwähnte Monroe-Satz: „So wie das Recht Europas auf amerikanischem Gebiet aufhört, ebenso müssen sich die Vereinigten Staaten jeder Aktion jenseits ihrer Grenzen enthalten", sinkt immermehr in Vergessenheit. Obzwar er in diesem Sinne Rechtskraft erhielt, pflegt man ihn verschiedenartig zu erklären; die Eroberung Cubas erhielt den Namen Befreiung; und da die Insel zum Kontinent Amerikas gehört, trat sie nicht in offenen Widerspruch zum Monroe-Grundsatz. Bezüglich der Philippinen besteht dieser Fall nicht, und doch legten sie ihre Hand darauf. Heute stehen ihre Panzerschiffe in fremden Gewässern, und die Paragraphen des Monroe-Satzes modern unterdessen im internationalen Archiv.

Vox populi suprema lex, die Nation fordert eine Eroberungspolitik, eine Großmacht kann ohne Kolonien nicht bestehen. Die Macht der Vereinigten Staaten besteht in ihrem Gewerbe und Handel. Für ihre Rohprodukte sichern die Häfen Europas genügenden Export; aber ihre in ungewöhnlichen Verhältnissen aufblühende Industrie sucht neue Absatzgebiete. Die gegenwärtige anglo-amerikanische Freundschaft wurzelt vor allem in Handelsverträgen. Nur große nationalökonomische Vorteile bewogen England zur Neutralität beim Ausbruch des spanischen Krieges, wie auch Amerika die südafrikanischen Republiken ohne vorhergehende Vereinbarung nicht ohne Hilfe gelassen hätte. Wie immer diese Politik getadelt wird, machen sie die augenblicklichen Bedürfnisse beider Staaten verständlich. Die beiden großen angelsächsischen Völker fordern fest aufeinandergestützt ihre Vorteile. Ein Konflikt ihrer Interessen wird erst später, etwa bei der Abtrennung Kanadas oder Australiens ausbrechen.

Die Regierung in Washington hatte früher zahlreiche Angelegenheiten zu erledigen; vor einigen Jahren warf sie, unter

dem Vorwand armenischer Grausamkeiten, der Pforte den Handschuh hin. Das Strohfeuer erlosch bald, wichtigere Aufgaben erdrückten es. Die Aufstände sind nicht behoben, sie ruhen nur unter vielen andern Punkten der orientalischen Frage begraben. Aber wenn in einer unerwarteten Stunde an den Dardanellen ein Schuß fällt, wird das rot-weißgestreifte Sternenbanner nicht nur vor Konstantinopel erscheinen, sondern voraussichtlich sehr hoch flattern. Welchen europäischen Mächten sich Amerika bei der endgültigen Regelung der orientalischen Frage anschließen wird, kann auch unserm auswärtigen Amt nicht gleichgültig sein. Doch ist sein Blick gegenwärtig weniger gegen West- als gegen Ost-Asien gerichtet, und die Welt verfolgt mit allgemeiner Spannung die Bewegungen der nach dem Lande der aufgehenden Sonne segelnden amerikanischen Flotte. Seitdem Amerika auf dem Felde internationaler Politik erschienen ist, interessiert es alle Völker. Auch ohne übertriebene, allzu sanguinische Hoffnungen scheint diesem Lande, wenn es nur teilweise solche Erfolge erzielt, wie auf dem Gebiet materieller und geistiger Entwicklung, eine außerordentliche Rolle in der Weltgeschichte angewiesen zu sein.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin W. 35.

Erinnerungen an die oſtaſiatiſchen Kaiſerreiche und Kaiſer.

Rußland — China — Korea — Japan.

Von

Mgr. Graf Vay de Vaya

Apoſtoliſcher Protonotar HP. SH.

Gr. 8°. Geh. 6 Mk., elegant in Halbfranz geb. 8 Mk.

Inhalt:

Einleitung. — Der Zar aller Ruſſen zu Hauſe. — Nach dem fernen Oſten auf der transſibiriſchen Bahn durch Sibirien. — Die Mandſchurei am Vorabend des Krieges. — Peking. — Im Sommerpalaſt des Kaiſers von China. — Korea. — Der erſte Tag in Söul. — Empfang am Kaiſerlichen Hoflager von Korea. — Tokio. — Der Mikado und die Kaiſerin. — Japan und China an der Schwelle des XX. Jahrhunderts. — Nachwort.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin W. 35.

Beiträge
zur
indischen Kulturgeschichte

von Richard Garbe.

8°. **Geheftet 6 Mark, elegant gebunden 7 Mark.**

Inhalt:

Vorwort.
1. Die Weisheit des Brahmanen oder des Kriegers?
2. Die sechs Systeme indischer Philosophie.
3. Der Milindaganha, ein kulturhistorischer Roman aus Altindien.
4. Die Witwenverbrennung.
5. Über die Thugs.
6. Über den willkürlichen Scheintod indischer Fakirs.
7. Leben der Hindus, eine Skizze.

Indische Reiseskizzen

von Richard Garbe.

Gr. 8°. **Geheftet 6 Mark, elegant gebunden 8.50 Mark.**

Inhalt:

Vorwort.
1. Von Triest nach Bombay.
2. Bombay.
3. Die indischen Prachtstädte.
4. Ein Studienjahr in Benares.
5. Die Hauptstadt des indischen Kaiserreichs.
6. Sommerfrische im Himalaya.
7. Erholungsreise nach Ceylon.
8. Leben der Europäer in Indien.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

YC 27890

M329998